Hist. univ. Gt. 1.15
136
Condillac

Des Herrn
Abts von Condillac
Geschichte
der ältern und neuern
Zeiten.

Aus dem Französischen übersetzet
von
Johann Christoph von Zabuesnig.

Dritter Band.

Mit Röm. Kaiserl. allergnädigster Freyheit.

Augsburg,
bey Matthäus Riegers sel. Söhnen.
1779.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Fünftes Buch.

I. Kapitel.

Von den alten Völkern in Italien. Seit. 1

II. Kapitel.

Von der Erbauung der Stadt Rom und von Romulus. 23

III. Kapitel.

Numa, der zweyte König zu Rom. 40

IV. Kapitel.

Tullus Hostilius, der dritte König. 52

V. Kapitel.

Ancus Marcius, der vierte König. 54

VI. Kapitel.

Tarquinius der Alte, fünfter König. 56

VII. Kapitel.

Servius Tullius, der sechste König. 63

VIII. Kapitel.

Tarquinius mit dem Zunamen der Hoffärtige, siebenter König. 73

IX. Kapitel.

Betrachtungen über die Zeiten der römischen Monarchie. 78

Sechstes Buch.

I. Kapitel.

Bis zur Erwählung der Zunftmeister des Volkes. 84

II. Kapitel.

Betrachtungen über die Römer nach der Erwählung der Zunftmeister. 108

III. Kapitel.

Bis auf den Frieden, welchen Coriolan mit den Römern schloß. 118

IV. Ka-

IV. Kapitel.

Bis zur Ausrufung des Gesetzes des Volero. 133

V. Kapitel.

Bis zur Erwählung der Zehnmänner zu einem Gesetzbuche. 151

VI. Kapitel.

Von der Regierung der Zehnmänner. 171

VII. Kapitel.

Von einigen Verändrungen, welche unvermerklich in der Verfassung der Republik vorbeygiengen. 187

VIII. Kapitel.

Bis zur Ernennung der Zinsmeister. 197

IX. Kapitel.

Bis zur Einführung einer Löhnung für die Soldaten. 209

X. Kapitel.

Bis zur Eroberung von Vejos. 229

XI. Ka-

XI. Kapitel.

Betrachtungen über die römische Republik zur Zeit der Eroberung von Vejos. 239

XII. Kapitel.

Bis auf die Verheerung der Stadt Rom von den Galliern. 246

XIII. Kapitel.

Bis zur Aufhebung des militarischen Zunftmeisteramts, wo beyde Stände der Republik gleiches Recht zum Bürgermeisteramte erlangen. 256

XIV. Kapitel.

Bis zur Erwählung vier neuer Priester, und fünf neuer Zeichendeuter, wo endlich die gemeinen Bürger zu allen Würden gelanget sind. 279

XV. Kapitel.

Bis zur Eroberung Italiens. 315

XVI. Kapitel.

Von der Verfassung der Republik um das Ende des fünften Jahrhunderts. 329

XVII. Ka-

XVII. Kapitel.

Gemüthsart der Römer. 337

Siebentes Buch.

I. Kapitel.

Von den Karthaginensern bis auf ihr Bündniß mit Xerxes. 343

II. Kapitel.

Von Karthago und Sicilien bis zu Ende des Krieges, den die Karthaginenser auf diesem Eylande führten. 353

III. Kapitel.

Von Sicilien und Karthago bis zum Tode Dionysius des Aeltern. 371

IV. Kapitel.

Von Sicilien und Karthago bis zum Tode des Timoleon. 389

V. Ka

V. Kapitel.

Betrachtungen über die Regierung von Syrakusa. 406

VI. Kapitel.

Von Sicilien und Karthago bis zum ersten punischen Kriege. 412

VII. Kapitel.

Vergleichung der Römer und Karthaginenser. 427

Geschich-

Bayerische
Staatsbibliothek

Geschichte
der ältern Zeiten.

Fünftes Buch.

I. Kapitel.
Von den alten Völkern in Italien.

Italien ist eine Halbinsel, welche durch die Kette des Alpengebirgs am festen Lande hängt. Es war bevölkert, ehe die Schiffahrt erfunden war, und folglich sind die ersten Einwohner zu Lande dahin gekommen.

Die Alpen haben drey Päße: einen gegen Norden; den andern gegen Süden; und den dritten gegen Tirol und das Tridentinerland. Die Illyrier gränzten an den ersten; die Iberier oder

Spanier an den zweyten; und die Celten an den dritten. Es ist dann Italien vermuthlich von diesen Nationen zu erst bevölkert worden.

Die mündliche Uebergabe giebt uns zu verstehen, daß um das Zeitalter der Titane, die Künste in den östlichen Theilen Europens kaum angefangen hatten; und wir mögen urtheilen, daß sie in den Landschaften, die von Asien weiter entfernet waren, noch weniger bekannt gewesen seyn. Es ist wahrscheinlich, daß dortmals die europäischen Nationen, wenigst größten Theils, nur herumirrende Völkerschaften waren, die nichts, oder sehr wenig, vom Ackerbaue wußten. Jene, die etwa eine Kenntniß davon haben mochten, werden ihn, wie die Titane, je nach den Umständen, betrieben oder vernachläßigt haben; sie fuhren fort herumzuirren, und setzten sich nur alsdann irgendwo fest, wann sie dazu genöthiget waren. Also sind jene Völker beschaffen gewesen, die man nachmals Illyrier, Celten, Iberier geheißen hat.

Die Landschaften, wo die Illyrier, Celten, und Iberier wohnten, sind ohne Zweifel von andern Völkern bewohnt gewesen, die wir nicht kennen. Alle jene herumirrenden Völker, welche beständig über einander herfielen, verjagten, vereinigten, und vermengten sich mit einander. Die Griechen, zum Beyspiele, werden sich bald mit den Illyriern vermischet, bald dieselben vor sich her getrieben haben, und durch die nämlichen Pässe in Italien eingedrungen seyn. Ja, es läßt sich begreifen, daß zu jenen Zeiten, wo die

Völ-

Völkerschaften sich nicht so leicht ansetzen wollten, Völker nach Italien haben gelangen können, die aus sehr entlegenen Landschaften kamen.

Aus der Uebergabe, welche das Andenken von einigen dieser alten Auswandrungen erhalten hat, ist bewiesen, daß die Völker, die in Latium, und in einigen Bezirken von Toscana wohnten, sich für Abkömmlinge von Griechenland hielten; und diese Meynung war nicht ohne Grund: denn sie hatten in ihren Gebräuchen und in ihrer Sprache viele Dinge mit den Griechen gemein. Es ist gleichwohl zu glauben, daß sich andere Völker unter sie gemenget hatten: weil aber der meiste Theil aus Griechen bestanden ist, so schien es, als hätten sie alle den gleichen Ursprung gehabt.

Die ersten Völkerschaften giengen nach Italien über, weil sie ihre Stätte verändern wollten, oder weil sie aus den Landschaften, wo sie wohnten, verjaget worden sind. Sie hatten nicht gedacht in ein Land auszuwandern, das sie nicht kannten. Sie suchten nur ihren Unterhalt, und giengen auf gerathewohl immer weiter und weiter fort: und dieser Grund allein mußte sie nach Italien, wie nach andern Orten, führen.

Da sie von andern Völkerschaften, die ihnen auf dem Fuße folgten, verdränget wurden, und nicht mehr zurückkehren konnten, breiteten sie sich im südlichen Theile aus. Also wurde ganz Italien allmählig bevölkert, und die Bevölkerung nahm dergestalt zu, daß man auf Mittel denken

mußte, auf die benachbarten Inseln auszuwandern. Man gieng nach Sicilien, Corsika, und Sardinien über.

Die Völkerschaften hielten sich immer so lang in Italien auf, als sie von den Früchten leben konnten, welche das Erdreich von Natur hervorbrachte. Aber sie fanden ihren Unterhalt desto schwerer, jemehr die Bevölkerung zunahm. Dann waren sie gezwungen, das Feld zu bauen, und setzten sich fest: und dieß war in jenem Theile von Europa der Anfang der bürgerlichen Gesellschaften.

Ich sage, die Völkerschaften haben das Feld nicht eher gebauet, als sie dazu gezwungen waren. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Menschen sich um die Kunst bewerben, das Wachsthum der Früchte zu befördern, wann das Land, welches sie bewohnen, ohne ihr Bemühen Früchte im Ueberflusse hervorbringt. In Asien, wo der Feldbau zu jeder Zeit bekannt war, haben wir Völkerschaften Jahrhunderte lang herumirren gesehen.

Ich behaupte nicht, daß man in Italien im Nothfalle gewesen sey, die allerersten Entdeckungen vom Feldbaue zu machen. Wahrscheinlicher Weise hatten einige unter den Völkerschaften, die dahin wanderten, obschon sie wie die Titane herumirrten, auch einige Kenntnisse davon, wie diese. Das war genug, um einen Anfang zu machen. In der Folge sind aus Bedürfniß die Beobach-

obachtungen erweitert, und der Feldbau vollkommener gemacht worden.

Wir werden in Italien beobachten, was wir schon im Griechenlande gesehen haben: denn die Begebenheiten müssen nothwendiger Weise einerley seyn, wann die Umstände und die Bedürfnisse die nämlichen sind. Die bürgerlichen Gesellschaften waren im Anfange sehr unbeträchtlich, und ihre Besitzungen erstreckten sich nicht weit. Eine jede Völkerschaft wählte sich einen Platz aus, baute etliche Hütten, und legte also den ersten Grund zu Städten an.

So lang sie herumirrten, machten sie lauter Truppen aus, von denen jede ihren Führer hatte. Nachdem sie sich angesetzt hatten, machten sie lauter bürgerliche Gesellschaften aus, von denen auch jede ihr Oberhaupt hatte; und ihre Regierungsart war monarchisch.

Da diese kleinen Monarchien mit Sorgen beschäfftiget waren, die ihre häusliche Einrichtung mit sich brachte, so kannten sie die Begierde nach Erobrungen nicht. Ja, sie waren so glücklich, daß sie dieselbe noch nicht kennen konnten: sie hatten andere Bedürfnisse.

Eine Nation, die mächtig hätte seyn können, weil sie zahlreich war, dachte nicht allein an ihre Erweiterung nicht; sondern vertheilte sich dagegen unter eben so viele Führer, als sie verschiedne Bezirke bewohnet hat.

Jede Stadt wollte ihren König haben. Mehrere Städte hätten sich für eine einzige Nation be-

trachten können, weil sie einerley Ursprung hatten: aber sie kamen nicht auf den Einfall, eine einzige Monarchie zu errichten.

Diese Regierungsart war die gewöhnlichste bey den Hetruriern und Lateinern, den einzigen Völkern, von denen die Geschichte vor der Erbauung der Stadt Rom eine Meldung machet. Gleichwohl hatten die Hetrurier nicht allein Toscana, sondern auch die ganze Küste an der mittelländischen See bis an die Meerenge Siciliens inne gehabt. Wenn nun ein so beträchtliches Volk nur aus kleinen Städten bestand, so ist zu vermuthen, daß es mit den übrigen Völkern die nämliche Beschaffenheit hatte.

Es entstanden freylich öftere Kriege: aber sie waren schnell zu Ende gebracht. Man wollte keine Erobrungen machen; man wollte sich nur für irgend eine Beleidigung rächen: und nachdem man die Felder seines Feindes niedergebrannt, oder die Früchte weggeführt hatte, gieng man wieder nach Hause. Es gab nur alsdann große Veränderungen, wann etwa neue Völkerschaften kamen, welche mächtig genug waren, um die alten zu zwingen, sich enger zusammenzuziehen. Unterdessen, da sie nichts weiter als ihren Unterhalt suchten, wurde die Ruhe wieder hergestellt, sobald man ihnen so viel Erdreich abgetreten hatte, als sie bedorften, eine Pflanzstätte anzulegen.

Es scheint nicht, daß vor den Römern ein Volk in Italien auf den Gedanken gerathen sey, seine Nachbarn zu bewältigen. Denn keines konn-

konnte sich auf Erobrungen verlegen, oder auch nur den Ehrgeiz nach Erobrungen haben.

In den Städten, von denen jede für sich bestand, waren alle Bürger zugleich Bauern und Soldaten; oder eigentlicher zu sagen, war ein jeder wechselweise Soldat oder Bauer. Es hatte dann eine Stadt keine Truppen, die immer bewaffnet waren: sie hatte nur welche von Zeit zu Zeit, um sich zu vertheidigen oder zu rächen.

Allein sobald sie nicht bedacht war, immer so viel Mannschaft auf den Beinen zu halten, als erklecklich gewesen wäre, die Völker, welche sie besiegt hatte, in ihrer Bothmäßigkeit zu erhalten; so dachte sie auch nicht, die Völker zu besiegen, um dieselben unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen. Nach erhaltenem Siege that sie ihrem Feinde so viel Uebels, als sie ihm thun konnte; und hatte man die Waffen abgelegt, so blieb der Besiegte unabhängig, wie zuvor.

Der erste Gegenstand einer solchen Stadt wird gewesen seyn, für ihre Unterhaltung zu sorgen, und der zweyte, ihren Nachbarn furchtbar zu werden, damit sie dieselben nicht etwa selbst zu fürchten hätte. Wenn sie in dieser Lage gezwungen war, gegen eine andere Stadt, die sie fürchten mußte, oft zu den Waffen zu greifen, so fieng der Krieg verschiedenmal wieder an, bis eine von beyden zerstöret war. Was nachmals vom besiegten Volke noch übrig blieb, wurde mit dem siegenden Volke in der nämlichen Stadt vermenget, oder streute sich in andere Städte aus.

Eine solche Veränderung konnte in Städten, die einander ohngefähr gleich waren, nur selten Platz finden. Denn da die Kriege nur in flüchtigen Ueberfällen bestanden, gewann jede Stadt durch den Zwischenraum des Friedens so viel Zeit, daß sie sich von ihrem Schaden erholen, und die Waffen mit Vortheile wieder ergreifen konnte.

Keines von diesen Völkern kannte noch die Kunst, wodurch sich ein Eroberer von einem Siege zum andern den Weg bahnet. Ja, sie konnten dieselbe nicht kennen, weil nach einigen Gefechten der Sieger, wie der Besiegte, nothgedrungen war, die Waffen von sich zu legen. Die Siege waren dann selten entscheidend: zum mindsten hatten sie keine großen Folgen, und in jedem Feldzuge mußte man wieder von vornen anfangen.

Das Oberhaupt oder der König einer Stadt unternahm es also nicht, seine Nachbarn zu unterjochen: erstlich, weil es, wie wir anderswo gesagt haben, schon hätte Erobrungen geben müssen, um auf diesen Gedanken zu kommen; und es hatte noch Niemand an Erobrungen gedacht: zweytens, weil ihm die Beschaffenheit der Regierung alle Mittel zu Erobrungen benahm; und folglich fiel ihm nicht ein, eine Unternehmung zu wagen, von welcher er noch kein Beyspiel sah.

Da er nur eine beschränkte Gewalt hatte, so hieng es nicht von seiner Macht ab, Auflagen zu machen, um beständige Truppen in seinem Solde zu haben. Die besoldeten Truppen und die

Auflagen waren sogar noch unbekannte Dinge. Es gab keine andern Soldaten, als Bauern, welche bald wieder die Waffen von sich legen mußten, um den Pflug zu ergreifen. Sie führten den Krieg für sich, und auf ihre Kosten; sie hatten kein anders Absehen, als den Feind zu plündern, und sie eilten mit der Beute, die sie gemacht hatten, wieder nach Hause zu kehren.

Wenn das Oberhaupt einer Stadt nicht daran denken konnte, Eroberungen zu machen; so dachte eine Nation, die aus verschiedenen Städten bestand, eben so wenig daran. Eine solche Nation war, wie die Republik von Achaja, eine Verbindung verschiedner kleiner Völker, die nur zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung die Waffen ergriffen. Alle waren gleich sehr für ihre Unabhängigkeit eingenommen: alle wollten sich nach ihren Gesetzen oder ihren Gebräuchen beherrschen. Sie hatten keinen andern Ehrgeiz.

Es mochte geschehen, daß ein Volk, welches gezwungen war, alle Jahre zum Kriege zu schreiten, sich gegen alle seine Nachbarn nach einander zu vertheidigen hatte, und die meisten Kriege, die es unternahm, mit Siegen beschloß. Aber es breitete, um seiner Siege willen, seine Herrschaft nicht über Länder aus, von denen es alle seine Kräfte hernahm, sobald es sich wieder in seine Mauern zurückbegab: und der Sieg both ihm nur zweyerley Mittel an, um die Feinde, die es geschlagen hatte, außer Stand zu setzen, ihm wieder zu schaden: entweder, da es einen

Theil davon in seine Stadt übersetzte, und ihre Stelle durch Pflanzungen seiner Bürger ergänzen ließ; oder da es alle dahin übersetzte, nachdem es ihre Wohnungen zerstöret hatte, und sie zu lauter Bürgern machte. Dieß waren die einzigen Mittel, die ihm nach den Umständen, in welchem es sich befand, einfallen konnten.

Das Volk wuchs zwar auf diese Weise an, aber sehr langsam. Ueberdas entstand aus diesem Anwachse kein Reich, welches dem Reiche eines Eroberers glich. Die Völker, die es besieget hatte, waren keine Unterthanen, auf die sich seine Herrschaft erstreckte, sondern Bürger, die es sich erwarb: und wenn es dieselben an seinen Vorrechten Theil nehmen ließ, so machten sie mit ihm nur einerley Nation aus. Also haben sich die Römer verhalten, und dadurch machten sie sich, nach langer Zeit und wider ihr Wissen, auf große Erobrungen gefaßt.

Da die Völker in Italien nicht in der Verfassung waren, Erobrungen zu machen; so wurden Pflanzungen das einzige Rettungsmittel für Städte, welche nicht alle ihre Bürger ernähren konnten. Dionys von Halikarnassus erzählet uns, was in dergleichen Fällen üblich war; und wir dörfen es ihm glauben: denn diese abergläubischen Gebräuche sind von der Beschaffenheit, daß sie durch die mündliche Uebergabe erhalten werden, und außerdem sind sie den Vorurtheilen der alten Völker sehr angemessen.

Man weihete alle junge Leute von einem gewissen Alter einem Gott: man gab ihnen Waffen, und nachdem man Opfer verrichtet hatte, schickte man sie aus, sich ein neues Vaterland zu erwerben. Wenn dieser Entschluß bey glücklichen Zeiten war gefasset worden, so dankte man den Göttern, daß sie die Nation vermehret hatten, und man glaubte, daß die Kolonie im guten Zeichen abreisete. Geschah es zu armseligen Zeiten, so ließ man nichts außer Acht, um die erzörnten Götter zu besänftigen, und man trennte sich hart von Bürgern, die man aus Noth von sich lassen mußte. Gleichwohl reiseten sie ab, und waren der Meynung, es werde der Gott, dem man sie geweihet hatte, ihr Beschützer werden, und ihre Unternehmung könne nicht unglücklich ausschlagen. Manchesmal trat ihnen eine Nation freywillig eine Wohnung ab; zuweilen setzten sie sich mit Gewalt der Waffen fest: oft mislung es ihnen, ohne Zweifel, und sie verloren ihr Leben oder ihre Freyheit. Im übrigen, wann es ihnen gut von Statten gieng, scheint es nicht, daß die Stadt, von der sie ausgezogen waren, sich eines Rechts über sie, oder über das Land, wo sie sich festgesetzt hatten, angemaßt habe.

Die Religion der meisten Völker in Italien war im Grunde die nämliche, wie sie die ersten Griechen hatten. Bloß kannten sie, nach dem Berichte des Dionys von Halikarnassus, die Fabeln nicht, welche den Göttern zur Unehre gereichten:

ten: vermuthlich, weil die Auswanderung derjenigen, die von griechischer Abkunft waren, älter gewesen war, als die Erfindungen der Dichter.

Der Aberglaube auf Vordeutungen scheint der Hauptgrund ihrer Religion gewesen zu seyn, und in dieser Gatrung haben sie die Griechen übertroffen. Vor ihnen hatten ihn die Aegyptier zu einer Kunst gemacht, und sie hatten nach den Beobachtungen, die sie sich gesammelt haben wollten, Regeln darüber erdacht. Es mögen nun selbst die Aegyptier dieses Vorurtheil nach Italien gebracht haben, wovon keine Spur gefunden wird; oder es mögen die Griechen erst alsdann dahin gekommen seyn, nachdem es die ägyptischen Pflanzvölker unter ihnen ausgebreitet hatten; oder es mag Italien eben so gut, als Aegypten, aufgelegt gewesen seyn, diese wilde Pflanze hervorzubringen: so ist doch gewiß, daß vor der Erbauung der Stadt Rom die Hetrurier schon im Rufe waren, in der Wissenschaft der Vordeutungen sehr erfahren zu seyn.

Warum ist nun diese nichtswürdige Kunst mehr in Italien als in Griechenland betrieben worden? Weil dorten der Zufall nicht auch zur Entstehung der Orakel Anlaß gegeben hatte. Auf beyden Seiten zog man in allen öffentlichen und Privatunternehmungen die Götter zu Rathe. Allein die Griechen fragten die Orakel, weil sie welche hatten; folglich achteten sie weniger auf die Vordeutungen. Die Völker Italiens verlegten

sich

sich auf die Vordeutungen, weil sie keine Orakel hatten.

Alles war Vordeutung, auch die allergemeinsten Begebenheiten: das Nießen, ein Fall, die Begegnung eines Thieres, das erste Wort, das man hörte, wann man aus seinem Hause gieng, ein Blitz, u. d. gl.

Seltene Naturerscheinungen schienen noch deutlicher den Willen der Götter anzudeuten. Von dieser Art waren leuchtende Körper, die sich während der Nacht am Himmel blicken ließen, Regen von Steinen, Nordlichter, und andere natürliche Wirkungen, über die wir nicht mehr erstaunen, und die man für Wunderdinge hielt.

Es gab überhaupt zweyerley Vordeutungen, glückliche oder unglückliche. In den gottesdienstlichen Ceremonien, bey den öffentlichen Verrichtungen, in den Privatgeschäfften war man sehr besorgt, nur mit Worten anzufangen, die man von guter Vordeutung hielt: ein Wort, das einen traurigen Gedanken erwecket hätte, wäre ein böses Zeichen gewesen. Man kann in Dionys von Halikarnassus (*) lesen, warum ein Mensch, der gegen Osten gekehret ist, einen Blitz, der von seiner Linken zur Rechten fährt, für eine günstige Vordeutung halten soll.

Die Entstehung eines Vorurtheils von dieser Art darf Niemand Wunder nehmen. Je unwissender die Menschen sind, desto eilfertiger schließen sie nach einigen unbestimmten Verhältnissen auf

(*) L. 2. c. 2.

auf die Ursachen der Dinge. Sie finden nun dergleichen Verhältnisse zwischen einem schädlichen Thiere, und einem Zufalle, welchen sie fürchten, wie zwischen einem nützlichen Thiere, und einer Sache, von der sie einen glücklichen Ausgang wünschen. Folglich, wenn Jemanden eine Unternehmung mislung, so erinnerte man sich zum Beyspiel, er habe einen Wolf begegnet, als er aus dem Hause gieng; und gelung sie ihm, so erinnerte man sich etwan, er sey auf einen Bienenschwarm gestoßen. In beyden Fällen wunderte man sich also nicht mehr über das, was einem begegnet war.

Die Menschen erwarteten nicht allezeit, daß sich die Vordeutungen von selbst anbiethen sollten. Sie bathen darum, und da sie nicht allezeit versichert waren, die Sprache der Götter richtig zu erklären, so brauchten sie die Vorsorge, daß sie denselben die Mittel vorschrieben, ihren Willen bekannt zu machen. Das ist mein Vorhaben, hieß es: wenn ihr es gutheißet, so machet, daß die Hand voll Steine, die ich aufheben werde, von gleicher Zahl sey; machet, daß mir Thiere von dieser oder jener Art begegnen, u. d. gl. Also haben die Loose und andere Vordeutungen aufkommen können.

Wir sind von Natur begierig zu erhalten, was wir verlangen. Man foderte dann keine Wunder von den Göttern. Man erklärte zwar die außerordentlichen Erscheinungen, die sie entstehen ließen: aber wenn man nur auf Wunder von

dieser Art gerechnet hätte, so würde man allzu lang auf ihre Antwort haben warten müssen. Man verlangte dann von ihnen nicht, daß sie den Lauf der Natur unterbrechen sollten: sondern man wollte nur, sie sollten sich der Dinge bedienen, die man zum öftesten wahrnimmt, und man war zufrieden, wenn sie sich nur erklärten. Allein für Leute, die auf dem Lande leben, ist nichts gemeiner, als Vögel zu singen zu hören, und fliegen zu sehen. Deßhalben sind die Vordeutungen von dieser Gattung so gemein gewesen, daß die Worte augurium und auspicium (*) welche ihre eigentlichen Benennungen waren, bey allen Arten von Vordeutungen gebraucht worden sind.

Man kann sich einbilden, daß, so wie dieser Aberglaube allgemach eingeführt würde, entweder die Priester haben Zeichendeuter, oder die Zeichendeuter Priester werden müssen. Und sobald dieses geschah, so gab es eine Versammlung, welcher daran gelegen war, diesen Aberglauben zu unterhalten, und es ist nicht zu wundern, daß man eine Kunst daraus gemacht hat.

Man verband mit dieser Kunst die Kunst der Wahrsagung aus den Eingeweiden; das ist, die Kunst, in den Eingeweiden der Opferthiere die Zukunft vorzusehen: denn es geschah selten, daß man die Götter zu Rath fragte, ohne ihnen Opfer zu entrichten. Diese zwo Künste haben bey den Völ-

(*) Man sagte: augurium, ab avium garritu, und auspicium, ab avium aspectu.

Völkern Italiens die Stelle der Orakel vertreten.

Ohne Zweifel verlangte man von den Göttern lauter günstige Antworten. Waren sie aber ungünstig, so wäre es grausam gewesen, wenn man nichts mehr zu hoffen gehabt hätte. Die Völker wünschten also, die Wirkung der bösen Vordeutungen verhindern, oder sogar verändern zu können. Die Zeichendeuter rühmten sich, dieses Geheimniß zu besitzen; man glaubte es ihnen, und sie ersannen Ceremonien, um die Uebel, womit man sich bedrohet hielt, abzuwenden. Diese hat man Versöhnungen geheißen.

Es ist bekannt, daß bey allen Nationen im Alterthume die Versöhnungen im Brauche waren, um sich von den Verbrechen, die man begangen hatte, rein zu waschen. Man glaubte sicherlich, daß die Verbrechen schon in diesem Leben von den Göttern verfolget werden; und das gab man oft für den Grund der öffentlichen oder sonderheitlichen Drangsalen an. Der Gedanke war also natürlich, daß die bösen Vordeutungen die Wirkung von dem Zorne der Götter seyn, und es war natürlich, daß man Ceremonien ersann, um ihre Erfüllung abzuwenden.

Es lohnet die Mühe nicht, die sonderheitlichen Umstände dieser Versöhnungen in Italien zu untersuchen. Ich will nur die Anmerkung machen, daß sie nirgends mehr im Schwange gewesen sind. Die Vordeutungen waren so vielfältig, daß man beständig mit Unglücke bedro-

het seyn mußte. Nicht allein jeder Privatmann fieng alle Unternehmungen von einiger Wichtigkeit mit der Versöhnung an; sondern auch jede Stadt begieng diese Ceremonie zu bestimmten Zeiten, um alle ihre Bürger zu reinigen. Es schien, als ob man beständig fürchtete, daß irgend ein heimliches Verbrechen den Zorn der Götter herbeyziehen möchte.

Wahrscheinlicher Weise haben sich die Privatleute oft Vordeutungen und Versöhnungen nach ihrer Willkühr gemacht: in den öffentlichen Angelegenheiten waren dergleichen Verrichtungen einförmigern Regeln unterworfen. Zum Beyspiele, wann eine Stadt erbauet wurde, reinigten sich diejenigen, welche bey den Ceremonien, die in solchem Falle gebräuchlich waren, etwas zu verrichten hatten, dadurch, daß sie über ein Feuer sprangen, das zu diesem Ende angezündet war. Nachmals grub man einen runden Graben auf, in welchen man die Erstlinge von den Früchten, und etliche Hände voll Erde warf, die man von dort mitgebracht hatte, woher diejenigen kamen, die sich mit einander ansetzen wollten. Wann all dieses vermengt worden war, befragte man die Götter, ob diese Unternehmung ihnen gefällig sey, und ob sie den Tag den man dazu erwählet hatte, gutheißen. Hatte man ihren Beyfall erhalten, so zeichnete man den Umfang der Stadt mit einer Erde aus, die man reine Erde nannte, weil sie weiß war.

Nach dem Bezirke, den man zum Umfange gezeichnet hatte, grub man mit einem Pfluge, an welchen ein weißer Stier und eine weiße Kuh gespannet war, eine tiefe Furche auf. Zum Zeichen, daß der Feldbau das Loos der Männer ist, war der Stier gegen die Seite des Felds angespannt; und die Kuh war gegen die Stadtseite gekehret, um zu zeigen, daß die Besorgung des Hauswesens den Weibern angehöret. Was die weiße Farbe betrifft, so hatte man sie erwählet, weil man sie für das Sinnbild der Reinigkeit ansah.

Die Pflugschaar war von Aerze, wodurch bewiesen ist, daß diese Ceremonie älter, als der Gebrauch des Eisens, gewesen war. Ja, man glaubte dadurch den Ueberfluß anzudeuten, den man einer Stadt verschaffen wollte; und diese Denkensart hatte nichts widersinniges: denn da dieses Metall vor allen übrigen zum Feldbaue gebraucht worden war, so hatte sich der Begriff desselbigen mit dem Begriffe der Fruchtbarkeit verbunden. Es war ohne Zweifel ein anderes Vorurtheil die Ursache, daß man Sorge trug, die Erde, welche die Pflugschaar gegen das Feld hinaus aufgeworfen hatte, gegen die Stadt wieder umzuschlagen.

Der Bezirk, so weit er gezeichnet war, wurde für heilig und unveränderlich gehalten: damit Niemand sich wagte, denselben zu unterbrechen, und damit ihn jeder Bürger selbst auf Gefahr seines Lebens vertheidigte, so hatte man die Furche

che an jenen Plätzen nicht gezogen, die zu den Stadtthoren bestimmet waren.

Im Anfange waren die Städte nur durch Thürme befestiget, die von einer Entfernung zur andern gebauet waren: in der Folge hat man sie mit Mauern umfangen, die auf der Furche, welche der Bezirk auszeichnete, aufgeführet wurden.

Nachdem alle diese Ceremonien und alle diese Arbeiten zu Ende gebracht waren, entrichtete man Opfer an verschiedenen Plätzen, und rief sowohl die Götter seines Vaterlands, als diejenigen Götter an, unter deren Schutz die neue Stadt sich begeben wollte. Man nannte sie überhaupt: patrii, indigetes; aber man hütete sich, den Privatnamen eines jeden dem Pöbel bekannt zu machen.

Diese Vorsorge war die Wirkung eines Vorurtheils, das allen Nationen im Heydenthume, und noch vorzüglicher den Völkern in Italien gemein war. Man war der sichern Meynung, die Götter sehen eine Stadt, die sich unter ihren Schutz begeben hatte, als ihr Eigenthum an; und sie könne unter keine fremde Bothmäßigkeit gelangen, wenn nicht die Götter sich entferneten, und selbst die Stadt dem Feinde Preis gäben. Deßhalben war es eine der ersten Verrichtungen, wann eine Stadt belagert wurde, daß man ihre Schutzgötter herausrief. Man erklärte ihnen, man habe die Waffen nicht ergriffen, um gegen sie zu streiten: man bath sie ein Volk zu verlassen, welches man ungerecht und treulos hieß: man versprach ihnen größere Tempel, schönere

Feyrlichkeiten, eine anständigere Verehrung. Aber die Herausrufung war fruchtlos, wenn man sie nicht bey ihrem eigentlichen Namen nennen konnte; und deßwegen machte ein jedes Volk ein Geheimniß aus diesen Namen.

Gleichwie man die Götter herausrief, also rief man auch die Vorältern und alle Verstorbene heraus, die man besänftigen oder zu Rath ziehen wollte; das ist, man rief ihre Geister, ihren Schatten, ihre Vorstellung, ihr Bild heraus. Es gab sehr viele Worte für ein Ding, das weder Leib noch Seele war, und das sich ein jeglicher nach seinem Sinne dachte.

Die Schutzgötter wurden lares oder penates geheißen. Unter dieser Zahl waren nicht allein die Gottheiten vom ersten Range, sondern auch die Helden und alle Vorältern, von denen man das Andenken in Ehren hielt. Ein jedes Haus, wie eine jede Stadt, hatte Beschützer von dieser Gattung; und man zweifelte nicht, daß die großen Männer, welche nach ihrem Tode in den Himmel waren aufgenommen worden, sich unabläßlich für ihr Vaterland, für ihr Geschlecht verwenden, und jenen Beystand, dessen man bedorfte, verleihen würden. Man verehrte sie, als Hausgötter; sie hatten ihre Altäre, und man verrichtete Gebethe zu ihnen. Es gab kein Haus, das in einigem Ansehen stand, wo man nicht dergleichen Altare beym Eingange stehen sah.

Aus allen diesen Aberglauben entstand die Kunst der Wunderke, oder die Zauberkunst. Es

gab

gab davon zweyerley Gattungen, deren eine die theurgische, und die andre die goetische genannt wurden. Die Theurgie bestand in der Auffoderung der wohlthätigen Dämone, um etwas Gutes auszuwirken: die Goetie bestand in der Auffoderung der übelthätigen Dämone, um Schaden zu stiften; wir heißen sie Zauberkunst. Jene machte einen Theil des öffentlichen Religiondienstes aus, und diese war nur ein Misbrauch davon. In beyden hieng die Wirksamkeit hauptsächlich von gewissen Ceremonien und von gewissen Worten ab, welche die Menschen von den Göttern erlernet hatten, und die man sehr gewissenhaft beobachten mußte. Alles war verdorben, wenn man ein Wort ausließ, oder auch nur versetzte.

Man sieht, daß die heydnische Theologie eine Quelle von vielen Aberglauben ist: und je mehr ein Volk Vernunftschlüsse macht, wenn es sich irret, desto weiter verirrt es sich noch. Ein Irrthum entsteht aus dem andern: sie machen zusammen ein Lehrgebäude aus, in welchem alles verbunden ist, und sobald man ein Irrthum gelten läßt, wird man von Folge zu Folge verleitet, alle gelten zu lassen. Die Vordeutungen, die Versöhnungen, und die Herausrufungen sind eitel Kindereyen; aber sie sind Kindereyen, die von dem menschlichen Verstande herkommen, und man muß sie beobachten, wenn man den Menschen erkennen will. Ueberdas entdecken wir dabey die Hauptpunkte von der Religion der alten Völker,

die Ursache der Meynungen und Ceremonien, welche die Geschichte uns vor Augen stellen wird, und eine der ersten Triebfedern vom Wachsthume des römischen Volkes. Wir werden sehen, daß in den falschen Religionen, wenn sie Zuversicht und Muth einflößen, auf gewisse Art Wunderdinge zu Stande gebracht werden: denn der glückliche Erfolg scheint die Wirkung des Eifers zu seyn, welchen die Bürger für den eingeführten Religionsdienst tragen; und die Andacht zu den Göttern erklärt das Vergangene, giebt die Versicherung für die Zukunft, und spricht in den großen Unternehmungen Muth ein.

Die Aberglauben, von denen ich gesprochen habe, waren schon bey der Erbauung der Stadt Rom im Schwange: deßhalben habe ich geschlossen, sie seyn in frühern Zeiten eingeführt worden. Ich will nicht dafür stehen, daß ich die Folge der Vernunftschlüsse, aus denen sie entstanden seyn mögen, richtig getroffen habe. Aber zum wenigsten ist es sicher, daß jene Vernunftschlüsse, die ich mir einbilde, von denen, die man etwa gemachet hat, nicht viel unterschieden seyn können.

Ich mußte, nach meiner Meynung, der Zauberkunst einen andern Ursprung anweisen, als dort, wo ich von den Völkern in Asien gehandelt habe; denn die nämlichen Vorurtheile haben, nach der Verschiedenheit der Umstände, verschiedene Ursachen. Die Italiäner hatten die Sternkunde nicht so viel betrieben, daß sie aus Sternkundigen hätten Zauberkünstler werden mögen.

Die Kindheit der ersten bürgerlichen Gesellschaften hat lange gewähret; ich will sagen: es hat viele Zeit erfodert, ehe sie haben einen merklichen Fortgang gewinnen können. Bey der Erbauung der Stadt Rom war Italien, ohne Zweifel, schon seit mehrern Jahrhunderten bevölkert. Unterdessen sind - die dummen Aberglauben der Völker aus dieser Gegend, der Gebrauch sonderbar, den sie angenommen hatten, nur lauter kleine Städte anzulegen, die schlechte Vorsicht, welche wir bey Gelegenheit an ihnen noch wahrnehmen werden, und ihre Unwissenheit, welche ihnen nicht eingab, sich zu ihrer wechselseitigen Erhaltung zu vereinigen, - eben so viele Denkmäler, die uns Zeugniß geben, daß sie noch ohngefähr in der nämlichen Verfassung waren, in der sie sich bey dem ersten Anfange befunden hatten. Nachdem sie sich festgesetzt hatten, war ihre Regierungsart noch eben so beschaffen, wie sie gewesen war, da sie herumwanderten: und eine Nation theilte sich in verschiedene Städte ab, wie sie sich zuvor in verschiedene Truppen abgetheilt hatte.

II. Kapitel.

Von der Erbauung der Stadt Rom, und von Romulus.

Es kann vieleicht mehr als ein Rom, und mehr als einen Romulus gegeben haben. Alle diese Namen kommen von einem griechischen Wor-

te her, welches Stärke oder Tapferkeit bedeutet. Allein, zu einer Zeit, wo die Stärke des Körpers die vornehmste Tugend war, ist es natürlich, daß die Zunamen Romus und Romulus verschiedenen Führern, und der Name Rom allen Städten, die sie erbauet haben, gemein gewesen seyn mögen. Dionys von Halikarnassus glaubet, daß Rom schon einige Zeit vor dem trojanischen Kriege erbauet, nachmals verlassen und zerstöret, und endlich im ersten Jahre der siebenten Olympias, 752 Jahre vor Christi Geburt wieder hergestellt worden sey. Er findet sogar eine Stadt dieses Namens, die älter als diese beyden war: aber er entscheidet nicht, ob sie am nämlichen Orte gestanden sey.

Unter allen verschiedenen Geschichten von Erbauung der Stadt Rom, saget Herr von Pouilly, ist keine, die, sowohl in sich selbst betrachtrachtet, als nach dem Zeugnisse derjenigen, welche davon erzählen, nicht eben so glaubwürdig wäre, als jene, die, in den letzten Jahrhunderten der Republik, einen beynahe allgemeinen Glauben sich erworben hatte. Aber die nämlichen Umstände, welche die Geschichte von Romulus hätten unglaublich machen sollen, halfen sie in den Gang bringen; und die Römer gaben ihren Beyfall zu einer Fabel, die ihren Stifter durch Wunderthaten berühmt machte, und ihm den Kriegsgott zum Vater anwies (*).

Die

(*) Acad. des Inscript. T. 6. p. 24.

Die Erbauung der Stadt Rom ist also ungewiß, und die zum allgemeinsten angenommene Meynung ist nicht durch den Geist der Kritik in den Gang gebracht worden. Unterdessen haben es Varro und Cato unternommen, den Zeitpunkt davon auszuzeichnen. Der erste setzet ihn an das Ende der sechsten Olympias, und der zweyte um den Anfang der siebenten. Man folget gemeiniglich der Meynung des Varro, und dadurch zeiget sich, daß Rom 753 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erbauet worden sey. Dieses glaubet man, und das muß man wissen, wenn sich nicht entdecken läßt, was wirklich ist.

Schafhirten, welche sich auf Berge begeben hatten, fielen öfter auf die benachbarten Felder aus, und baueten sich auf dem Berge Palatinus etliche Hütten, um ihr Vieh und ihre Beute zu verschließen. Diese waren die Stifter der Stadt Rom gewesen.

Sie waren auf drey tausend Männer zu Fuße, und drey hundert Reiter an der Zahl. Dieß war allzu wenig, um sich gegen die benachbarten Völker zu vertheidigen, die sie sich alle zu Feinden gemacht hatten. Romulus, ihr Führer, gab eine Freystätte, und Rom wurde mit entflohenen Sklaven, mit Verbrechern, mit Landstreichern angefüllt, und machte einen Sammelplatz von Räubern aus.

Bisher hatte es geschienen, als ob diese Stadt mit ihren ersten Einwohnern ein Ende nehmen müßte. Sie bestand aus lauter Männern,

nern, und die Römer hätten sich durch Verehlichungen mit den benachbarten Völkern verbinden sollen. Allein, weil man sie mit Verachtung abgewiesen hatte, faßten sie den Entschluß, Gewalt zu brauchen, und stellten zu diesem Ende dem Neptun zu Ehren Spiele an. Sie bestanden im Kämpfen und Laufen, nachdem man zuvor Opfer entrichtet hatte. Die Ceninier, die Krustumerier, die Antemnaten, und die Sabiner von Kures liefen zu diesem Schauspiele herbey. Sie sahen eben ganz zuversichtlich und aufmerksam zu, als die jungen Römer bewaffnet auftraten, und ein jeder ein Mägdchen entführte, das ihm zunächst an die Hand kam. Zum Andenken dieser Begebenheit begieng man nachmals die Feyer, welche Consualia hieß, und dem Gotte geweihet war, der den geheimen Absichten vorsteht. Man darf also diesen Mägdchenraub unter die Zahl jener Begebenheiten rechnen, welche die Sage hat erhalten können.

Dionys von Halikarnassus, der unter Augusten schrieb, und der den Römern schmeicheln wollte, versuchte es zu beweisen, Rom habe gleich zu den ersten Zeiten Männer von seltenen Verdiensten hervorgebracht; nirgends seyn die Bürger so gerecht und so tapfer gewesen; und Romulus selbst habe in der Gesetzgebung alle Gesetzgeber von Griechenland weit übertroffen.

Wir sind von Natur geneigt, alle Sagen für gültig anzunehmen, welche von dem Anfange der Stadt Rom einen hohen Begriff geben.

Da

Da wir über die Macht erstaunen, zu der die Römer gelanget sind, so scheint es, daß wir Sorge haben, mir möchten sie nicht früh genug bewundern: und wenn wir nach den Zeiten zurückforschen, wo sie noch nicht weiter dachten, als wie sie sich vor der Vertilgung erwehren könnten, so vermuthen wir, sie haben schon große Erobrungen im Schilde geführet.

Wenn aber, bey der Erbauung der Stadt Rom, die meisten Griechen, unerachtet ihres Handels mit Ausländern, noch sehr ungesittet waren, und kaum einen Begriff von Gesetzgebung hatten; was soll man von den Völkern im Latium denken, welche ganz sich selbst überlassen waren? Läßt sich vermuthen, daß auf einmal ein tiefdenkender Gesetzgeber unter ihnen aufgestanden sey? und wenn man es auch vermuthen wollte, kann man sich einbilden, daß er sich mit achtzehn Jahren, wie man vom Romulus saget, unter Schafhirten gebildet habe? Mir scheint, daß die Gesetze, wovon man ihm die Ehre zuschreibt, Gebräuche sind, die älter als er waren.

Der Gebrauch, Fremden das Bürgerrecht nur selten zu geben, war ein großer Fehler in der Staatskunst der Griechen: wir haben die Ursache und die Wirkungen davon gesehen. Wenn die Römer sich anders verhalten haben, so geschah es nicht aus Ueberlegung: sie waren dazu genöthiget.

Man muß beobachten, daß die Römer im Anfange noch keine Bürger waren; sie sind nur Räuber gewesen. Sie mußten dann alle diejenigen in ihr Bündniß ziehen, welche Lust hatten, wie sie, vom Raube zu leben. Deßhalben legte Romulus eine Freystätte an.

Als die Städte in Griechenland sich sehnten, nach Gesetzen beherrschet zu werden, so geschah es, weil sie von innen zerrüttet waren, und von außen wenig Feinde hatten.

Rom befand sich in einer ganz verschiedenen Lage. Diese Stadt war von Völkern umgeben, die sie beleidiget hatte, und die auf ihr Verderben sannen: sie hatte Feinde von außen, und war von innen nicht zerrüttet. Weil also die Römer entweder siegen oder sterben mußten, hatten sie nicht so viel vonnöthen, sich zu beherrschen, als sich zu vertheidigen. Sie dorften keinen Unordnungen vorbauen, die sie noch nicht kannten, und dachten also nicht daran, unter Regierungen eine Wahl zu treffen, die ihnen eben so wenig bekannt waren. Aus Noth standen sie unter einem Führer, und kämpften unter seiner Leitung: die Gebräuche, die aus den Umständen entstanden, vertraten bey ihnen die Stelle der Gesetze. So wie das Gefühl ihrer Schwäche sie bewogen hatte, den Räubern eine Freystätte anzubiethen; also bewog sie dieses Gefühl, das nach ihren ersten Siegen noch daurete, den besiegten Völkern eine Freystätte zu geben: und Rom wurde bey jedem Kriege mit neuen Einwohnern bevölkert. Man

säget,

saget, die Römer haben durch den Raub der Sabinerinnen, nur sechs bis sieben hundert Weiber erhalten. Wenn dieses richtig ist, so war es für sie ein neuer Beweggrund, sich mit den Völkern, die unter ihr Joch kamen, zu vereinigen. Bey diesem Verhalten folgten sie auch nur einem Brauche, der älter als sie war. Denn zu den Zeiten, wo die Völkerschaften noch herumzogen, wurde ohne Zweifel oftmals diejenige, welche siegend aus dem Schlachtfelde kam, mit jener vermehret, die geschlagen worden war. Da sich die Menschen nur nach den Gebräuchen verhalten, so muß man in den Gebräuchen der herumziehenden Truppen den Ursprung der Gebräuche bey den bürgerlichen Gesellschaften in ihrem Anfange suchen. Wir wollen also den Römern keine politischen Absichten zuschreiben, die sie noch nicht haben konnten; sondern sie nach denen Umständen beurtheilen, in welchen sie sich befanden: und mir däucht, daß wir richtiger von ihnen urtheilen werden.

Wahrscheinlicher Weise wäre Rom verloren gewesen, wenn die Städte, mit denen es im Streite lag, alle zugleich die Waffen ergriffen, und mit vereinigter Macht zu Felde gezogen wären. Aber sie giengen mehr mit Erbitterung als mit Klugheit zu Werke. Die Ceninier, die Antemnaten, und die Krustumerier wurden nach einander geschlagen. Cenine wurde zerstöret. Man brachte die Einwohner nach Rom, so wie auch einen Theil der Einwohner von Antemne

und

und Krustumerie, zwoen Städten, die Romulus stehen ließ, und wo er zwo Pflanzstätten anlegte.

Nach der Niederlage der Ceninier hielt Romulus in Rom seinen Einzug, und trug eine Art von Siegeszeichen auf seiner Schulter. Es war ein Eichenzweig, woran die Waffen Akrons, des Königs von Cenine, hiengen, den er mit seiner Hand erleget hatte. Diese Beute, die man Opima nannte, um ihre Vortrefflichkeit anzudeuten, wurde in einem Tempel abgelegt, welchen man auf dem Berge Saturnius, der nachmals Kapitolium hieß, erbauete, und der dem feretrienschen (*) Jupiter geweihet war.

Unter allen Feinden, welche sich die Römer auf den Hals gezogen hatten, scheinen die Sabiner die fürchterlichsten gewesen zu seyn. Sie griffen zuletzt zu den Waffen. Rom hätte beynahe unterliegen müssen, obschon es eben erst die Zahl seiner Bürger, und folglich seiner Vertheidiger, vermehret hatte. Die Sabiner hatten sich der Festung Tarpeja bemeistert, und auf der Stelle ein hartnäckiges und blutiges Gefecht angefangen, als die Sabinerinnen, welche die Ursache zum Kriege waren, unter die zwey Heere hineindrangen, und zwischen ihren Vätern und ihren Männern Mittlerinnen wurden. Der Friede wurde geschlossen. Die zwey Völker machten nur mehr eines aus, und Tatius, der Sabiner König, herrschte in Rom neben dem Romulus. Also hat sich

(*) Von Feretrum, das überhaupt jede Maschine anzeiget, worauf etwas getragen wird.

sich Rom Bürger erworben. Durch diesen Gebrauch, der aus Zwange der Umstände war eingeführt worden, mußte nothwendiger Weise diese Stadt nach jedem Kriege den Feinden überlegener werden, welche nur nach einander gegen sie werden aufgestanden seyn.

Dieser Krieg gab Anlaß zu einem neuen Tempel. Die Römer flohen, als es dem Romulus einfiel auszurufen: Jupiter befiehlt, daß ihr stehen bleibet, und zum Kampfe zurückkehret. Die Soldaten gehorchten, als wenn Gott geredet hätte; und man baute auf derselben Stelle, das ist, am Fuße des Bergs Palatinus, dem Jupiter Stator einen Tempel.

Die zween Könige herrschten in guter Eintracht. Sie ließen den Sabinerinnen, die den Frieden gestiftet hatten, Ehren erweisen; und um das Andenken dieser Begebenheit zu erhalten, setzten sie die Spiele ein, welche Matronalia benamset wurden.

Als, fünf Jahre hernach, Tatius zu Lavinium war ermordet worden, herrschete Romulus allein. Er führte mit den Vejensern Krieg: er unterjochte verschiedene Völker im Latium, und zerstörte einige von ihren Städten. Weil er aber ihre Länder aus eigner Macht vergeben hatte, entspann sich eine Partey gegen ihn, die ihn das Leben kostete. Er verschwand im sieben und dreyßigsten Jahre seiner Regierung, ohne daß man die Anstifter seines Todes hätte entdecken können. Um das Volk zu trösten, und den Argwahn abzulen-

zulenken, der auf die Rathsglieder fiel, wurde bekannt gemacht, man habe ihn sehen in den Himmel auffahren, und man richtete ihm Altare auf. Er wurde unter dem Namen Quirinus angebethet.

Ich habe noch die Verordnungen zu beobachten, welche Romulus gegeben hatte. Es ist nicht allezeit leicht, eine Sicherheit davon zu erlangen: aber gewiß ist es, daß jene, die man ihm zuschreibt, gemacht worden, und alt sind; und es ist von großer Wichtigkeit, sie zu kennen, wenn wir die Sitten und die Regierungsart der Römer im Grunde beobachten wollen.

Man glaubet, es habe Romulus viel von den Hetruriern entlehnet; er habe sie zu Rath gezogen, als er den Grund zu einer Stadt legen wollte; er habe alle religiondienstliche Ceremonien beobachtet, von denen ich gesprochen habe; und er habe die Königswürde nicht eher angenommen, als nachdem er günstige Vordeutungen erhalten hatte. All dieses ist wahrscheinlich. Es ist natürlich, daß er sich nach den Gebräuchen mag gerichtet haben, die er bey den benachbarten Völkern im Gange sah; gleichwie es natürlich ist, daß diese Gebräuche nach ihm erhalten worden sind.

Pales war eine Gottheit, welche die Schafhirten sonderbar verehren mußten. Die Feyer, die dieser Göttinn geweihet war, wurde palilia geheißen. Man begieng sie alle Jahre auf dem Felde. Dort hielt man Opfer zur Danksagung

für

für die Fruchtbarkeit, welche Pales den Heerden verliehen hatte. Man reinigte das Vieh, und die Menschen reinigten sich selbst, da sie über Strohfeuer sprangen. Man glaubet Romulus habe diese Feyer zum Andenken der Erbauung der Stadt Rom eingesetzt.

Er theilte die Stadt Rom in drey Theile, das Volk in drey Zünfte, und jede Zunft in zehn Curien ab. Eine Zunft bestand aus tausend Männern, woher das Wort Miles kömmt, und aus hundert Reitern, welche man eine Rittercenturie nannte.

Die Zünfte standen unter Zunftmeistern, und die Curien, die auf hundert Männer zählten, unter Hauptleuten, welche Centurionen hiessen. Man stellte zur Rechtsverwaltung, zween Richter (Duumviri) auf. Man weihete einen Theil der Felder zum Götterdienste: etwas behielt man für das Einkommen des Regenten, und für die Bedürfnisse des Staates zurück. Der Ueberrest wurde in dreyßig gleichen Theile an die dreyßig Curien ausgetheilt, und jeder Römer hatte ohngefähr zween Morgen Landes.

Dortmals enthielt die Stadt Rom nur den Berg Palatinus in ihrem Umfange. Man mußte sie erweitern, als man die Sabiner und etliche Völker aus Hetrurien aufgenommen hatte. Die Römer bewohnten fürohin den Berg Palatinus: die Sabiner setzten sich an dem tarpejischen Felsen an; und die Hetrurier bezogen das Thal, welches zwischen diesen zweenen Bergen lag.

Gleichwohl vermehrte man die Anzahl der Zünfte nicht. Aber man theilte sie, wie die Nationen ab. Die erste wurde von Romulus Ramnenses; die zweyte von Titus Tatius Tatienses; die dritte von Lukumo, dem Haupte der Hetrurier, Lucceres geheißen. Rom behielt den Namen von seinem Stifter, und man legte dem ganzen Volke von Cures, der Stadt der Sabiner, den Namen Quirites bey.

Die Versammlungen des Volkes wurden Comitien genannt. Es gab allgemeine und sonderheitliche Versammlungen. In den erstern handelte man die öffentlichen Geschäffte ab, und jede Curie hatte eine Stimme dabey. In den letztern beschäfftigten sich die Curien, jede besonders, mit ihren eigenen Angelegenheiten.

Ueberdas erwählte man einen Senat. Diese Versammlung, welche Anfangs aus hundert Gliedern bestand, zählte nach der Vereinigung mit den Sabinern zwey Hunderte. Man nannte sie Patres conscripti, wahrscheinlicher Weise, weil sie meistentheils unter den Hausvätern herausgewählet waren, und weil man sie alle auf ein Verzeichniß geschrieben hatte. Von diesen ersten Rathsgliedern stammten die Geschlechter der Patrizier ab; und dieß war die Ursache, daß bald das Geburtsrecht einen großen Unterschied zwischen den Ständen hervorbrachte.

Dionys von Halikarnassus vermuthet, daß die Unterscheidung der Patrizier und des gemeinen Volkes älter gewesen sey, als die Errichtung

des

des Rathes. Ja, er behauptet, der Titel eines Patriziers sey im Anfange den reichen Bürgern beygelegt worden. Aber wie konnte es Reiche und Arme geben, da er selbsten anmerket, es seyn die Felder zu gleichen Theilen ausgemessen worden?

Der Senat war der Rath des Staates, und hatte die Gesetze zu verwalten: aber er konnte nichts schließen ohne Beyziehung des Volkes. Die Comitien bestimmten die Auflagen, machten oder verwarfen die Gesetze, schloßen Krieg und Frieden, und erwählten die Rathsglieder.

Die bürgerlichen, militarischen, und priesterlichen Ehrenstellen wurden den Rathsherren verliehen. In der Folge blieben sie bey den Geschlechtern der Patrizier, und die gemeinen Bürger waren davon ausgeschlossen.

Der König hatte den Vorsitz im Senate, wo er nur eine Stimme, wie die übrigen Rathsglieder, hatte. Ueberdas besaß er das Recht, den Senat zu versammeln, das Volk zusammen zu berufen, und das Kriegsheer anzuführen.

Romulus nahm von den Hetruriern die Zeichen seiner Würde an; das ist: den elfenbeinernen Gerichtstuhl, das lange Kleid, und zwölf Gerichtsdiener, welche Ruthenbündel, mit einem Beile obenauf, vor ihm hertrugen, und seine Urtheile auf der Stelle vollzogen. Er richtete auch eine Leibwache für seine Person auf, welche aus dreyhundert Rittern bestand, die er Celeres nannte.

Die Zunftmeister waren im Kriege seine Lieutenante, und im Frieden seine Minister. Sie hatten unter seinen Befehlen die Gewalt über die Truppen, und die bürgerliche Verwaltung der Zünfte. Wann er zu Felde zog, nahm er sie mit sich; und damit die Stadt nicht ohne Befehlshaber bliebe, übertrug er seine Macht einem Rathsherrn, den er Stadthalter (Præfectus urbis) benamsete. Dieß war insgemein das vornehmste Rathsglied. Die Verrichtungen dieses Vicekönigs nahmen bey der Rückkehr des Regenten ein Ende.

Nach dieser Erklärung sieht man, daß die Regierung der Römer eine gemäßigte Monarchie gewesen ist, wo die herrschende Macht zwischen dem Könige, dem Senat, und dem Volke getheilet war. Diese Regierungsart haben wir bey allen Völkern wahrgenommen, von denen wir den Anfang haben erfahren können. Sie entsteht nicht aus politischen Absichten; sondern nach Gebräuchen, welche die Völkerschaften beobachten, wann sie sich ansetzen, weil sie dieselbigen beobachtet haben, als sie noch herumgeirret sind.

Fürwahr, eine herumziehende Völkerschaft kann sich nicht ohne ein Oberhaupt beherrschen. Dieses Oberhaupt hat keine unbeschränkte Macht. Die Vornehmsten unter dem Truppe werden ihm nicht gehorchen, wenn sie nicht erkannt haben, daß es ihr Nutz erfodert, ihm zu gehorchen. Er muß dann mit ihnen verstanden seyn, und folglich werden sie seine Rathgeber. Aber auch die-

se

se Rathgeber werden nichts ausrichten können, wenn sie nicht die Einwilligung vom ganzen Trupe erhalten. Also entdecken wir in den Gebräuchen einer herumziehenden Völkerschaft das Vorbild von allen Theilen, aus denen die Regierung der Römer bestand, und die ein König, ein Senat, und Comitien waren.

Aber weil wir heut zu Tage Monarchien, Aristokratien, und Demokratien unterscheiden; so vermuthen wir, man habe allezeit diese Unterscheidung gemacht: und weil die Obergewalt, wenn sie getheilet ist, eine Verbindung dieser drey Regierungsarten scheint; so bilden wir uns ein, man habe sie auch zu jenen Zeiten verbunden, wo man sie noch nicht gekannt hat. Folglich bewundern wir die Weisheit des Romulus, als wenn er mit Einsicht etwas von jeder Regierungsart entlehnet hätte, und als wenn die Verfassung der Regierungsart zu Rom lediglich in seiner Wahl gestanden wäre. Ich glaube, er habe nichts anders gethan, als was ihm die Umstände selbst an die Hand bothen. Die Gebräuche, die unter ihm und vor ihm angenommen worden sind, waren die Grundgesetze, nach welchen er die Obergewalt also vertheilen mußte, wie er sie vertheilet hat.

Es verhält sich mit den Gesetzen, die man dem Romulus zuschreibt, wie mit der Form, welche die Regierung an sich nahm: ich meyne, daß sie nicht seine Erfindung sind.

Ein jeder Römer war, zum Beyspiele, der Richter über seine Frau, und seine Kinder: er konnte ihnen eine Strafe auferlegen, die er für schicklich achtete; er hatte das Recht auf Leben und Tod über sie.

Dieß war, nach der Meynung des Dionys von Halikarnassus, ein Gesetz, das Romulus gemacht hatte. Ja, er lobet ihn deßhalben, und setzet ihn über die Gesetzgeber in Griechenland hinaus. Er sieht nicht, daß vor der Errichtung der bürgerlichen Gesellschaften, die Hausväter diese Gewalt über ihre Frauen und ihre Kinder gehabt haben; und daß folglich dieses angebliche Gesetz ein Gebrauch ist, der älter als Romulus war.

Da die Römer durch die Umstände gezwungen waren, nichts weiter als Bauern und Soldaten zu seyn, so gaben sie die mechanischen Künste den Sklaven Preis, und alle Handwerke verfielen in Verachtung. Diese Denkensart mußte natürlicher Weise die Oberhand gewinnen. Gleichwohl behauptet Dionys von Halikarnassus, sie sey ein Werk von Romulus gewesen, und er erhebt die Einsichten, die er bey dieser Gelegenheit dem Romulus beymißt.

Romulus setzte Feyrlichkeiten ein; weihete Tempel; richtete Versammlungen von Priestern auf; er behielt sonderbar die Vogeldeuter bey, und ernannte drey ins Besondre, damit eine jede Zunft ihren Vogeldeuter hätte. Es ist augenscheinlich, daß diese Dinge nicht so sehr Ver-

ord-

ordnungen von ihm, als abergläubische Bräuche sind, die er mit seinem Zeitalter gemein hatte.

Die schlechte Gleichförmigkeit im Religionsdienste ist ein Beweis, daß ihn Romulus ließ, wie er ihn gefunden hatte. Allein eine jede Curie hatte ihren eigenen Religionsdienst, verschiedene Gottheiten, sonderheitliche Feyrlichkeiten, welchen alle diejenigen beywohnen mußten, die unter dieselbe Curie gehörten. Es scheint, daß Romulus, nach diesen verschiedentlichen Religionsdiensten, seine Eintheilung bey dem Volke vorgenommen habe: denn das Wort Curia kömmt von Sacrorum cura her, welches Besorgung der geheiligten Dinge heißt.

Eine jegliche Curie hatte einen Verwalter der geheiligten Dinge. Sein Name war Curio. Sein Charakter gab ihm die Aufsicht über alle Glieder seiner Curie. Gleichwie es dreyßig Curien gab, so waren auch dreyßig Curione, welche allein die Opfer entrichteten, und bey den gottesdienstlichen Ceremonien, an verschiedenen Orten, die dazu bestimmet waren, den Vorsitz hatten. Alle zusammen, waren die Richter der Religion unter dem Großcurio, ihrem Vorsteher. Ja, es läßt sich vermuthen, daß sie nicht allein die Dinge, so den Religiondienst betrafen, zu entscheiden hatten. Aber unter allen Priestern hatten keine mehr Gewalt, als die Vogeldeuter. Sie legten den Willen der Götter aus, und konnten deßhalben alles hintertreiben, was sie nicht guthießen. Sie hätten einen, den alles Volk zum Könige verlan-

get hätte, vom Throne ausschließen können. Sie verrichteten ihr Amt in allen Gegenden der Stadt; aber zum allgemeinsten auf dem Berge Palatinus, und auf dem Kapitolium. Da den Priestern so viele Gewalt eingeräumet war, so ist es ein Beweis, daß der Religionsdienst, den man einführte, keine Erfindung von Romulus gewesen ist.

III. Kapitel.

Numa, der zweyte König zu Rom.

Da Romulus keine Kinder zurückgelassen hatte, machten die Römer, welche sich im Nothfalle befanden, einen König zu erwählen, die Königswürde wählbar, gleichwie sie dieselbe würden erblich gemacht haben, wenn Romulus einen Sohn zum Nachfolger gehabt hätte.

Die Königswahl gab Anlaß zum Streiten zwischen den zweyen Hauptvölkern, den Römern und Sabinern, weil beyde einen König von ihrer Nation haben wollten. Da sie sich nicht vergleichen konnten, zog der Senat die Oberherrschaft an sich; und dieses Mittel schien im Anfange beyde Parteyen zu befriedigen: denn es waren in dieser Versammlung eben so viel Sabiner, als Römer. Der Senat wurde in Zehnrotten (Decurien) abgetheilt: jede Zehnrotte hatte fünfzig, und jeder Rathsherr fünf Tage zu regieren. Das hieß auf einmal eine lange Reihe von Königen wählen: aber die meisten regierten nicht.

Diese

Diese unvernünftige Regierungsart, welche die Feinde sich hätten zu Nutzen machen können, wurde nach einem Jahre aufgehoben. Das Volk, welches nicht immer neue Gebiether erfahren wollte, verlangte nur einen Regenten: und Numa Pompilius wurde erwählet. Er war ein Sabiner. Obschon er des Tatius Eidam war, lebte er doch im Verborgnen bey Cures. Er stand um seiner Billigkeit und Rechtschaffenheit willen in großem Ansehen. Weil er die Königswürde nicht eher annehmen wollte, als seine Wahl von den Göttern würde bestätiget seyn, bestieg er das Kapitolium, welches man dortmals den tarpejischen Berg nannte: wobey die folgende Ceremonie gehalten wurde.

Numa saß auf einem Steine, und kehrte das Angesicht gegen Mittag. Der Vogeldeuter stand ihm zur Linken, und sah eben auch nach derselben Seite. Er hielt in der rechten Hand einen krummen Stab, warf seine Augen nach allen Seiten herum, und betrachtete, ob der Himmel allenthalben ohne Hinderniß offen stand. Er bestimmte die verschiedenen Himmelsstriche vom Aufgange bis zum Niedergange, und sagte: Jene Theile, die gegen Mittag reichen, sollen die rechte, und jene, die gegen Mitternacht reichen, sollen die linke Seite ausmachen; und er bemerkte sich einen Punkt, der sie scheiden soll. Nachmals nahm er seinen Stab in die linke Hand, legte seine rechte auf das Haupt des Numa, kehrte sich gegen Aufgang, und that folgendes Gebeth:

beth: O Jupiter! wenn du gutheißest, daß Numa, dessen Haupt ich berühre, in Rom regieren soll; so mache es durch gewisse Zeichen kund, und laß sie in denen Gegenden, die ich eben bestimmet habe, erscheinen. Er erklärte hierauf, was er für Vordeutungen zu erhalten wünschte. Er erwartete sie, und nachdem er sie gesehen hatte, that er zu wissen, daß die Götter die Wahl des Volkes bestätiget haben.

Dionys von Halikarnassus stellet den Numa als einen der einsichtvollsten Regenten vor. Unterdessen, als man im Jahre 574 nach Erbauung der Stadt Rom die Bücher dieses Königs unter der Erde gefunden hatte, befahl der Senat sie zu verbrennen, weil er die Vernunftschlüsse, die darinnen enthalten waren, für schlecht gegründet, und der Religion mehr nachtheilig als günstig ansah. Dieses Urtheil ist zum wenigsten ein Grund, an den Einsichten des Numa zu zweifeln. Ueberdas dünket mich, daß zu den Zeiten dieses Fürsten die gröbsten Aberglauben für Einsichten galten.

Da Numa sehr abergläubisch, und ein schlechter Krieger war, versuchte er den Geist des Pöbels ganz auf den Aberglauben zu lenken. Zu diesem Ende stellte er sich an, als ob er bey der Nacht sich mit der Nymphe Egerie unterhielte. Er gab also seine Gedanken für Rathschläge dieser Nymphe aus, und vermehrte die Zahl der Götter, und der Tempel, und der gottesdienstlichen Gebräuche.

Es gab dortmals, zum wenigsten in verschiedenen Städten Italiens, einen Brauch, welcher zu erkennen giebt, daß die Völker desselben Landes noch kein Kriegsrecht, oder kein Eroberungsrecht ausgedacht hatten; daß sie vielmehr, wie es scheint, getrachtet haben, ihre Waffen mit Billigkeit zu führen, und nicht anders zu ergreifen, als um eine empfangne Beleidigung abzutreiben. Es waren lauter kleine Städte, welche nach der Beschaffenheit ihrer Regierung, nicht so viel auf ihre Erweiterung dachten; und in dieser Verfassung mußten sie einigen Begriff von Billigkeit haben.

Sie hatten Herolde, welche die Römer Fecioles geheißen haben, und die sie über die Billigkeit der Kriege zu Richtern nahmen. Diese Herolde waren die einzigen Ausleger der Gesetze in diesem Punkte, und die einzigen Staatsminister bey den benachbarten Mächten; aber sie banden sich an gewisse Formalitäten, welche so wesentlich waren, daß es nicht erlaubt war, eine Feindseligkeit noch zu begehen, wenn eine einzige wäre ausgelassen worden. Sie begaben sich Anfangs an die Gränzen des Feindes, mit Kleidern angethan, die ihrem Charaktere eigenthumlich waren. Dort riefen sie die Götter des Himmels und der Hölle zu Zeugen an, daß ihr Begehren, welches sie thun wollten, billig sey, und sie sprachen über sich selbst und über ihre Stadt den Fluch aus, wenn sie die Wahrheit nicht redeten. Dem ersten ihrer Feinde, den sie begegneten, ga-

ben sie die nämlichen Versichrungen, und thaten die nämlichen Schwüre. Sie widerholten dieselbigen noch einmal, wann sie an das Stadtthor gelangten. Endlich, nachdem sie auf den öffentlichen Platz gekommen waren, trugen sie den Gegenstand ihrer Bothschaft vor, und erneuerten zum letztenmal ihre Betheurungen.

Wenn man eine Bedenkzeit foderte, gaben sie zehn Tage zu; ja, sie verstatteten einen solchen Aufschub bis auf dreymal. Wenn man aber nach diesem Verlaufe sich weigerte, ihnen Recht zu schaffen, so nahmen sie wiederum die Götter zu Zeugen, und begaben sich hinweg. Bey ihrer Zurückkunft statteten sie ihren Bericht ab. Wenn alles, was die Gesetze vorschrieben, war beobachtet worden, kehrte ein Fecial in Begleitschaft dreyer Zeugen, an die Gränzen zurück. Da trug er neuerdings die Gründe vor, welche seine Stadt bewogen, zu den Waffen zu greifen: dann warf er einen blutigen Pfeil auf das feindliche Land hinüber, und der Krieg war erkläret.

Dieser Brauch hatte nur bey Völkern entstehen können, welche den Frieden liebten. Numa führte ihn zu Rom ein, wo er eine Versammlung von Fecialen aufrichtete; und er bauete dem Janus zu Ehren einen Tempel, der zu Kriegszeiten offen, und zu Friedenszeiten geschlossen bleiben mußte. Wir wissen nicht, mit was für Ceremonien man ihn eröffnete: aber es läßt sich vermuthen, daß sie tauglich waren, die Feindseligkeiten mindstens zu verzögern. Dieser König woll-

wollte das Kriegsfeuer der Römer unterdrücken. Allein seine Vorsorge wurde beynahe ganz unnütz-lich. Rom schien zu vergessen, daß es Fecialen hatte, und es wurde ungerecht, da es mit Erob-rungen umgieng.

Den Vogeldeutern und Curionen, welche den ersten Rang unter den Priestern erhielten, setzte Numa drey Flamines bey, oder er stellte wenigst einen dritten für Romulus auf. Also nannte man die Opferpriester, welche in den Tempeln des Jupiters, Mars, und Quirinus ihre Dienste hatten.

Ein Schild, das vom Himmel gefallen war, und als eine Versicherung des Schutzes der Göt-ter betrachtet wurde, gab Gelegenheit, eine neue Versammlung von Priestern zu errichten. Man gab diesen Schatz zwölf Jünglingen zu versorgen. Sie bewahrten ihn auf dem Berge Palatinus, und an gewissen Tagen trugen sie ihn durch die Stadt im Tanze herum: deßhalben wurden sie Springer (Salii) geheißen. Damit man diesen kostbarn Schild nicht so leicht entwenden könnte, ließ man noch eilf andere machen, welche ganz ähnlich waren.

Der Gebrauch, ein geheiligtes Feuer zu be-wahren, ist beynahe bey allen Nationen üblich gewesen, entweder weil die Menschen das Feuer für das Sinnbild der Gottheit ansahen, oder weil es eine Zeit gegeben hat, wo sie die Mittel nicht kannten, dasselbe wieder hervorzubringen. Dieser Aberglaube ist aus der Zahl derjenigen,

welche zugleich in verschiedenen Ländern haben entstehen können. Numa fand ihn bey den Albanern im Gange, und bauete, nach ihrem Beyspiele, der Vesta einen Tempel.

Er weihete vier Mägdchen zum Dienste dieser Göttinn ein, und das Schicksal der Stadt Rom hieng von der Tugend der Vestalinnen, und von der Erhaltung des geheiligten Feuers ab. Gleichwohl hatte man gegen ihre Schwachheit nicht viel Vorsorge gebrauchet; denn ihre Wohnung stand Jedermann offen, und sie hatten eine grosse Freyheit. Man glaubte, es erklecke schon, daß man ihre Vergehungen scharf bestrafete. Man grub jene, die ihr Gelübd der Keuschheit verletzet hatte, lebendig ein. Ihre Schande fiel auf ihr ganzes Geschlecht zurück, und der Tag ihrer Bestrafung war ein Trauertag für alle Bürger. Wann es um die Ersetzung der Stelle einer Vestalinn zu thun war, fürchtete ein jeder Vater nichts so sehr, als daß die Wahl auf seine Tochter fallen möchte.

Sobald diese Mägdchen in den Tempel traten, standen sie nicht mehr unter der Gewalt ihrer Aeltern. In Rom waren keine Personen so viel angesehen als sie, und selbst die Priester nicht. Sie hatten die grösten Vorrechte, welche so weit giengen, daß manchesmal die Gesetze vor ihnen weichen mußten. Eine Vestalinn errettete einen Verbrecher, den man zum Richtplatze führte, von dem Tode, wann sie ihn auf dem Wege begegnete, und die Versicherung gab, daß sie von ohn-

ge-

gefähr dazu gekommen sey. Dionys von Halikarnassus zweifelte nicht, daß Vesta für ihre Priesterinnen, die man eines Unrechts beschuldigte, Wunder gewirket habe: das Volk, welches nicht weniger abergläubisch war, hatte eine tiefe Ehrerbiethung gegen sie, und that ihnen eine Art von göttlicher Verehrung an. Numa stattete sie von dem Gemeinschatze aus. Die Frömmigkeit der Bürger vermehrte ihre Reichthümer. Man schenkte nicht allein der ganzen Versammlung, sondern beschenkte auch eine jede ins Besondre, und es gab welche, die ziemlich reich waren.

Vieleicht hat im Anfange der Tempel der Vesta nur das geheiligte Feuer enthalten. In der Folge ließ man sich einfallen, es gebe noch andere Sachen darinnen, und man vermuthete, daß es das Palladium sey, welches Aeneas, der niemals nach Italien gekommen war, von Troja mitgebracht hatte. Dieß ist gewiß, daß eine Zeit gewesen ist, wo man dieses Geheimniß sehr verborgen hielt: ja, man erlaubte sich nicht einmal Muthmaßungen darüber.

Bey dem Anfange der bürgerlichen Gesellschaften beschäfftigte man sich ohne Zweifel, Mittel zu finden, um die Verträge, welche die Bürger mit einander machten, zu befestigen. Weil man die Schrift nicht kannte, verband man sich in Gegenwart von Zeugen; man nahm die Gottheit selbst zu Zeugen, und jedes Volk schwur bey seinen Göttern.

Numa erkannte, wie heilsam die Furcht der Götter seyn könnte, die man zur Bürgschaft seiner Schwüre nahm, und setzte die Treue unter die Zahl der Götter. Er wollte dem Volk eine Gottheit geben, welcher mehr als allen andern daran gelegen war, die Meyneidigen zu bestrafen. Das Mittel hat ihm gelungen: man hat eine Zeit lang erkannt, daß die Römer sehr gewissenhaft ihr Wort hielten.

Durch eine andere Verordnung dieses Königs wurde die Religion auch gebrauchet, um einem jeden Bürger das Feld, das ihm angehörte, unverletzt zu erhalten. Er machte aus allen Marken, womit die Gränzen ausgezeichnet wurden, einen Gott, und alsobald glaubte man, daß man keine verrücken dörfe, ohne sich an einer Gottheit zu vergreifen. Der Gott Terminus wurde unter der Gestalt eines Steins oder eines Blockes angebethet. Er hatte einen Tempel auf dem tarpejischen Berge, wo man ihm öffentliche Opfer entrichteree Ein jeder opferte ihm auch besonders auf den Marken, die sein Feld von den Feldern seiner Nachbarn schieden. Diese Feyrlichkeit, die man Terminalia hieß, wurde mit großen Ceremonien vollzogen. Die Menschen sind recht plump und ungesittet, wenn man sie durch solche Mittel leiten muß: aber es ist ein Glück, wenn man die Laster eines wildartigen Volkes also vermindern kann. Numa verdienet sein Lob, weil er die Vorurtheile seiner Zeiten so gut benutzet hat. Er bediente sich

des

des Aberglaubens nach seinen Absichten so weislich, daß es schien, als ob er nur lauter gottesdienstliche Verordnungen machte. Alles wurde auf den Religionsdienst bezogen; alles mußte ihm nachstehen; und die Ehrfurcht erstreckte sich von den Göttern auf die Gesetze.

Zu den Zeiten des Romulus zählte das Jahr, welches aus zehn Monaten bestand, nur drey hundert und vier Tage, die ohne Unterschied zur Arbeit und zum öffentlichen Religionsdienste angewandt wurden: man hatte noch die Tage nicht bestimmet, welche den gottesdienstlichen Uebungen gewidmet seyn sollten.

Es läßt sich hart begreifen, wie in einem Lande, wo der Ackerbau vermuthlich seit mehrern Jahrhunderten bekannt war, ein Mensch, den man für einen Gesetzgeber angiebt, nur dreyhundert und vier Tage im Jahre habe zählen können. Numa verbesserte diesen groben Fehler durch einen etwas geringern Fehler: er ließ das Jahr aus zwölf Monaten nach dem Mondslaufe bestehen.

Er machte einen Unterschied zwischen den Tagen, aus denen ein jedes Monat bestand. An einigen erlaubte er, den bürgerlichen Geschäfften obzuliegen; an andern verboth er, sich damit zu beschäfftigen. Die ersten nannte er fasti, und die letzten nefasti. Durch diese Benennung schien er zu bedeuten, daß die Götter selbst diesen Unterschied bestimmet haben. Denn fas und jus sind zwey gleichgeltende Worte: aber je-

nes wird eigentlich von den göttlichen, und dieses von den menschlichen Gesetzen gesaget.

Die Nefasti waren dann eigentlich jene Tage, wo es verbothen war, die Curien zu berufen, und bürgerliche Angelegenheiten zu verwalten. Außerdem scheint es, man habe sich mit dem Feldbaue beschäfftigen dörfen. Numa hielt es für nützlich, daß man nicht zu allen Zeiten das Volk zusammenrufen konnte. In der Folge wurde das Wort nefastus im bösen Verstande angenommen, und von Tagen gesaget, welche durch eine allgemeine Drangsal merkwürdig geworden waren, und die man um dieser Ursache willen für unglücklich hielt.

Der Kalender, in welchem Numa diese zwo Gattungen von Tagen unterschied, wurde Fasti geheißen. Er gab ihn einem Oberpriester zu verwahren, welchen er anstellte, und dem er drey Gehülfen zugab. Dieser Oberpriester war der höchste Richter über alle Streitigkeiten, die wegen der Religion entstehen mochten, und verrichtete sein Amt mit der größten Gewalt, da er keinem Gerichte unterworfen war, und weder dem Senate, noch dem Volke eine Rechenschaft zu geben hatte. Alle Priester und die Vestalinnen standen unter seiner Aufsicht. Er ordnete den Gottesdienst und die Ceremonien der Religion; er beurtheilte die Wunder. Er that allein den Ausspruch, wann man die Feste feyern mußte, die keinen bestimmten Tag hatten. Endlich hatte er zu entscheiden, welchen Göttern man einen

Dienst

Dienst schuldig sey; was für Opfer man ihnen entrichten müsse, und wie man sie verehren könne. Seine Macht war um desto größer, weil das Oberpriesteramt lebenlänglich war. Außerdem konnte er alles aufhalten, wann er erklärte, daß ein Tag ein Festtag sey, und er konnte den Gerichten, dem Volke, und dem Könige dadurch die Hände binden. Es scheint, als hätte sich Numa diese Priesterwürde selbst vorbehalten sollen. Titus Livius saget, er habe es nicht gethan.

Der Oberpriester schrieb in die Fasti die Begebenheiten eines jeden Jahres ein, und die Fasti wurden die Jahrbücher des römischen Volkes. Das war ein Buch, wovon der größte Theil von den Flammen verzehrt worden ist, als die Gallier die Stadt Rom eingenommen haben, und man hat nur etliche Fragmente noch davon übrig.

Obschon sich Numa mit dem Religionsdienste beschäfftigte, so ließ er doch den Ackerbau nicht außer Acht. Wir haben gesehen, daß man bey allen gesitteten Völkern vor Zeiten viele Sorgfalt darauf wendete. Numa stellte Männer auf, um die Arbeiten der Ackersleute zu untersuchen; und er gieng oft von Rom hinaus, um selbst darüber zu entscheiden.

Er starb nach einer Regierung von drey und vierzig Jahren, unter welcher der Tempel des Janus immer verschlossen blieb. Da die Römer, die er mit der Religion beschäfftigte, keinen Angriff auf ihre Nachbarn thaten, wagte sich auch

kein Volk, ihre Ruhe zu stören. Es hat dortmals Italien überhaupt, wie es scheint, den Frieden dem Kriege vorgezogen. Man findet in kleinen Städten, die schwach sind, jene Unruhe nicht, wie in großen Monarchien; und gleichwohl machet eine Nation nur deßhalben Anschläge auf Erobrungen, weil sich die Unruhe mit dem Gefühl ihrer Kräfte vereiniget.

IV. Kapitel.

Tullus Hostilius, der dritte König.

Die Grundgesetze der bürgerlichen Gesellschaften sind gemeiniglich nur Gebräuche, die nach den Umständen eingeführt worden sind. Folglich, weil der Senat in der vorhergehenden Zwischenregierung alle Gewalt gehabt hatte, so hatte er sie auch in der gegenwärtigen, und er ernannte eine oberkeitliche Person, die mit dem Namen eines Zwischenkönigs regierte. Da dieser Plan einmal festgestellet war, erhielt er sich auch in der republikanischen Regierung, wann nach Verlauf einer Amtsverwaltung die neuen Vorsteher noch nicht erwählet waren.

Tullus Hostilius wurde von dem Volke erwählet, und vom Senate bestätiget. Er war ein Enkel eines Ausländers, der in dem Kriege gegen die Sabiner sich vorzüglich hervorgethan hatte. Da er noch stürmischer als Romulus war, hielt er sich mit den frommen Stiftungen des Numa nicht viel auf. Er hielt es für an-

ständ-

ständiger, an der Spitze seiner Truppen, als vor dem Altare zu stehen; und während seiner ganzen Regierung stand der Tempel des Janus immerfort offen.

Er besiegte die Albaner, die Fidenaten, die Lateiner, und andere Völker. Unter seiner Regierung wurde das Gefecht zwischen den Horaziern und Curiazern gehalten. Bald darauf, als Metius Sufetius, Feldherr der Albaner, des Verrathes war überwiesen worden, zerstörte Tullus Hostilius die Stadt Alba, und brachte ihre Einwohner nach Rom.

Bey dieser Veranlassung zog er den Berg Cälius zu dem Umfange der Stadt; und weil dieses letzte Viertel sein Werk war, so wohnte er darinnen, um die Bürger dahin zu ziehen.

Eine Regierung, wo die Aberglauben außer Acht gelassen wurden, welche bey der vorigen eingeführt worden waren, konnte nicht ohne einige Wunder vorbeygehen. Es fiel ein Steinregen im Lande der Albanier, und sie glaubten eine Stimme zu hören, die ihnen Vorwürfe machte, daß sie den Dienst ihrer Götter aufgegeben haben. Um den Zorn des Himmels zu besänftigen, hielten die Römer neun Tage nach einander öffentliche Opfer; und es wurde beschlossen, daß man künftig allemal dergleichen Opfer halten würde, so oft wieder solche Wunder sich begeben sollten.

Bald hernach war die Pest für Rom eine noch schrecklichere Strafe. Der König, der damit

mit befallen wurde, ließ sich auf alle Aberglauben ein; und er machte sein Volk eben so abergläubisch, als ihn Jupiter mit dem Donner erschlug. Unterdessen glaubet man, er sey in einer Feuersbrunst umgekommen, welche seinen Palast verzehrte. Seine Regierung erstreckte sich auf drey und dreyßig Jahre.

V. Kapitel.

Ancus Marcius, der vierte König.

Der königliche Thron blieb wieder unbesetzt, bis zur Erwählung des Ancus Marcius, eines Sabiners von Abkunft, und Enkels des Numa von mütterlicher Seite her. Dieser König hatte im Anfange die Absicht, alle Sorge auf die Religion zu wenden; er mag nun entweder seinem Großvater haben nachahmen wollen, oder der Meynung gewesen seyn, daß die Drangsalen der vorigen Regierung die Vergessenheit, worein der Religionsdienst verfallen war, zum Grunde gehabt haben.

Bald nöthigten ihn die Lateiner, zun Waffen zu greifen, und er legte sie nicht mehr von sich. Diese Völker behaupteten, es habe sie der Tod des Tullus in alle ihre Rechte wieder eingesetzt, und da sie nur mit diesem Fürsten Verträge geschlossen hätten, so seyn sie gegen seinen Nachfolger zu nichts verbunden. Ancus kündigte ihnen mit allen vorgeschriebnen Ceremonien den Krieg an: er erhielt Siege, nahm Städte ein,

ein, setzte neue Einwohner nach Rom über, erweiterte diese Stadt, da er den Berg Aventinus in ihren Bezirk nahm, schritt mit seinen Eroberungen bis an die Mündung der Tiber fort, wo er Ostia bauete, und einen Seehaven anlegte.

Rom war am linken Ufer der Tiber gelegen, welches diese Stadt von Hetrurien sonderte: denn dortmals erstreckte sich Hetrurien bis an diesen Fluß, und Janiculum war darinnen begriffen. Ancus legte eine Festung auf diesem Berge an, und warf eine Besatzung hinein, welche die Stadt vor dem Anlaufe der Hetrurier vertheidigte. Um die Vereinigung mit dieser Festung zu erhalten, schlug er auf der Tiber eine hölzerne Brücke, an welcher nichts von Eisen war, und woran viele Jahrhunderte aus Aberglauben nicht erlaubet war, Eisen zu gebrauchen. Die Priester hatten die Pflicht auf sich, diese Brücke zu unterhalten.

Währender Regierung des Ancus kam Lucius Tarquinius nach Rom. Er war ein Sohn eines Korinthers, der sich zu Tarquinien häuslich angesetzt, und ihm großes Vermögen zurückgelassen hatte. Durch seine Geschicklichkeit und Großmuth bahnte er sich den Weg zum Throne, da er sich das Vertrauen des Königs, und die Liebe des Volks erworben hatte. Nach dem Tode des Ancus, der vier und zwanzig Jahre regieret hat, erhielt Tarquinius die Krone, mit Ausschlusse der Kinder dieses Königes, welcher so ein-

fältig gewesen war, daß er ihn zu ihrem Vormunde erwählet hatte.

VI. Kapitel.

Tarquinius der Alte, fünfter König.

Um die Neigung des Volks zu gewinnen, und sich in dem Senat einen Anhang zu erwerben, schuf Tarquinius hundert neue Senatore, welche er aus den angesehensten Familien unter dem Pöbel herauswählte. Man nannte sie Patres minorum gentium, um sie von den alten Senatoren zu unterscheiden, welche man Patres majorum gentium hieß. Der Senat, der durch diesen neuen Zuwuchs aus dreyhundert Gliedern bestand, blieb fest bey dieser Anzahl durch verschiedene Jahrhunderte; und mit der Zeit hörte man auf, zwo Klassen von Senatoren zu unterscheiden.

Da die Opfer, welchen die Vestalinnen wechselsweise beywohnten, zahlreich geworden waren, gab Tarquinius den vier Mägdchen, die Numa der Göttinn Vesta geweihet hatte, noch zwo andere zu. In der Folge ist die Zahl dieser Priesterinnen weder vermehret noch vermindert worden.

Rom hatte so sehr zugenommen, daß die benachbarten Völker darüber unruhig geworden wären, wenn sie die Gefahr hätten vorsehen können, die ihnen drohete. Aber die Erfahrung des Vergangenen hatte sie für die Zukunft nicht vor-

vorsichtiger gemacht. Weil Italien noch keine Nationen gehabt hatte, die auf Erobrungen ausgiengen, so sahen sie nicht vor, daß die Römer auf Erobrungen ausgehen würden; und wahrscheinlicher Weise sahen es die Römer selbsten nicht vor. Die Städte derselben Landschaft, wovon jede besonders sich selbst zu beherrschen gewohnet, und jede zu schwach war, nach Herrschaft über andere zu streben, ergriffen die Waffen, mehr um zu plündern als zu erobern, und glaubten, daß es mit den Römern die gleiche Beschaffenheit habe.

Die Kriege konnten fürwahr keine andere Absicht in einem Zeitalter haben, wo man nicht allezeit Truppen auf den Beinen hielt, und wo man nur auszog, um in die Felder seiner Nachbarn einzufallen. Wenn die Städte zerstöret, wenn die Einwohner davon nach Rom überbracht worden waren, so galt es für einen Beweis, daß Rom, welches aus sich nicht mächtig genug war, die besiegten Völker unter seiner Gewalt zu erhalten, nur Krieg geführet habe, in der Absicht, sich durch die Beute seiner Feinde zu bereichern, und die Anzahl seiner Bürger zu vermehren. Es schien, als könnte es bloß siegen und zerstören. Die benachbarten Völker sahen also nicht vor, daß ihre Freyheit Gefahr dabey lief: sie dachten nur, Rom könne ihnen entweder viel Schaden thun, oder sie in seine Mauern übersetzen.

Von bloßer Rachbegierde geleitet, hielten sie den Tod des Ancus Marcius für eine Begeben-

heit, die ihrer Absicht günstig war. Ohne dann auf die Verträge zu achten, die sie mit diesem Fürsten geschlossen hatten, und zu denen sie aus Noth waren gezwungen worden, ergriffen sie die Waffen wieder. Die Lateiner, die Sabiner, und die Hetrurier, welche die vornehmsten aus diesen Völkern waren, brachten sogar eine Verbindung gegen Rom zu Stande. Aber sie giengen nicht mit vereinigten Kräften allzumal zu Werke, sondern griffen, eines nach dem andern, an; und da sie nacheinander waren geschlagen worden, mußten alle um Frieden bitten. Diese Kriege dauerten während der ganzen Regierung des Tarquinius. Der siegreiche König zog auf einem vergoldeten Wagen, mit dem Zepter in der Hand, und der Krone auf dem Haupte, in Rom wieder ein. Man hielt diesen Einzug für den ersten Triumph, weil keiner zuvor mit so viel Pracht war gehalten worden.

Es ereignete sich unter diesem Könige ein Zufall, welchen man für wunderbar ausrief, und welcher beweist, wie groß die Macht der Vordeutungen war. Als Tarquinius die drey alten Rittercenturien, die Romulus eingesetzt hatte, mit drey neuen vermehren wollte, widersetzte sich der Vogeldeuter Accius Nävius, unter dem Vorwande, die Zahl der Centurien sey von den Göttern bestimmet worden, und es sey nicht erlaubet, eine Aenderung daran vorzunehmen. Den König verdroß dieser Widerstand, und er befahl ihm, jene, welche den Flug der Vögel aus-

auslegten, zu fragen, ob das, was er eben dächte, möglich sey. Der Vogeldeuter gieng, kam wieder, und versicherte, daß es ihm möglich sey. Da sagte Tarquinius, als wenn er zeigen wollte, daß Nävius ein Betrüger war: Ich dachte, ob ich wohl diesen Stein mit diesem Schermesser zerschneiden könnte. Schneid zu, sagte der Vogeldeuter ganz keck: und der Stein wurde entzwey geschnitten. Entweder war diese Sache mit Nävius verabredet, oder man hat dieses Mährchen nach der Hand ersonnen, um der Vogeldeutung ein Ansehen zu geben. Warum hätte Tarquinius keine neuen Centurien machen dörfen, gleichwie er neue Senatore gemacht hatte? Genug: er machte die Schwierigkeiten des Vogeldeuters zu Schanden; denn er verdoppelte die Anzahl der Ritter. Einige Zeit hernach wurde Nävius unsichtbar, und man argwähnte, der König habe ihn umbringen lassen.

Unter dieser Regierung fieng die Pracht zu herrschen an: aber sie zeigte sich erst noch in den öffentlichen Ceremonien und Gebäuden. Tarquin ließ die Mauern der Stadt Rom, welche bis dahin schlecht gebauet waren, aus gehauenen Steinen aufführen. Er schlug rings um den öffentlichen Platz herum Schwibbögen auf. Er bauete den Circus, der zu den Spielen bestimmet, und groß genug war, wenigst hundert und fünfzig tausend Zuschauer in sich zu fassen. In der Folge wurde dieser Ort mit Tempeln, Bildsäulen, Obelisken gezieret, und seine Pracht bahnte

gleich-

gleichsam zum Luxus den Weg. Endlich ließ Tarquin Schwindgruben ausgraben, um alle Unreinigkeiten in die Tiber auszuführen. Es waren diese unterirdische Kanäle, welche sechszehn Fuße in der Breite, und dreyzehn in der Tiefe hatten, und mit Gewölben von einer unverbrüchlichen Dauer bedecket waren. Es ist hart zu begreifen, wie in einer Regierung, welche beständig den Verwirrungen des Krieges ausgesetzt war, dergleichen Werke haben zu Stande kommen können. Vieleicht hat man Tarquinius vollenden lassen, was er nur angefangen hatte. Vieleicht auch wissen wir nicht, wie viel ein Volk vermag, welches noch von überflüssigen Dingen nichts weiß, und alle seine Bemühungen auf nützliche Sachen anwendet. Die Schwindgruben allein könnten uns in Erstaunen setzen, wenn man auch gelten ließe, daß sie erst bey den blühenden Zeiten der Republik gemacht worden wären.

Tarquin hatte in einer Schlacht dem Jupiter, der Juno, und der Minerva verheißen, ihnen einen Tempel zu bauen, wenn er durch ihren Beystand den Sieg erhielte. Als er gesieget hatte, beschloß er, dieses Gebäude auf dem Berge Tarpejus, welcher zuvor Saturnius hieß, aufzuführen. Allein die Götter, die im Besitze desselben Berges waren, ließen zu einem neuen Tempel nicht Raum genug übrig; und man wagte es nicht, sie ohne ihre Einwilligung anderswo hinzubringen. Man fragte sie, einen nach dem andern, zu Rathe. Alle willigten ein, daß man

sie

sie fortbringen dörfte; und nur der Gott Terminus soll sich geweigert haben, obschon man ihn öftermal darum bath.

Man hätte daraus schließen können, daß die Gränzen der Monarchie, so wie sie dortmals waren, bleiben würden, und daß sie die Römer nicht weiter ausbreiten sollten. Allein man dachte lieber, sie würden ihre Gränzen erweitern, und niemals werde ihnen eine Macht die Länder wieder rauben können, die sie einmal erobert hatten. Um ein solches Vorurtheil in den Gang zu bringen, wurde dieses Mährchen ersonnen. Es ist jünger, als die Regierung des Tarquinius, und wie es scheint, so hat es erst angefangen als die Römer schon vieles Kriegsglück erfahren hatten, und ihre Erobrungen dadurch zu befestigen schienen.

Einige Geschichtschreiber haben der Jugend und dem Mars eben jenen Eigensinn, wie dem Gotte Terminus beygemessen, und wollten glauben machen, daß das Reich immerzu blühend und immerzu siegreich bleiben würde. Sie haben auch ihre Absicht erreichet. Man wird eine Zeit finden, wo die Römer sich für die Gebiether der ganzen Welt gehalten, und fest geglaubet haben, ihr Reich werde kein Ende nehmen.

Tarquinius zeichnete nur den Ort aus, wo der Tempel Jupiters gebauet werden sollte, oder zum höchsten legte er den Grund dazu. Als man den Grund ausgrub, soll man tief unter der Erde einen Menschenkopf gefunden haben, welcher

so

so frisch aussah, als wenn er erst wäre abgehauen worden; und ein hetrurischer Zeichendeuter, den man über dieses Wunder zu Rathe zog, sagte vor, die Götter haben Rom bestimmet, die Hauptstadt Italiens zu werden. Man behauptet, daß der Berg Tarpejus deßhalben Kapitolium genannt worden sey. Aus allen diesen Fabeln sieht man, so wie die Römer anwuchsen, daß ihnen der Aberglaube den Weg bahnte, noch immer mehr anzuwachsen. Sie gewöhnten, sich als ein Volk zu betrachten, welchem die Götter die ganze Welt zu erobern frey gaben.

Okrisia, die Wittwe von Tullius, einem Bürger zu Cornicolum, wurde zur Knechtschaft verdammet, als Tarquinius diese Stadt von den Lateinern einnahm. Sie gieng schwanger; und nach etlichen Monaten gebahr sie einen Sohn, welchen sie Servius nannte, weil er in der Dienstbarkeit gebohren war. Die Königinn, bey der sie in Diensten war, und die sie eingenommen hatte, ließ dieses Kind erziehen, als wenn es ihr eigenes gewesen wäre, und schenkte der Mutter und dem Sohne die Freyheit. Servius Tullius hatte Talente, wodurch er sich die Liebe des Volkes, die Hochschätzung der Senatore, und das Vertrauen des Königs gewann; und er wurde sein Eidam und Rathgeber. Tarquin hatte im Sinne, ihm die Krone zu hinterlassen, weil er selbsten nur zween minderjährige Enkel hatte.

Die zween Söhne des Ancus, welche unter der Vormundschaft des Königs gestanden waren, hat-

hatten sich geschmeichelt, ihm in der Regierung nachzufolgen. Weil sie sich dann in ihrer Hoffnung betrogen fanden, verschwuren sie sich, Tarquinius zu tödten; und dieser Fürst wurde in seinem Palaste ermordet, nachdem er acht und dreyßig Jahre regieret hatte.

VII. Kapitel.

Servius Tullius, der sechste König.

Nachdem Tarquinius ermordet war, ließ Tanaquil (dieß war der Name der Königinn) die Thore des Palastes schließen; und aus ihrem Fenster versicherte sie das Volk, es sey die Wunde des Königs nicht tödlich, er werde sich alsobald wieder sehen lassen, und er habe seinen Eidam erwählet, um während seiner Krankheit zu regieren.

Alsdann kam Servius Tullius heraus, und die Gerichtsdiener traten ihm vor. Er sprach sein Urtheil über einige Angelegenheiten: über andere stellte er sich an, als ob er den König zu Rathe fragte. Er ließ die Söhne des Ancus verurtheilen, welche sich zu den Volsciern geflüchtet hatten: und als er sich auf dem Throne befestiget sah, erklärte man, Tarquinius sey eben itzt verschieden.

Man hatte dabey weder Zwischenregierung, noch Wahl, noch Vordeutungen gehabt. Alle diese Abweichungen vom gemeinen Gebrauche schienen den Stand des neuen Königs unsicher zu machen.

chen. Zum Glücke beschäfftigte der Krieg die Gemüther mit andern Dingen, und es brauchte nur Siege noch, um die Gunst des Pöbels für Servius zu gewinnen. Er wurde auch Sieger: alsdann versammelten sich die Comitien, und er wurde als König erkannt. Zum Andenken seines Glückes bauete er verschiedene Tempel auf. Die zween vornehmsten waren dem guten Glücke, und dem mannbaren Glücke geweihet. Einige waren bloße Denkmäler der Knechtschaft, in der er gebohren war.

Als man den Bezirk von Rom auszeichnete, hatte man innerhalb zwischen den Mauern und den Häusern einen Raum gelassen, auf welchem zu bauen nicht erlaubet war, und außerhalb war auch wieder ein Raum, welchen man nicht anbauen dorfte. Dieser doppelte Landstrich, der ganz um die Stadt herumgieng, wurde Pomörium geheißen. Er wurde für geweihet angesehen, und weil ihn die Könige bisher nur nach erhaltenen Siegen, wodurch die Bevölkerung vermehret worden war, weiter verleget hatten, so war die gewöhnliche Meynung, man müsse selbst die Gränzen des Staates erweitert haben, wenn man das Recht haben wollte, diesen Bezirk zu erweitern.

Weil sich die Zahl der Einwohner durch die Eroberungen des Servius vermehret hatte, erhielt dieser König die Gewalt, das Pomörium über die Berge Quirinus, Viminal, und Esquilinus hinaus zu verlegen. Gleichwohl war seine Absicht

sicht nicht bloß die Stadt zu vergrößern; er wollte der Regierung eine andere Gestalt geben: und zu diesem Ende suchte er einen Vorwand, die alten Zünfte zu unterdrücken, und neue zu errichten. Die Verändrungen, die er machte, verdienen beobachtet zu werden, weil sie eine Quelle zu Mishälligkeiten in der Republik, und der Grund zu vielen wichtigen Eräugnissen geworden sind.

Seitdem die Albaner, und die Sabiner sich in Rom angesetzt hatten, bestanden die Zünfte aus dreyen Nationen, welche allzugleich Theil an der Regierung hatten. Bey den Comitien hatte eine jede Curie eine Wahlstimme, und jeder Bürger hatte eine Stimme in seiner Curie. Dadurch machte die größere Zahl das Gesetz, und die Obergewalt bestand eigentlich bey dem Pöbel.

Ja, damit alle Curien gleichen Theil an der Herrschaft haben möchten, hatte man sie nicht unter einander geordnet. Keine hatte das Recht, ihre Stimme zuerst zu geben; denn ein solches Vorrecht hätte bey den Berathschlagungen jener, die es genossen hätte, ein großes Uebergewicht eingeräumet. Das Loos allein mußte dieses entscheiden, und eine jegliche konnte diesen Vortheil erlangen. Die Curie, auf die er gefallen war, wurde prærogativa geheißen, um zu bedeuten, daß man sie um ihr Gütachten fragte, eh man die Meynung von einer andern vernahm.

Diese Art war die vernünftigste, so lang die Glücksumstände sich bey allen ohngefähr gleich befanden: denn da noch allen Bürgern an dem

Gemeinbesten gleichviel gelegen war, so war es natürlich, daß sie alle an der Oberherrschaft Theil nahmen. Aber dieser Grund hatte keinen Bestand mehr, seitdem die ungleiche Vertheilung der Reichthümer eine große Anzahl Bürger in der Dürftigkeit darben ließ. Rom sah sich itzt einer Volksmenge Preis gegeben, welche bey einer Staatsveränderung nichts zu verlieren hatte, und im Gegentheile sich schmeicheln konnte, dabey zu gewinnen; und es war dadurch vielen Misbräuchen, und vielen Zerrüttungen ausgesetzt.

Ueberdas war in dieser Stadt, wie in allen aufkeimenden Gesellschaften, ein jeder Bürger Soldat, diente auf seine Kosten, und mußte zugleich zu den Auflagen seinen Beytrag geben. Unterdessen war es weder billig noch möglich, daß der Arme, wie der Reiche, beytragen sollte.

Aus dieser Schwierigkeit entstand eine andere noch. Weil die meisten Soldaten nichts hatten, so konnten sie nur in der Absicht zu plündern Kriege führen. Folglich verlangten sie entweder sich hinweg zu begeben, sobald sie Beute gemacht hatten, oder sie konnten den Feldzug nicht mehr aushalten, weil ihnen die Beute gemangelt hatte. Allein dieser Fehler in der Regierung war ein Hinderniß, welches dem Kriegsglücke der Römer im Wege stand.

Servius unternahm es, den Armen allen Antheil an der Regierung zu benehmen, ohne daß sie Grund hatten sich zu beklagen, und die Reichen zu bereden, alle Auflagen des Staates allein

zu

zu tragen. Durch dieses Mittel half er den Schwierigkeiten ab, von denen ich eben gesprochen habe.

Nachdem er vorgestellet hatte, wie sehr es nothwendig sey, den Beytrag nach dem Vermögen eines jeglichen zu ordnen, befahl er, daß jeder mit einem Eide seinen Namen, sein Alter, seine Wohnung, die Anzahl seiner Kinder, ihr Alter, die Größe, die Beschaffenheit, und den Werth aller seiner Güter erklären sollte, bey Strafe, daß der Uebertreter alles verlieren, daß er schimpflich mit Ruthen gestrichen, und wie ein Sklav verkauft werden sollte.

Durch diese Erklärung kannte der König alle Kräfte des Staates. Man behauptet, es sey bey dieser Aufzeichnung, welche man Census nannte, die Anzahl der Bürger auf achtzig tausend gekommen. Fabius Pictor saget sogar nach dem Zeugnisse des Plinius, daß in dieser Aufzeichnung nur die streitbaren Männer begriffen gewesen waren.

Genug: als Servius diese Aufzeichnung vollendet hatte, mußte ihm die Erweiterung der Stadt Rom zum Vorwande dienen, um eine neue Eintheilung unter dem Volke zu machen. Er vertheilte dann ohne Unterschied des Ranges, der Herkunft, oder der Nationen die Einwohner der Stadt in vier Zünfte, welche eigentlich nur eine Localeintheilung waren, und nach der Benennung der vier Hauptgegenden in der Stadt die palati-

nische, die suburranische, die collinische, und die esquilinische Zunft hießen.

Diese Zünfte enthielten nur die Einwohner der Stadt. Servius richtete noch andere auf, welche man ländliche Zünfte nannte, und in welche die Gegend außer Rom getheilet war. Man weiß eigentlich nicht, wie groß ihre Zahl gewesen sey. Einige geben sie auf siebenzehen, andere auf sechs und zwanzig an. Es kamen nachmals wieder neue auf, so wie die Römer ihre Gränzen erweiterten; und wir werden oft Gelegenheit haben, von den ländlichen Zünften sprechen. Itzt genüget es anzumerken, daß man sichs mehr zur Ehre hielt, aus einer Zunft in der Stadt zu seyn: aber diese Denkensart hat nicht immer gedauret.

Nachdem Servius diese Localeintheilungen gemachet hatte, ließ er auf ein Register die Namen aller Bürger, ihr Alter, ihr Vermögen, ihr Gewerb, ihre Zunft, ihre Curie, die Anzahl ihrer Kinder und ihrer Sklaven aufzeichnen. Nachmals vertheilte er das Volk in sechs Klassen, und jede Klasse in Centurien, von denen jegliche eine gleiche Anzahl Bürger enthielt.

In die erste Klasse setzte er acht und neunzig Centurien. Es waren darunter die reichsten Bürger begriffen; das ist, diejenigen, welche zum wenigsten hundert Minen oder zehn tausend Drachmen (*) besaßen. Man muthmaßet, es seyn diese Centurien nicht wirklich aus hundert Männern bestanden.

In

(*) Ohngefähr zwey tausend Gulden.

In der zweyten Klasse, welche zwey und zwanzig Centurien hatte, mußte man wenigst fünf und siebenzig Minen; in der dritten von zwanzig Centurien fünfzig; in der vierten von zwey und zwanzig wie die zweyte, fünf und zwanzig; und in der fünften von dreyßig Centurien, zwölf und eine halbe Mine besitzen.

Endlich die sechste Klasse, in welcher Servius alle arme Bürger ließ, machte nur eine einzige Centurie aus. Durch diese Anordnung fand sich das ganze Volk in hundert drey und neunzig Centurien abgetheilt.

Die sechste Klasse wurde vom Kriegsdienste und von allen Auflagen frey erklärt. Jene, die darinnen waren, nannte man capite censi, weil sie nur eine Zahl machten; oder proletarii, weil sie nur dadurch dem Staate dienten, daß sie Kinder erzeugten.

Die fünf übrigen trugen also alle Auflagen: aber die Eintheilung davon wurde nach der Zahl der Centurien gemacht. Also trug die erste, welche acht und neunzig zählte, allein mehr bey, als alle übrige zusammen.

Eine jede von diesen fünf Klassen stellte eben so viele Centurien von Soldaten ins Feld, als sie im Bürgerlichen ausmachte. Eine Hälfte von jeder Centurie, die aus Soldaten über fünf und vierzig Jahren bestand, wurde zur Beschirmung der Stadt aufbehalten: die andere Hälfte, die aus Soldaten über siebenzehn Jahre bestand, war bestimmet, den Krieg außer Lands zu führen.

Die militarischen Centurien von einer Klasse wurden mit jenen von einer andern Klasse nicht vermenget: sie machten im Gegentheile verschiedene Truppen aus. Die von der ersten hatten den ersten Rang, die von der zweyten den zweyten, und also weiter fort. Ja, es war noch eine jede durch sonderbare Waffen unterschieden.

Die Armen konnten einer Einrichtung, die für sie vortheilhaft war, ihren Beyfall nicht versagen: aber man mußte die Reichen, auf welche zu Kriegs- und zu Friedenszeiten die ganze Last fiel, auch schadlos halten. Zu diesem Ende beschloß Servius, daß sich in Zukunft das Volk centurienweise versammeln, daß man die Stimmen centurienweise geben, und daß die acht und neunzig Centurien der ersten Klasse zuerst ihre Meynung vortragen sollten. Dieß waren die Versammlungen, wo man, von derselben Einrichtung an, die Oberkeiten erwählte, die Gesetze machte, Kriegssachen behandelte; worinnen mit einem Worte die ganze Oberherrschaft bestand. Sie wurden außer der Stadt, und auf dem Felde des Mars gehalten. Das Volk fand sich mit seinen Standarten, unter der Anführung seiner Kriegsobersten, und, bis auf die Waffen, in einer ganz kriegerischen Ordnung dabey ein. Der König allein konnte sie berufen, und die Vogeldeuter mußten vor ihnen hertreten: wodurch eben die Patrizier destomehr Ansehen erhielten, weil sie im Besitze des Priesterthums waren. Was die Comitien der Curien betrifft, so behielt man

sie

sie nur zur Erwählung der Flamines, des obersten Curio, und etlicher geringerer Oberkeitpersonen bey.

Weil alle Centurien sich bey den Comitien einfanden, so schienen sie alle gleichen Antheil zu den Berathschlagungen zu haben. Allein das Wahlrecht wurde unnützlich für die armen Bürger, und die Reichen machten allein alle öffentliche Schlüsse. Fürwahr, da die ganze Nation nur aus hundert drey und neunzig Centurien bestand, so kam man nicht auf die zweyte Klasse, wenn die acht und neunzig Centurien der ersten Klasse einig waren; oder wenn man die zweyte zu Rathe zog, weil in der ersten die Stimmen getheilt gewesen waren, so trug es sich selten zu, daß man an die dritte kommen mußte. Mit einem Worte, es dorften nur sieben und neunzig Centurien der gleichen Meynung seyn. Also befand sich in diesen Versammlungen die größere Zahl der Bürger in der That ihrer Stimme beraubet: wo dagegen zuvor bey den Comitien der Curien die Stimme eines Mannes aus dem geringsten Pöbel eben so gut gezählet wurde, als die Stimme eines Patriziers oder des Königs selbsten.

Gleichwohl war diese Einrichtung Jedermanne gefällig. Wenn die ersten Klassen alle Auflagen trugen, so hatten sie auch alle Gewalt, und die letzte wünschte sich Glück, daß sie von allem Dienste und von aller Auflage befreyet war. Sie beobachtete nicht, wie wenig Einfluß sie hatte:

sie sah nur, daß sie eben so gut als alle übrige, auf das Feld des Mars berufen wurde. Aber es kam eine Zeit, wo die Armen ihre Augen eröffneten, und die Eifersucht richtete zwischen dem Pöbel und den Patriziern große Händel an.

Der Census wurde durch eine Ceremonie beschlossen, welche man Lustrum oder Aussöhnung hieß. Das ganze Volk fand sich bewaffnet und centurienweise auf dem Marsfelde ein. Der König, der es in Augenschein nahm, reinigte dasselbe durch ein Opfer Suovetaurilia, welches dem Mars zu Ehren entrichtet wurde. Man schlachtete einen Stier, einen Widder, und ein Schwein, nachdem man sie dreymal um den Bezirk, in welchem das Volk stand, herumgeführet hatte.

Mit der Zeit mußten an dem Vermögen der Privatpersonen Veränderungen vorbeygehen. Es wurde dann nothwendig, neue Eintheilungen, und folglich neue Aufzeichnungen vorzunehmen. Deßhalben wurde beschlossen, daß der Census alle fünf Jahre wieder erneuert werden sollte; und weil er sich allezeit mit einer Aussöhnung schloß, so wurde ein Zeitraum von fünf Jahren Lustrum geheißen.

Die Religion ist das erste Band der Völker in Griechenland gewesen. Ihr Zulauf in die Tempel, die sie mit gemeinsamen Kosten aufgerichtet hatten, gewöhnte sie, sich als eine einzige Nation zu betrachten. Die Opfer, welche sie miteinander den Göttern entrichteten, besiegelten ihr Bündniß; und mitten unter den Feyrlichkeiten

ten schienen sie manchesmal ihrer Streithändel zu vergessen. Nach diesem Beyspiele versuchte es Servius, aus allen Völkern in Latium ein einziges Volk zu machen; und damit er sie gewöhnte, Rom als ihre Hauptstadt zu betrachten, bereedete er sie, der Diana auf dem aventinischen Berge einen Tempel auf gemeinsame Kosten zu bauen, und alle Jahre sich daselbst einzufinden, um Opfer darinnen zu entrichten. Also giengen die Römer mit den Latelnern ein Bündniß ein, welches zur Vergrößerung ihrer Macht vieles beytrug.

Servius hatte außer diesen Veränderungen noch andere im Vorschlage. Er wollte die Monarchie aufheben, und hatte schon den Entwurf einer republikanischen Regierung aufgesetzt, als ihm von Tarquinius, seinem Eidam, die Krone und das Leben entrissen wurde. Er hat vier und vierzig Jahre regieret.

VIII. Kapitel.

Tarquinius, mit dem Zunamen der Hoffärtige, siebenter König.

Tarquinius war ein Enkel von Tarquin dem fünften Könige zu Rom. Es ist hart, ein Urtheil über ihn zu fällen; denn die Geschichtschreiber haben sich beflissen, seine Thronraubung und seine Regierung mit den häßlichsten Farben zu schildern: und es scheint, sie haben von ihm alles sagen wollen, was sie in der Geschichte von

andern Tyrannen gelesen hatten. Er ist nicht erwählet worden: er verlangte die Vordeutungen nicht zu wissen. Nachdem er den Thron durch ein Verbrechen bestiegen hatte, war er entschlossen, durch die Gewalt sich darauf zu erhalten. Deßhalben hat man ihm den Zunamen der Hoffärtige beygelegt. Stolz, Grausamkeit, und Tyranney waren in diesem Worte enthalten.

Um sein Ansehen sicher zu stellen, hatte er eine Wache von fremden Soldaten, oder von Römern, die ihm zugethan waren; und er hatte gegen Rom die Bundsgenossen auf seiner Seite, welche er durch die Gelindigkeit, womit er sie beherrschte, zu gewinnen wußte. Die meisten Völker im Latium wurden auf gewisse Art seine Unterthanen. Um das Bündniß zu befestigen, das sie mit ihm schlossen, baueten sie auf dem Berge bey Alba dem Jupiter Latialis einen Tempel auf, und verordneten, daß alle Jahre im Namen aller verbundener Städte Opfer daselbst entrichtet werden sollten. Bey dieser Stiftung nahmen jene Feyrlichkeiten ihren Anfang, welche die Römer lateinische Ferien geheissen haben.

Tarquinius hielt also Kriegsheere auf den Beinen. Er war ein tauglicher Feldherr, und bekriegte die Volscier und Sabiner mit vielem Glücke. Bald ließ er den Soldaten die Städte zur Plünderung Preis, um sie zu seinen Unternehmungen gutwillig zu erhalten: ein andermal, wo ihm daran gelegen war, die besiegten Völker zu gewinnen, brauchte er Mäßigung. Nach dem

Siege kam er nach Rom zurück, wo er sein schweres Joch empfinden ließ.

In den ersten Jahren seiner Regierung erwarb er sich die Gunst des Pöbels, weil er mit jenen, die er nicht fürchtete, menschenfreundlich und leutselig war: aber da er sich mit jenen, die er zu scheuen hatte, hochmüthig und grausam betrug, war er bey den vornehmsten Bürgern immer verhaßt. Er suchte Vorwendungen, um sie in eine Klage zu verwickeln; und auf die Angabe von einigen Bösewichtern, die er bestochen hatte, verbannte, und tödtete er sie, und bereicherte sich mit ihrem eingezogenem Vermögen. Oft bediente er sich sogar der Meuchelmörder, um Bürger sich vom Halse zu schaffen, die ihm verdächtig waren. Also wurden der Vater und Bruder des Lucius Junius ermordet, welcher selbst der Grausamkeit des Tyrannen nur dadurch entgieng, weil er sich tölpisch und unsinnig anstellte. Aus dieser Ursache hat man ihm den Zunamen Brutus gegeben.

Die gemeinen Bürger, welche im Anfange die Erniedrigung der vornehmsten Familien mit Vergnügen sahen, seufzeten auch unter der Last, die er ihnen auflegte, so sehr, daß sich verschiedene aus Verzweiflung selbst ermordeten. Er ließ neue Schwindgruben ausgraben, und das Amphitheatrum, das sein Großvater errichtet hatte, mit Schwibbögen umgeben: er führte mancherley Gebäude auf, nnd beschäfftigte sich vorzüg-

züglich mit dem Kapitolium, wovon er den Bau ziemlich weit gebracht hatte.

Der Regent einer kleinen Monarchie ist sehr blind, wenn er glaubet, daß er sich ungestraft einer unbeschränkten und tyrannischen Gewalt anmaßen dörfe. Vergebens will er sich durch das Schrecken, daß er verbreitet, sicher stellen: alle Augenblicke sind schrecklich für ihn selbsten. Eben zu der Zeit, wo alles vor ihm wie unbeweglich ist, und wo man sogar seine Seufzer unterdrücken muß, kann ein unversehener Zufall auf einmal Bürger zur Empörung bringen, welche sich einander nur in die Augen schauen dörfen, um sich zum Untergange des Tyrannen zu verschwören. Wir haben gesehen, wie Hippias die Krone verloren hat.

Als Lukretia von Sextus, dem Sohne des Tarquinius, mishandelt worden war, rief sie ihren Vater, ihren Mann, ihre Verwandten, die Freunde ihrer Familie zusammen, und foderte von ihnen Rache für die Schmach, die man ihr angethan hatte: und weil sie ihre Schande nicht überleben konnte, stieß sie sich in ihrer Gegenwart einen Dolch in die Brust.

Bey dieser Gelegenheit wies Junius Brutus, zum größten Erstaunen aller derjenigen, die bey diesem Auftritte zugegen waren, eine Gegenwart des Geistes, die man von ihm nicht erwartete. Er riß aus der Brust Lukretiens den blutenden Dolch, und schwur bey den Göttern, diese römische Dame zu rächen. Tarquinius Collatinus,

ter Mann von Lukretien, Lukretius ihr Vater, und Valerius ergriffen nach einander eben diesen Dolch, und wiederholten die nämlichen Schwüre.

Tarquinius, welcher dortmals mit den Rutulern im Kriege begriffen war, kehrte eilfertig zurück: aber er fand die Thore verschlossen. Ein Rathschluß des Volkes hatte ihn und die Seinigen verbannet: man hatte die Königswürde aufgehoben, und jeden, der sich unterfangen würde, dieselbe wieder einzuführen, zur Hölle verfluchet. Tarquinius hat vier und zwanzig Jahre regieret.

Unter dieser Regierung wurden die Bücher der Sibyllen nach Rom gebracht. Ein unbekanntes Weib soll, wie man saget, zum Könige gekommen seyn, und demselben neun Bücher von den Orakeln der Sibyllen käuflich angebothen haben. Weil Tarquinius sich weigerte, ihr so viel, als sie begehrte, dafür zu bezahlen, verbrannte sie drey davon, und kam nach einiger Zeit wieder, die sechs übrigen im nämlichen Preise anzubiethen, wie sie die neun hatte verkaufen wollen. Man hielt sie für thöricht, und ihr Antrag wurde mit Verachtung verworfen. Sie verbrannte wieder drey davon, und da sie sich noch einmal vor dem Könige einfand, warnete sie ihn, daß sie die drey letzten auch ins Feuer werfen wollte, wenn man ihr jene Summe nicht bezahlete, die sie im Anfange begehret hatte. Tarquinius war erstaunet über die Entschlossenheit dieses Weibes, und fragte die Vogeldeuter zu Rathe,

the, welche ihm antworteten, er könne den Ueberrest dieser Bücher nicht zu theuer zahlen; worauf er den verlangten Preis dafür gab. Man hat nachmals behauptet, es haben diese Bücher das Schicksal des römischen Volkes enthalten, und man bewahrte sie mit vieler Heimlichkeit auf.

IX. Kapitel.

Betrachtungen über die Zeiten der römischen Monarchie.

Wenn wir die alte Geschichte studiren, so vergessen wir auf gewisse Art, daß wir erst nach den Begebenheiten gekommen sind. Wir durchgehen sie Anfangs mit Begierde; und weil wir nachmals die Verbindung der Dinge beobachten wollen, so versetzen wir uns in die ersten Jahrhunderte: und so können wir leicht voraussehen, was man dort noch nicht voraussah. Also scheint es uns sehr natürlich, daß ein Ding, welches die Folge eines Gebrauchs oder Gesetzes gewesen ist, auch die Absicht davon gewesen sey; und wir sagen: diese Staatsveränderung ist aus jener Verordnung entstanden; folglich ist jene Verordnung in der Absicht gemacht worden, dieselbe zu Stande zu bringen.

Diese Art zu urtheilen ist manchesmal richtig: wenn man sie aber zu einer allgemeinen Richtschnur machen wollte, so würde man der menschlichen Klugheit allzuviel Ehre lassen. Selten kann der Mensch das Zukünftige vorbereiten;

ja,

ja, er denket sogar selten an die Zukunft. Eigentlich sind es die Umstände, welche die Welt regieren. Sie geben den Druck, heben empor, stürzen, und reißen selbst jene, die zu regieren glauben, mit sich dahin.

Als die Monarchie zu Ende gieng, waren die Gränzen von Rom sehr beschränket: sie hatten nicht mehr als vierzig Meilen in der Länge, und dreyßig in der Breite. Die Regierungsart veränderte sich; aber die Gränzen wurden noch sehr langsam erweitert: denn die Umstände gestatteten eine schnelle Erweiterung nicht. Man brauchte Zeit, um kriegerische Völker zu unterjochen: man brauchte sie destomehr, weil dortmals weder die Mittel zu erobern, noch die Mittel Eroberungen zu erhalten, bekannt waren. Die Römer wußten weiter nichts, als zu siegen. Deßhalben hielten sie sich in ihren ersten Besitzungen fest. Wenn es für sie eine leichte Sache gewesen wäre, sich weiter auszubreiten, so wären sie desto schwächer geworden, jemehr Provinzen sie zu bewahren gehabt hätten. Weil dagegen ihre Gränzen, obschon wider ihren Willen, eng und beschränket waren, so blieben sie mächtig: denn ihre Kräfte waren allezeit für ihre Unternehmungen überlegen, oder doch stark genug. Gleichwie sie durch ihre ersten Siege Bürger erhalten hatten; also erhielten sie auch Bürger durch die letzten Siege, und dieser Gebrauch allein legte zur Größe Roms den Grund.

Dionys von Halikarnassus sieht diese Langsamkeit, mit welcher die Römer ihre Macht vergrößerten, für eine Wirkung ihrer Staatsklugheit an. Nach seiner Meynung haben sie, wie es scheint, vorausgesehen, wie weit sie ihre Herrschaft ausbreiten würden, und sie haben langsam Erobrungen machen wollen, weil sie allezeit bedacht waren, sich zu befestigen, und durch Erobrungen, die sie gemacht hatten, zu künftigen Erobrungen fortzuschreiten. Aus diesem Grunde lobet er sie, daß sie nichts übereilet haben.

So bald sie der Macht ihrer ersten Feinde nicht unterlegen sind, mußten sie sich erweitern, und allmählig Italien überschwemmen, damit sie sich nachmals mit Gewalt von allen Seiten ausbreiten könnten. Aber der Ehrgeiz trieb sie nicht eher zum Kriegen an, als nachdem sie aus Nothzwange Krieg geführet hatten: und da sie nur auf ihre Vertheidigung trachteten, machten sie sich geschickt, Eroberer zu werden. Der lange Friede unter der Regierung des Numa ist zum meisten zu bewundern.

Sie mußten dann natürlicher Weise immer im Kriege begriffen seyn. Aber wir wissen nicht, wie groß ihre Macht, oder die Macht ihrer Feinde gewesen sey. Es scheint nur, daß die Geschichtschreiber in diesem Punkte viel übertrieben haben. Fürwahr, obschon die Römer, die Lateiner, die Sabiner, u. s. w. oft blutige Schlachten geliefert haben, so standen sie doch jedesmal mit noch zahlreichern Kriegsheeren wieder zu Felde. Wie

groß

groß mußte dann die Bevölkerung Roms, und jener kleinen Städte gewesen seyn, deren Bezirk so enge Gränzen hatte, und wo die Bürger nicht so sehr beschäfftiget schienen, ihre Felder zu bauen, als die Felder ihrer Nachbarn zu verwüsten? Womit ernährten sich so zahlreiche Völker in einem Lande, das keine Handlung hatte? Es mag wohl vieleicht niemals so viele Römer, Lateiner, Sabiner, u. s. w. gegeben haben, als in den Schlachten bey Dionys von Halikarnassus und Titus Livius umgekommen sind. Diese Geschichtschreiber hätten betrachten sollen, daß nothwendig ein Ebenmaaß zwischen der Anzahl der Soldaten und der Bürger, und zwischen der Anzahl der Bürger und dem Bezirke des Erdreichs Statt finden muß. Ich könnte noch anmerken, daß die Felder um Rom niemals sehr fruchtbar gewesen sind.

Die Monarchie hat bey den Römern 244 Jahre gedauret, und man saget uns, daß während dieser Zeit sieben Könige regieret haben. Das wäre erstaunlich auch in einer erblichen Monarchie, wo der Enkel, noch als ein Kind, manchesmal auf einen Großvater folget, der auf dem Throne grau geworden ist. Um wie viel mehr wäre es zu Rom zu bewundern, wo man die Krone erst in einem gewissen Alter erlangen konnte, wo sogar mehrere Könige eines gewaltsamen Todes gestorben sind, und wo der letzte noch dreyzehn Jahre nach seiner Vertreibung gelebet hat?

Man hatte zu Rom einen Gebrauch, welcher die Familien durch wechselseitige Wohlthaten mit einander verband. Ein gemeiner Bürger fand an einem Patrizier, welchen er zum Patronen erwählte, einen Beschützer, der ihm mit Rath und That an die Hand gieng, und der ihn gegen alle Ungerechtigkeit vertheidigte: und dieser Patrizier fand bey den gemeinen Bürgern, die er unter dem Titel seiner Klienten beschützte, alle Hülfe, die er brauchen konnte. Wenn er nicht reich war, so trugen sie zur Aussteuer seiner Töchter bey; sie bezahlten sein Lösegeld, wenn er gefangen wurde; und sie gaben ihm ihre Stimmen, wenn er nach einer Würde trachtete. Der Patron und der Klient dorften nicht als Zeugen gegen einander vor Gericht geladen werden. Ihre Verbindlichkeit wurde so heilig gehalten, daß jener, der sie gebrochen hätte, für ehrlos und meyneidig angesehen worden wäre.

Dieser Gebrauch gehöret, wie mir scheint, unter die Zahl derjenigen, die nach und nach einschleichen, von denen man unmöglich den Anfang bemerken kann, und die man aus diesem Grunde gern auf den Ursprung des Volkes zurückleitet, bey dem man sie antrifft. Deßhalben hat sonder Zweifel Dionys von Halikarnassus das Patronenrecht den Verordnungen des Romulus beygezählet. Aber kann man vermuthen, daß die gemeinen Bürger sich um den Schutz der Patrizier beworben haben, als das Vermögen noch ziemlich gleich getheilet war, und als sie überdas

selbst den größten Einfluß in den Comitien hatten? Das Patronenrecht hat erst zu einer Zeit eingeführt werden können, wo die Bürger in Noth und Verachtung verfallen waren, und vonnöthen hatten, an den Patriziern, die eine Menschenliebe besaßen, gegen die tyrannischen Patrizier Beschützer zu suchen. Es hat um das Ende der Monarchie seinen Anfang nehmen können.

Sechstes Buch.

I. Kapitel.

Bis zur Erwählung der Zunftmeister des Volkes.

Tarquinius hatte keine von den Verordnungen seiner Vorfahren in Ehren gehalten. Er versammelte den Senat niemals: er berief das Volk niemals zusammen: und die Unterlassung schien alle Gesetze aufgehoben zu haben. Ja man beschuldigt diesen König, er habe die Gesetztafeln zerbrochen, um so gar alle Spur davon auszulöschen. Man weiß nicht, ob man nach seiner Vertreibung sich schnell beeifert habe, dieselben wieder hervorzusuchen: es scheint vielmehr, man habe sie nur allmählig wieder erneuert, so wie man ihr Bedürfniß fühlte. Die Umstände erfoderten sogar, neüe Gesetze zu machen. Zuweilen war ihre Absicht, die Rechte der Patrizier mit den Rechten der gemeinen Bürger zu vergleichen: öftermal waren sie einer von den beyden Klassen günstig, und der andern zuwider.

Man erinnerte sich der Zwischenregierungen, ob schon es seit dem Tode des Ancus Marcius keine gegeben hatte, und dieser Gebrauch wurde zuerst wieder eingeführt. Lukretius, welchem

der

der Senat in dieser Zwischenzeit die Obergewalt vertrauete, ernannte zwo Oberkeitpersonen, um die Republik zu regieren. Er erwählte Brutus und Tarquinius Collatinus dazu, und seine Wahl wurde von dem Volke, das centurienweise versammelt war, bestättiget.

Nach dem Plane des Servius Tullius wurden diese zwo Oberkeitpersonen die Vorsteher des Senats und des Volkes. Alles war ihnen unterworfen. Sie hatten die Gerechtigkeit und den Gemeinschatz zu verwalten. Sie allein dorften den Senat und das Volk zusammen berufen. Sie huben Soldaten aus; sie ernannten die Befehlshaber; sie führten die Kriegsheere an, und pflagen mit den Ausländern Unterhandlungen.

Man nannte sie Rathsbürgermeister, zum Zeichen, daß man sie nicht so sehr erwählet hatte, um die Oberherrschaft auszuüben, als durch ihren Rath behülflich zu seyn. Aber im Grunde hub man auf gewisse Art nur den königlichen Namen auf; denn das Bürgermeisteramt war von der Königswürde nur dadurch unterschieden, daß man es ein einziges Jahr lang ausüben konnte: im übrigen blieb, bis auf Krone und Zepter, die Gewalt und die äußerliche Macht gleich. Jeder Bürgermeister hatte das Purperkleid, den Wagen, und zwölf Gerichtsdiener. Unterdessen, weil man befürchtete, das Volk möchte bey dem Anblicke von vier und zwanzig Gerichtsdienern erschrecken, die mit Beilen bewaffnet wären, so wurde beschlossen, daß die Beile nur vor einem

aus den Bürgermeistern sollten hergetragen werden; daß die zwölf Gerichtsdiener, die vor dem andern giengen, nur Bündel mit Ruthen tragen sollten; und daß sie wechselweise, jeder einen Monat lang, die Beile haben sollten, durch welche die Gewalt über Leben und Tod angezeigt wurde.

Man nahm die ersten Bürgermeister aus dem Mittel der Patrizier her, welche dadurch die Obergewalt in ihre Hände bekamen. Da sie mächtig genug waren, diesen Vorzug zu behaupten, behielten sie ihn auch lange Zeit, und der Gebrauch führte eine aristokratische Regierung ein. Gleichwohl gab sich der Pöbel, der sich frey glaubte, einer unmäßigen Freude Preis: er sah nicht voraus, daß er bald unter einer Menge Tyrannen seufzen würde.

Um die Regierungsart, welche man einführen wollte, mit destomehr Feyrlichkeit anzufangen, wurden Opfer entrichtet: man reinigte die Stadt, man verbannte neuerdings die Königswürde, und wiederholte alle Schwüre, die man schon gethan hatte.

Weil bisher der Gebrauch den Königen das Recht gelassen hatte, bey einigen öffentlichen Opfern den Vorsitz zu haben, so fuhr man fort, den Opferpriester, welchen man zu diesen Verrichtungen ernannte, König zu heißen. Aber damit er unter diesem Titel keine Ansprüche auf den Thron machen könnte, wurde er dem Oberpriester untergeordnet: man schloß ihn von allen oberkeitlichen

lichen Stellen aus; man verboth ihm, eine Anrede zum Volke zu halten, und befahl ihm, sich von den Comitien zu entfernen, so bald er die Opfer entrichtet hatte.

Tarquinius hielt sich dortmals in Hetrurien auf. Zwo mächtige Städte, Vejos und Tarquinia, hatten an seiner Klage Antheil genommen. Sie schickten Abgesandte nach Rom, und verlangten, daß die Römer dem Könige verstatten sollten, von seinem Betragen Rechenschaft zu geben, oder daß sie ihm zum wenigsten die Güter zurückstellen möchten, die sie ihm genommen hatten. Das erste Begehren wurde verworfen, und das zweyte gab zu langen Zänkereyen Anlaß. Allein es war die Absicht des Tarquinius nicht, seine Güter wieder zu erlangen. Er hatte Anhänger zu Rom. Er wußte, daß überhaupt die jungen Leute die Monarchie ungern vermißten, und daß die neue Regierung bey allen denjenigen verhaßt war, welche sich unter einem Könige schmeicheln konnten, an seiner Gunst Theil zu haben. Er glaubte dann, daß es möglich wäre, eine Verschwörung anzuspinnen, um sich wieder auf den Thron zu schwingen. Die Abgesandten arbeiteten mit allem Fleiße daran, und sie zogen eine große Menge von jungen Römern auf ihre Seite, worunter auch die Söhne des Brutus, und die Neffen des Collatinus waren.

Die Verschwörung wurde entdecket, und da sah man einen Auftritt, der entsetzlich, aber überaus fähig war, in stürmischen Gemüthern

den Schwärmgeist der Freyheit hervorzubringen. Brutus, der an seinen Söhnen lauter Verbrecher sah, sprach selbst über sie das Urtheil, und ließ ihnen in seiner Gegenwart den Kopf abschlagen.

Nach einem solchen Beyspiele mußte alles der Betrachtung des Gemeinbesten nachstehen. Vergebens versuchte es Tarquinius Collatinus, seine Neffen zu retten: er wurde des Bürgermeisteramts entsetzet, und verbannet, weil er sich ihrer Verurtheilung hatte widersetzen wollen. Sein bloßer Name erkleckte schon, ihn verdächtig zu machen. Publius Valerius folgte auf ihn. Die Güter Tarquins wurden dem Volke preis gegeben, damit man es gegen diesen Tyrannen unversöhnlich machete.

Tarquin gab alle Hoffnung auf, in Rom einen Anhang zu finden, und setzte sein ganzes Vertrauen auf jene Völker, die zu allen Zeiten Feinde der Römer gewesen waren; die niemals anders, als aus Zwange ihre Waffen von sich geleget hatten, und nur einen Vorwand erwarteten, um dieselben wieder zu ergreifen. Er stellte sich an die Spitze der Einwohner von Vejos und Tarquinia: die zween Bürgermeister zogen gegen ihn aus, und es kam bald zum Gefechte. Sogleich beym Anfange des Treffens wurde Brutus von Aruns, dem ältsten Sohne Tarquins, erleget, da er ihm eben in demselben Augenblicke selbst einen tödtlichen Streich versetzte. Man kämpfte sehr herzhaft auf beyden Seiten, und

ver-

verließ den Kampfplatz mit gleichem Verlurste. Aber weil die Römer im Besitze des Schlachtfeldes blieben, eigneten sie sich den Sieg zu, und beschlossen für Valerius einen Triumph anzustellen. Dieser Bürgermeister zog auf einem vierspännigen Wagen in Rom ein, und diese Ehre, die man ihm erwies, wurde zu einem Gebrauche. Auch das Leichenbegängniß des Brutus stellte eine Art von Triumphe vor. Die angesehensten Ritter trugen ihn nach Rom; der Senat gieng ihm außer die Thore entgegen; man setzte ihn auf dem öffentlichen Platze aus; Valerius hielt seine Leichenrede, und die römischen Damen trugen zehn Monate lang das Trauerkleid.

Obschon Valerius zur Vertreibung der Könige beygeholfen hatte, so schöpfte man doch den Verdacht auf ihn, daß er nach der Tyranney strebe, weil er auf der Spitze des palatinischen Berges ein Haus bauen ließ, welches bestimmet zu seyn schien, die Stadt zu übersehen, und weil er die Comitien zur Erwählung eines zweyten Bürgermeisters nicht berufen hatte. Er ließ eilends sein Haus niederreisen. Weil er dann sah, daß aller Verdacht dadurch verschwunden war, wollte er die Ehre haben, eh er einen Mitregenten erhielt, die Freyheit der Bürger selbst sicher zu stellen.

So oft er vor dem versammelten Volke erschien, ließ er seine Ruthenbündel zur Erde neigen, um gleichsam die Oberherrschaft des römischen Volkes zu erkennen. Er ließ sogar die Bei-

le davon weg, und geboth, daß man sie fürohin nur alsdann vor den Bürgermeistern hertragen sollte, wann sie außer die Stadtmauern giengen. Er machte ein Gesetz, welches jeden Bürger, der nach der Tyranney trachtete, zu ermorden erlaubte. Er weigerte sich die Gelder anzunehmen, welche zu den Kriegskosten erhoben worden waren, und das Volk gab dieselbigen auf seinen Rath zweenen Senatoren zur Verwahrung. Er verboth allen Bürgern, ohne die Bewilligung des Volkes, eine Oberkeitstelle anzutreten. Aber unter allen Gesetzen, die er machte, war keines, welches die Freyheit besser begünstigte, und das mit größerm Beyfalle aufgenommen wurde, als dieses: Ein jeder Bürger, der von einem Richter verurtheilt worden ist, das Leben zu verlieren, oder mit Ruthen gestrichen zu werden, oder eine Geldstrafe zu erlegen, soll das Recht haben, an das Urtheil des Volkes zu appelliren, und der Richter soll nicht fortschreiten dörfen, eh das Volk seine Gesinnung an den Tag gelegt hat. Dieses Gesetz war der bürgermeisterlichen Gewalt, und folglich der Aristokratie nachtheilig. Es ist der Zeitpunkt, wo die Demokratie ihren, obschon schwachen, Anfang nimmt; und das Volk gründete allmählig seine Macht darauf. Nachdem Valerius diese Verordnungen gemacht hatte, welche ihm den Zunamen Publicola erwarben, berief er die Comitien zusammen; und man gab ihm Lukretius, den Vater Lukretiens, zum Amtsgehülfen bey.

Der

Der Krieg wurde fortgesetzt. Porsenna, König von Klusium, der Hauptstadt eines der mächtigsten Völker in Hetrurien, hatte für Tarquin die Waffen ergriffen, und wollte die Römer nöthigen, demselben die Krone wieder aufzusetzen. Bey dieser Lage merkte der Senat, wie nothwendig es sey, den guten Willen des Volkes zu erhalten, und schien nur beschäfftiget, die Last desselben zu erleichtern. Er ließ zu einem geringen Preise Getreid austheilen, und die Senatore nahmen die meisten Kosten des Krieges auf sich; denn sie erklärten, das Volk bezahle genug an die Republik, wenn es Kinder erzöge, welche sie mit der Zeit vertheidigen könnten. Diese großmüthigen Gesinnungen mochten nicht länger dauren, als die Furcht der Tarquinier dauerete.

Porsenna nahm Janiculum mit Gewalt ein, zog gegen die Römer hinan, welche den Fluß hinter sich hatten; und nachdem er sie zum Weichen brachte, so würde er ihnen bis in die Stadt Rom nachgesetzt haben, wenn nicht Horatius Kokles sich äußerst an die Brücke gestellet, und die Feinde aufgehalten hätte. Ganz allein, wie man saget, that er ihren Anfällen Widerstand, und als man die Brücke hinter ihm abgetragen hatte, rettete er sich mit Schwimmen durch den Fluß.

Porsenna wollte Rom durch Hungersnoth zwingen, und belagerte die Stadt. Cajus Mucius dachte sein Vaterland durch einen Meuchel-

mord zu retten. Er schlich sich in das feindliche Lager, und stieß mit dem Dolche: aber er nahm einem Hofherrn das Leben, welchen er für den König hielt. Als man auf der Stelle nach ihm griff, und ihm mit den grausamsten Martern drohete, steckte er seine Hand in ein glühendes Kohlfeuer, um zu zeigen, daß er nichts fürchtete: und durch seine Unerschrockenheit setzte er Porsenna in Erstaunen, welcher ihm das Leben und die Freyheit schenkte. Alsdann entdeckte er dem Könige, gleichsam um diese Wohlthat zu vergelten, daß dreyhundert junge Römer sich wider ihn verschworen haben, und daß einer nach dem andern kommen würde, ihn zu ermorden. Porsenna, den diese vorgebliche Verschwörung erschreckte, ließ Abgesandte nach Rom gehen, und machte Frieden. Man behauptet, daß Mucius von derselben Begebenheit her den Zunamen Scävola erhalten habe. Dieser Name, der von einem Menschen gesagt wird, welcher die rechte Hand nicht brauchen kann, ist vieleicht allezeit der Zuname des Mucius gewesen, und vielleicht hat er in der Folge zu den Umständen dieser Erzählung Anlaß gegeben.

Die Römer hatten zehn junge Patrizier, und eben so viele vornehme Mägdchen, als Geiseln ausgeliefert. Clölia beredete ihre Gefährtinnen heimlich zu entweichen. Sie flohen mit ihr, schwammen durch die Tiber, und zogen wie triumphirend in Rom ein. Man schickte sie zurück. Aber wenn die Römer auf die Erfüllung ihrer

Ver-

Verbindlichkeiten genau gehalten haben, so war Porsenna nicht weniger großmüthig. Er lobte die Kühnheit der Clölia, stellte sie ihren Aeltern zurück, und erlaubte ihr, die Hälfte der Geiseln mit sich fortzuführen: alle Gefangene schickte er heim, ohne ein Lösegeld für sie zu fodern, und als er abzog, ließ er den Römern all sein Gepäcke in seinem Lager zum Geschenke zurück. Die Beschreibung, welche die Geschichtschreiber von der Großmuth des Königs auf Klusium haben machen wollen, ist wahrscheinlicher Weise etwas übertrieben.

Die Gefahr, in welcher sich die Römer befunden hatten, war groß gewesen, und ihre Dankbarkeit war lebhaft. Man richtete für Cloelien eine Bildsäule zu Pferde auf, und sie war die einzige von ihrem Geschlechte, welcher zu Rom diese Ehre wiederfuhr. Der Senat gab dem Horatius und dem Mucius Felder zum Geschenke. Jener wurde mit einer Krone auf dem Haupte, unter dem Zurufe des ganzen Volkes, in der Stadt herumgeführt, und ein jeder Bürger gab ihm so viel, als er in einem Tage zu seinem eigenen Aufwande brauchte. Man richtete ihm auch eine Bildsäule auf.

Obschon Tarquin auf Porsenna nicht mehr rechnen konnte, so blieben ihm doch andere Hülfsmittel übrig: die Sabiner ergriffen die Waffen für ihn. Während dieses Krieges, der mehrere Jahre lang daurete, kam ein Sabiner, Appius Claudius mit Namen, der sich dem Entschlusse

seiner Landsleute widersetzet hatte, nach Rom, und brachte fünf tausend wehrbare Männer mit sich dahin. Er wurde zu einem Patrizier gemacht: man gab ihm Sitz im Senate, und schenkte allen denjenigen das Bürgerrecht, die mit ihm gekommen waren. Er wurde der Stifter einer Famile, welche in der Republik ein sehr großes Ansehen erworben hat.

Bey dem Ende dieses Krieges beehrte man die Bürgermeister Publius Postumius, und Agrippa Menenius mit einem Triumphe, welcher jedoch bey ersterm, der eine Schlacht verloren hatte, etwas unterschieden war. Bey dieser Gelegenheit wurde der Gebrauch des kleinen Triumphes oder die Ovatio eingeführt. Wenn bey dem großen Triumphe der Feldherr auf einem Wagen, mit dem Zepter in der Hand, mit einer goldenen oder Lorberkrone auf dem Haupte, und in einem Kleide, das zu dieser Feyrlichkeit gewidmet war, seinen Einzug hielt; so scheint es, daß er ihn bey dem kleinern Triumphe zu Fuß oder zu Pferde, ohne Zepter, mit einer Myrthenkrone, und nur im bürgermeisterlichen Kleide gehalten habe.

Kaum war dieser Krieg zu Ende, so fieng schon ein anderer wieder an. Dreyßig Völker in Latium machten ein Bündniß, welchem die Herniker und Volscier beytraten; und sie verpflichteten sich durch feyrliche Schwüre, von dem gemeinsamen Bündnisse nicht abzuweichen, und mit den Römern sonderheitlich keine Unterhandlung

lung zu pflegen. Sie hatten Sextus Tarquinius, einen Sohn Tarquins, und Octavius Mamilius seinen Eidam, als Feldherren an ihrer Spitze.

Die Römer hatten schon einige Vortheile erfochten, als Zwietracht unter ihnen entstand, wodurch sie beynahe wehrlos geworden wären. Die gemeinen Bürger, welche der Senat weniger zu schonen anfieng, weigerten sich als Soldaten zu dienen, und erklärten, sie haben lange genug für habsüchtige Gebiether gesieget, welche sie im Mangel darben ließen.

Wir haben gesehen, als man unter Romulus das Erdreich vertheilte, daß man einen Theil als ein Gemeingut zurückbehielt, und den Ueberrest an die Bürger überließ, also daß ein jeder zwey Tagwerke hatte. Als nachmals Rom sein Gebieth erweiterte, fuhr man fort einen Theil des eroberten Landstriches zum Gemeingute zu behalten: aber man unterließ, den andern Theil auf gleiche Weise unter alle Bürger zu vertheilen, weil es billig war, vorzüglich denjenigen ein Erdreich einzuräumen, die keines hatten. Gleichwohl hatte die Billigkeit nicht allezeit die Hand bey dieser Austheilung, und oft geschah es, daß die Reichen, welche eben um ihres Reichthums willen mächtiger waren, die neuerworbenen Länder sich eigen machten. Sie waren darmit noch nicht zufrieden: sie griffen sogar an die Gemeingüter, und oft nahmen sie den Armen ihren Antheil weg.

Dieser Misbrauch wurde noch größer, als die Reichen nach dem Tode des Servius Tullius den größten Theil an der Regierung hatten: noch mehr nahm derselbige zu, als die Patrizier nach der Vertreibung der Könige die unbeschränkten Beherrscher der Republik wurden. Er wurde sogar durch die Gesetze, oder mindstens durch einen Gebrauch bestätiget, der so viel als Gesetze galt. Ein Schuldner, der nicht bezahlen konnte, wurde seinem Gläubiger übergeben: man schlug ihn in Fesseln, damit er nicht entfliehen möchte: man brauchte ihn zu den härtesten Arbeiten: man hielt ihn wie einen Sklaven, und der Gläubiger meynte ein gültiges Recht auf ihn zu haben. Unterdessen war dieses Recht desto unbilliger, weil das Vermögen eines Bürgers, welchen die Noth gezwungen hatte, Schulden zu machen, durch den willkührlichen und unmäßigen Wucher, der von den Gesetzen nicht verbothen war, schnell aufgefressen wurde. Diese Ungerechtigkeit brachte die gemeinen Bürger zum Aufstande: sie weigerten sich zu Felde zu ziehen, wenn man ihnen nicht ihre Schulden, oder zum wenigsten einen Theil davon nachließe.

Der Senat versammelte sich zu diesem Ende, und einige Senatore gaben zur Erleichterung der Armen ihre Stimme. Andere dagegen, welche die Reichsten waren, sahen die Aufhebung oder Verminderung der Schulden für eine Verletzung der öffentlichen Treue an. Appius Claudius behauptete sogar, das Volk sey zur Unterdrückung ge-

geschaffen, und sagte, wenn es nicht arm wäre, so würde es unbändig werden. Nach solchen Grundsätzen mußte die Unterdrückung immer weiter um sich greifen.

Ich will eben nicht alle Gründe verwerfen, welche man zu Gunst der Gläubiger anführte; ich glaube vielmehr, daß die Schuldner oft Unrecht gehabt haben. Das Eigenthum muß geschützet werden. Das ist ein Grundgesetz, ohne welches eine bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen kann: folglich wäre es unbillig, einem Gläubiger das Geld, das er verlehnet hat, abzusprechen. Ja, es soll ihm erlaubet seyn, einen Zins davon zu ziehen: denn es ist nicht billig, ihn des Nutzen zu berauben, den er sich hätte schaffen können, wenn er sein Geld in der Handlung oder zu einem Kaufe angewendet hätte.

Die Zinse sind also billig, wenn sie sich auf diesen Grundsatz gründen. Wenn aber derjenige, der sein Geld ausleiht, sich der Noth des Entlehners misbrauchet, um den Preis seines Geldes willkührlich zu bestimmen, so vergreift er sich destomehr an fremden Gute, je höher er den Preis seines Geldes ausetzt. Das Eigenthumsrecht wird also verletzet, und diese Verletzung ist eigentlich das, was man Wucher heißen soll.

Die Gläubiger waren nicht ungerecht als Gläubiger; denn in dieser Eigenschaft foderten sie das Geld, das sie geliehen hatten, und den Zins, der ihnen rechtmäßig gebührte. Sie waren als Wucherer ungerecht; denn in dieser Ei-

Bayerische Staats[illegible] München

genschaft foderten sie, was ihnen nicht gebührte. Unter den Schuldnern hat es ohne Zweifel einige gegeben, die sich durch ihre schlechte Aufführung zu Grunde gerichtet hatten, und folglich dorfte man auf ihre Klagen nicht achten. Aber es war hart, diese zu unterscheiden, und ihre schlechte Aufführung war keine Ursache, um den übrigen ihr Recht zu verweigern. Weil die Regierung nicht besorget war, den Wucher zu verhindern, so gab sie überhaupt allen Schuldnern Anlaß, sich über die Härte der Gläubiger zu beklagen: da sie sich weigerte ihre Schulden aufzuheben, zwang sie dieselben mehr zu bezahlen, als sie schuldig waren; und sie machte sich verhaßt, da sie diejenigen, die nicht bezahlen konnten, in die Dienstbarkeit fortschleppen ließ.

Indessen daß man diese Fragen behandelte, und die zwo Parteyen, welche beyde über Unbilligkeit klagten, ihr Unrecht gegen einander übertrieben, rückte der Feind heran, und es war Zeit die Zwietracht aufzuheben, oder mindstens zu verschieben. Der Senat gab eine Verordnung heraus, wodurch er allen Gattungen von Schulden eine Frist verstattete; und er versprach, diese Angelegenheit wieder vorzunehmen, sobald der Krieg zu Ende gebracht seyn würde.

Dieser Schritt, welcher für die Zukunft keine Sicherheit gab, war nur ein Kunstgriff von dem Senate. Es ließen sich auch die gemeinen Bürger dadurch nicht hintergehen. Sie verharrten bey ihrer Weigerung, ihre Namen zum Feldzuge auf-

aufzeichnen zu lassen: ja sie erklärten sogar, daß sie aus der Stadt ziehen wollten wenn sie die Aufhebung der Schulden nicht erhalten könnten. Gleichwohl hatten die Bürgermeister nicht Gewalt genug, Gehorsam zu fodern; denn seit dem valerischen Gesetze (also nannte man das Gesetz, das Valerius Publicola gegeben hatte) besaß jeder Bürger, der von einem Richter verurtheilt wurde, das Recht, an das Volk zu appelliren.

Um diesem Gesetze auszuweichen, gab der Senat eine Verordnung heraus, wodurch er geboth: T. Lartius und Q. Clölius, die dortmals Bürgermeister waren, sollten sich ihres Amtes entschlagen; es sollte nur eine einzige Oberkeitperson zu befehlen haben; diese sollte vom Senate erwählet, und von dem Volke bestätiget werden; sie sollte mit einer unbeschränkten Gewalt regieren, ohne eine Rechenschaft ablegen zu dörfen; und seine Macht sollte sich nicht weiter als auf sechs Monate erstrecken. Das Volk, welches in Centurien versammelt war, willigte zur Erwählung dieses Oberbefehlshabers ein; entweder weil bey diesen Comitien die Reichen die Oberhand hatten, oder weil die Armen sich schmeichelten, daß dieses neue Oberhaupt der Republik auf ihre Klagen mehr Acht haben würde. Der Dictator, so nannte man diesen Befehlshaber, welcher erstlich erwählt worden war, um das Volk zum Gehorsame zu zwingen, wurde von großer Nützbarkeit, als man in der Folge für nothwendig fand, dem langsammen Gange der repu-

republikanischen Regierung aufzuhelfen, und derselben so viele Wirksamkeit zu geben, als immer die Monarchie haben kann.

Der Senat befahl, daß einer von den zween Bürgermeistern den Dictator ernennen sollte, welches auch nachmals beständig beobachtet wurde; und nach einer zweyten Berathschlagung befahl der Senat, daß in der gegenwärtigen Lage ein Bürgermeister seinen Amtsgenossen ernennen sollte. Nach einem großmüthigen Streite unter einander wurde Lartius von Clölius ernannt.

Lartius erwählte den Sp. Cassius Viscellinus zum Unterbefehlshaber oder Obersten der Reuterey. Er hieß die Gerichtsdiener ihre Beile wieder aufstecken: anstatt zwölf ließ er vier und zwanzig vor ihm hergehen. Also erschien er auf dem öffentlichen Platze. Bey dem Anblicke dieser fürchterlichen Rüstung wagte es kein Bürger den Gehorsam zu versagen, und alle, die von dem Dictator aufgerufen wurden, stellten sich bey der Fahne ein. Aus vier Truppen, die er aufrichtete, ließ er eine zur Beschützung der Stadt zurück; mit den übrigen dreyen zog er zu Felde. Er erfocht einige Vortheile von den Lateinern: vorzüglich gelung es ihm, Uneinigkeit zwischen ihnen zu stiften: und nachdem er sie zu einer Friedensunterhandlung vermocht hatte, schloß er für ein Jahr lang Waffenstillstand mit ihnen. Als er nach Rom zurückkam, legte er sein Amt nieder, obschon die Zeit seiner Befehlshaberstelle noch nicht verflossen war.

Unter

Unter dem folgendem Bürgermeisteramte gieng eben nichts Merkwürdiges vorbey. Es gab auch in der Stadt selbst keine Verwirrungen, weil die Verordnung des Senates nicht verstattete, die Schuldner zu beunruhigen. Als aber im nächsten Jahre der Krieg wieder angefangen hatte, mußte man zu der Dictatur die Zuflucht nehmen, um den Aufstand des Pöbels zu verhindern, und der Bürgermeister Aulus Postumius wurde von seinem Amtsgenossen als Dictator ernannt. Dieser Feldherr machte durch einen Sieg, den er bey dem rigillinischen See davon trug, dem Kriegen ein Ende. Mamilius kam dabey ums Leben: Tarquin verlor seine zween Söhne, die er noch übrig hatte: er flüchtete sich nach Cumen, wo er einige Zeit darauf starb: und die Lateiner machten Frieden.

Bisher hatten die Senatore empfunden, wie nothwendig es war, den guten Willen des Pöbels zu erhalten, welcher jeden Augenblick sich hätte zu den Tarquiniern schlagen, und sie zurückrufen können. Aber kaum waren sie von dieser Furcht befreyet, so glaubten sie keine Ursache mehr zu haben, desselben zu schonen, und sie misbrauchten erstaunlich die Gewalt, die sie sich anmaßten. Appius Claudius, der dortmals Bürgermeister war, warf sich offenbar zum Haupte der Tyranney auf.

Gleichwohl mußte der Senat früh oder spät nachgeben. Wenn sich die gemeinen Bürger vereinigten, so gaben sie Gesetze: man dorfte sie

nicht so weit nöthigen. Schon versammelten sie sich in verschiedenen Gegenden der Stadt: sie murrten gegen die Senatore, und verwünschten den Appius Claudius; als ein alter Bürger, von dem man wußte, daß er sich im Kriege rühmlich hervorgethan hatte, und der mehrere Wunden an seinem Leibe herwies, auf dem öffentlichen Platze auftrat, und wider einen Gläubiger, welcher ihn in den kläglichsten Zustand versetzet hatte, Gerechtigkeit foderte. Währendes Krieges, in welchem er als Hauptmann gedienet hatte, waren seine Felder verheeret worden. Der Feind hatte sein Haus abgebrannt, seine Güter geplündert, und sein Vieh davon getrieben. Aus Geldmangel, und weil er dennoch angehalten wurde, die Abgaben, die man von ihm verlangte, zu bezahlen, hatte er Geld aufgenommen. Da die Zinse aufgewachsen waren, vermochte er nicht, seine Schuld abzuführen, obschon er all sein Vermögen verkaufet hatte; und er hatte sich seinem Gläubiger in die Hände geworfen, welcher ihn als einen Verbrecher behandelte, und ihm von seinen Sklaven den Leib zerfetzen ließ. Man sah noch die blutrünstigen Striemen von den empfangenen Ruthenstreichen. Da dieser Anblick einen allgemeinen Aufstand erreget hatte, entkam Appius Claudius der Wuth des Volkes mit genauer Noth, und Publius Servilius, sein Amtsgenoß, stillte nur dadurch den Aufruhr, daß er sich anboth, bey dem Senate für das Volk seine Bitte einzulegen.

Dieß

Dieß war die Lage der Sachen, als man vernahm, daß die Volscier bewaffnet in das Land der Republik eingefallen waren. Bey diesem Vorfalle merkte der Senat, der von außen und von innen mit Feinden umgeben war, seine Schwäche destomehr, weil die unbiegsame Gemüthsart des Appius Claudius nicht wenig beytrug, die Gemüther zu empören. Zum Glücke war Publius Servilius bey dem Pöbel beliebt: der Senat trug ihm auf, daß Volk wieder in die Schranken zurückzubringen.

Dieser Bürgermeister machte die Vorstellung, daß es in dem gegenwärtigen Umstande, wo der Feind an den Thoren war, nicht möglich sey, sich über die Mittel zu berathschlagen, um den Armen aufzuhelfen. Er versprach, man werde mit Ernste darauf bedacht seyn, sobald der Krieg zu Ende seyn würde; und unterdessen gab er eine Verordnung heraus, um alle Klage der Schulden halben einzustellen. Auf sein Versprechen ließen sich die gemeinen Bürger um die Wette anwerben, weil sie lieber unter den Befehlen dieses Feldherrn gegen den Feind ausziehen, als unter der Regierung des Claudius, in der Stadt verbleiben wollten. Die Volscier wurden geschlagen, und verloren einige Städte.

Es war gebräuchlich, einen Theil der Beute für den Gemeinschatz aufzubehalten, und Servilius hatte sie ganz unter die Soldaten ausgetheilt. Claudius machte ihm ein Verbrechen daraus: er beschuldigte ihn, daß er sich die Gunst

des Pöbels zu erwerben trachtete: und er brachte es dahin, daß man ihm den Triumph verweigerte. Den Servilius verdroß diese Beschimpfung: er berief das Volk auf dem Martisfelde zusammen, stellte ihm die Unbilligkeit vor, die man ihm anthat, und hielt seinen Einzug. Er war der erste, der unerachtet des Verboths vom Senate diese Ehre empfieng. Sein Glück dauerte nicht lange. Er war dem Senate verdächtig, weil er es mit dem Volke hielt; und bey dem Volke wurde er verhaßt, weil er das Versprechen nicht erfüllte, das er ihm gethan hatte. Er hätte gern sein Wort halten mögen: aber er wollte auf beyden Seiten zugleich dienen, und stieß beyden zugleich vor den Kopf.

Unter diesem und dem folgenden Bürgermeisteramte nahm die Verwirrung so sehr überhand, daß die Gläubiger, welche den Beschimpfungen des Pöbels ausgesetzt waren, selbst vor den Augen der Bürgermeister mishandelt wurden. Die gemeinen Bürger hielten, unter dem Vorwande des valerischen Gesetzes, heimliche Versammlungen: sie lehnten sich ungestraft auf: sie wollten zu Felde nicht dienen: und unterdessen rüsteten sich die Sabiner, die Aequier, und die Volscier, die von diesen Uneinigkeiten Nachricht hatten, wider die Republik zum Kriege.

Nach langem Berathschlagen beschlossen die Senatore, auf das Einrathen des Claudius, einen Dictator zu ernennen, und viele ernannten ihn selbst dazu. Allein die vernünftigsten, welche

che einsahen, wie behutsam man zu Werke gehen müsse, gaben ihre Stimme dem Manius Valerius, einem Bruder des Publicola, der eben deßhalben bey dem Volke beliebt war. Alles gieng von Statten, wie sie es vorher gesehen hatten. Gleichwohl konnte diese Staatslist nicht immer gelingen. Denn man dorfte sich nicht versprechen, daß die gemeinen Bürger sich beständig mit einerley Kunstgriffen täuschen lassen würden; und man konnte leicht vorsehen, daß endlich eine allgemeine Empörung den Senat zum Nachgeben zwingen müßte.

Nachdem Valerius die Feinde besieget hatte, begab er sich in den Senat: er verlangte einen Rathsschluß, welcher ihn freysprechen sollte, sein Wort zu halten, und man gab ihn ihm nicht. Er ließ dann das Volk zusammenrufen. Er lobte den Muth der Soldaten, die unter seinen Befehlen gefochten hatten: er beklagte sich, daß er die Verbindlichkeiten, die er mit ihnen eingegangen, nicht erfüllen könnte, gab die Dictatorstelle auf, und erklärte: wenn er den Armen keine Linderung schaffen könne, so wolle er auch zu der Tyranney der Reichen kein Werkzeug mehr abgeben. Das Volk, welches an seiner Aufrichtigkeit nicht zweifelte, begleitete ihn mit großem Zurufe nach Hause.

Nachdem das Volk so oft war hintergangen worden, wollte es sich nicht wieder hintergehen lassen. Es schien, als wenn es sich selbsten Recht schaffen wollte, und seine Entschlossenheit

fieng an, dem Senate Sorgen einzujagen. Um allem Aufstande vorzubeugen, verboth der Senat den Bürgermeistern, die Truppen zu entlassen, und befahl ihnen, unter dem Vorwande, daß die Aequier die Waffen wieder ergriffen haben, sie außer die Stadt zu führen.

Die Soldaten, welche sich anwerben ließen, mußten schwören, ohne einen förmlichen Abschied ihre Fahne nicht zu verlassen. Es schien also, daß sie sich ihren Anführern nicht entziehen könnten. Aber der Senat hatte sie gelehret, den Gesetzen eine falsche Wendung zu geben. Sie kamen auf den Einfall, sammt ihrer Fahne zu entweichen; und da sie Sicinius Bellutus an ihrer Spitze hatten, lagerten sie sich drey Meilen von Rom auf einem Berge, den man nachmals den geheiligten Berg geheißen hat. Der größte Theil des Volkes vereinigte sich mit ihnen.

Die Tyranney hat diese Eigenschaft, daß sie nichts oder alles fürchtet; und oftmals, wann sie im höchsten Tone gebiethet, ist der Augenblick am nächsten, wo sie nachgeben muß. Da der Senat sich mit den Misvergnügten in Unterhandlungen einlassen mußte, war er gezwungen, zu diesem Geschäffte jene Patrizier zu gebrauchen, welche bey dem Volke zum meisten beliebt waren. Er gieng noch weit mehr ein, als er bis dahin ausgeschlagen hatte. Nachdem die gemeinen Bürger die Aufhebung der Schulden erhalten hatten, wollten sie auch für die Zukunft eine Sicherheit haben, und verlangten Vorgesetzte, welche das

Recht

Recht hätten, sich den Verordnungen zu widersetzen, die ihnen nicht angenehm wären: und sie erhielten dieselbigen auch.

Diese neue Stelle wurde jährlich vergeben, wie das Bürgermeisteramt. Die gemeinen Bürger allein hatten das Recht, dieselbe zu besetzen. Diese Vorgesetzten mußten fünf an der Zahl seyn, und sie wurden Zunftmeister geheißen, weil man die ersten aus dem Mittel der militarischen Zunftmeister nahm, welche über die Legionen zu befehlen hatten. Ihre Person wurde für unverletzlich erkläret. Man machte zu diesem Ende ein Gesetz, das alle Römer zu halten schwuren: man nannte es aus dieser Ursache das geheiligte Gesetz, und legte eben diesen Namen dem Berge bey, worauf es gemacht worden war. Ehe das Volk in die Stadt zurückzog, erwählte es auf dem freyen Felde zween Zunftmeister unter seinen Feldobersten, und diese nahmen drey Amtsgehülfen zu sich. Die Wahlstimmen wurden centurienweise gesammelt. Man machte den Schluß, daß die Zunftmeister ihre Gewalt nur in der Stadt Rom, und eine Meile weiter, sollten ausüben dörfen.

Die Zunftmeister verlangten zween Vorgesetzte, die ihnen in ihren Amtsverrichtungen behülflich seyn sollten, und man gab sie ihnen zu. Diese neuen Vorgesetzten wurden Baumeister genannt. Nach dieser Benennung sollte man muthmaßen, sie haben gleich im Anfange einige Aufsicht über die Gebäude gehabt, wenn diese Aufsicht den Zunftmeistern zugestanden wäre: und davon sagen die

Geschichtschreiber nichts. Dieß ist gewiß, daß sie in der Folge für die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude zu sorgen, die Spiele anzuordnen, die Polizey zu verwalten, und viele Geschäffte zu schlichten hatten, welche zuvor den Bürgermeistern zugekommen waren.

II. Kapitel.

Betrachtungen über die Römer nach der Erwählung der Zunftmeister.

Rom wäre zu Grunde gegangen, wie Titus Livius die Anmerkung machet, wenn aus einer unzeitigen Liebe zur Freyheit die Königswürde unter den ersten Königen wäre aufgehoben worden. Die Republik hätte sich gegen die Feinde, welche sie zugleich von innen und von außen zu bekämpfen hatte, nicht vertheidigen können: zum Glücke ist die Monarchie erst alsdann verhaßt geworden, da Rom mächtig genug war, sich durch eigene Kräfte zu erhalten.

Es war dieses in der That ein Glück: aber es war auch eine natürliche Sache, wovon man leicht die Ursachen ergründen kann. Die Königswürde konnte nicht eher verhaßt werden, als die Macht des Monarchen mit der Macht der Monarchie angewachsen war. So lange Rom schwach war, hatte es Könige nicht zu fürchten, die selbsten schwach waren, und das Volk fürchten mußten. Tarquin hatte es nur deßhalben gewaget, ein Tyrann zu werden, weil er die Völker, die

er

er besieget hatte, und selbst die Bundsgenossen von Rom, zu seiner Hülfe gegen die Römer aufwiegelte: und er hätte dieses nicht gewaget, wenn er an der Stelle des Numa, oder des Ancus Marcius regieret hätte.

Die Erwählung der Zunftmeister ist der Zeitpunkt, wo die Liebe zur Freyheit ihren Anfang nimmt. Unter den Königen war die Regierung, nach der Gemüthsart des Regenten, gelind oder strenge gewesen, und die Römer hatten nicht gedacht frey zu werden. Wären sie es gewesen, so würde Rom niemals mehr als eine kleine Monarchie geworden seyn. Eben so wenig hätten sie gedacht, unter den Bürgermeistern frey zu werden, wenn sie an den Senatoren nicht so tyrannische Gebiether gefunden hätten, und die Republik würde wenig Fortgang gemacht haben. Nur weil sie nicht unterdrückt werden wollten, dachten sie sich die Freyheit zu verschaffen. Unterdessen hörte man das Wort Freyheit in ganz Rom erschallen; aber die Sache selbst war noch nicht zu finden. Deßhalben bestrebten sich die Römer nur destomehr, sie zu erhaschen, und dieses Bestreben ist die Hauptursache ihrer künftigen Größe gewesen. Die beständigen Uneinigkeiten zwischen den Patriziern und den gemeinen Bürgern unterhielten auf beyden Seiten jene Neigung zur Herrschaft, wodurch sie die Beherrscher so vieler Völker geworden sind.

Zu Sparta ist man wahrhaft frey gewesen: denn die Vertheilung der Oberherrschaft stellte unter

ter armen Bürgern die vollkommene Gleichheit her. Alles war angeordnet, und die Ordnung, welche nach den Gesetzen nicht verändert werden konnte, verstattete nicht die geringste Uneinigkeit.

Athen war auch frey: denn die Oberherrschaft bestand bey dem Volke, und in dieser Absicht waren alle Bürger sich einander gleich. Aber die Ungleichheit des Vermögens hat die Freyheit nicht in Schranken halten lassen. Da die eingeführte Ordnung nach dem Willen des Pöbels, oder vielmehr nach dem Willen derjenigen, welche ihn aufwiegelten, verändert wurde, so mußte die Freyheit in Zügellosigkeit ausarten; und die Zügellosigkeit mußte unter den Factionen zunehmen, da die Anführer alles für erlaubet ansahen, um die Gunst eines eigensinnigen Volkes zu erhalten, von dem sie die Oberherrschaft erkannten, und welchem Niemand dieselbe streitig machete.

Die Spartaner waren dann frey, und die Athenienser waren es allzuviel. Die Römer kostete es viele Mühe, um frey zu werden; und wenn sie es also, wie eines von diesen beyden Völkern, gewesen wären, so würden sie niemals große Erobrungen gemacht haben.

Rom war arm wie Sparta, aber alle Bürger waren es nicht. Da die Reichthümer ungleich ausgetheilt waren, verblieben sie eine Ursache zur Unterdrückung. Die Unterdrückten sind also nicht frey gewesen, und die Unterdrücker hatten nur eine unsichere Freyheit, weil selbst ihre Macht nicht recht befestiget war. Es gab

unter

unter den zwoen Gattungen der Patrizier und der gemeinen Bürger nur eine Eifersucht nach Herrschaft, welche man für Liebe zur Freyheit ansah. Da sie immer einander Feinde waren, beobachteten sie sich beständig mit Unruhe: und gleichwie die Tyranney von den Tarquiniern auf die Patrizier gekommen ist, also gieng sie von den Patriziern auf die gemeinen Bürger, und von diesen auf einen Monarchen über. Bey diesem Wechsel ist es hart einen Augenblick zu finden, wo die Nation wahrhaft frey war: und wenn dieser Augenblick vorkömmt, so ist es doch nur ein Augenblick gewesen.

Die Zunftmeister hatten nur das Recht, sich den Gesetzen zu widersetzen, welche den gemeinen Bürgern nachtheilig seyn mochten. Aber es war zu vermuthen, daß sie, um ihrer Widersetzlichkeit ein größeres Gewicht zu geben, Forderungen hervorbringen, und sich neue Rechte machen würden. Es dienten also diese Vorgesetzten, welche bestimmet waren, die Streitigkeiten zu entscheiden, im Grunde nur, dieselben zu verlängern: ihr Amt wurde eine Quelle der Zwietracht.

Mitten unter diesen Uneinigkeiten eiferten die beyden Theile täglich mehr für die Obergewalt: die Patrizier, um dieselbe ganz zu erhalten, oder zum wenigsten so viel, als sie noch nicht verloren hatten; die gemeinen Bürger, um Theil daran zu bekommen, oder sie ganz an sich zu reißen, nachdem sie einen Theil davon erhalten hatten.

Gleichwie beyde Theile um die Herrschaft in Rom eiferten, also behielten sie auch diese Gesinnung in den Kriegen, die sie mit ihren Nachbarn führten. Sie glaubten bald ein Recht zu haben, über alle zu herrschen. Diese Gesinnung vermehrte ihr Vertrauen; und ihr Kriegsglück war desto sicherer, weil die Völker, die diese Gesinnung nicht hatten, sich auf gewisse Art vertheidigten, als wenn sie nur das Vertheidigungsrecht hätten.

Es scheint nicht, daß vor den Römern ein Volk in Italien gewesen sey, welches den Ehrgeiz hatte, Erobrungen zu machen. Alle schränkten sich auf das ein, was ich Vertheidigungsrecht heiße. Die Kriege hatten keine andere Absicht, als sich für eine Beleidigung durch eine Beleidigung zu rächen, und jede Stadt war nur bedacht, sich zu erhalten.

Die Tyranney der Patrizier hatte den gemeinen Bürgern den Ergeiz eingegeben, an der Herrschaft Theil zu nehmen: sobald die Uebermacht der Römer ihren Anfang nahm, mußte sie den übrigen Völkern auch den Ehrgeiz eingeben, an der Macht Theil zu nehmen. Die Kriege hatten alsdann einen andern Gegenstand: sie wurden dadurch desto verheerender, weil der Gebrauch, nach welchem man außer dem Siege nur Sklaverey oder Tod zu wählen hatte, das Gesetz auferlegte, sich auf das äußerste zu wehren.

Da die Leidenschaften durch die Hindernisse noch stärker werden, nahm der Ehrgeiz zu herrschen

schen im Unglücke sowohl, als im Glücke bey den Römern zu, und ein jeder Bürger war von dieser Leidenschaft eingenommen.

Sie haben früh den Grundsatz angenommen, der Gewalt nicht zu weichen, weil sie sich gleich bey ihrem Anfange in Umständen befunden haben, wo sie nothwendig siegen, oder zu Grunde gehen mußten.

Die Nothwendigkeit zu siegen oder zu Grunde zu gehen hat für sie fortgedauret, und sie sind auf dem nämlichen Grundsatze beharret. Da sie bey dem Ende eines jeden Krieges siegreich zurückkamen, und oftmals, nachdem sie die größten Gefahren ausgestanden hatten, wurden sie in dem Gedanken bestätiget, daß man mit Herzhaftigkeit zwar zuweilen besieget werden kann, aber allezeit stark genug bleibt, um niemals unterjocht zu werden.

Sie verhielten sich standhaft nach diesem Grundsatze, von dem sie nicht abweichen konnten, und zeigten nach einem Verlurste weit mehr Klugheit, als nach einem Siege. Deßhalben geschah es auch nie, daß sie von einem bewaffneten Feinde Frieden verlangten: man hätte sie leichter ausrotten, als unter das Joch bringen können.

Damit wir die Hauptursachen der anwachsenden Größe der Römer vollends endecken mögen, wollen wir die Grundsätze beobachten, die sie unter den ersten zween Königen gehabt haben.

Als die Römer auf dem palatinischen Berge sich ansetzten, dachten sie ohne Zweifel, daß die Gewalt das erste Grundgesetz sey, und daß man alles mit Rechte besitze, was man durch Herzhaftigkeit erlanget. Sie konnten keine andern Grundsätze haben.

Gleichwohl sahen sie ihre Schwäche ein; und wenn sie nicht alsobald Bündnisse geschlossen, oder die ersten besiegten Völker mit sich vereiniget hätten, so wäre zu fürchten gewesen, daß sie der Zahl ihrer Feinde unterliegen würden. Deßhalben mußten sie nothwendig in Rom eine Freystätte eröffnen, und die Völker, die sie bezwangen, auch dahin übersetzen. Sie erlangten dadurch beständig neue Kräfte. Da sie täglich mehr vermochten, glaubten sie auch das Recht zu haben, täglich mehr zu unternehmen. Die neuen Siege vermehrten noch ihr Vertrauen und ihre Ansprüche, und sie betrugen sich gleich zum Anfange, als wenn sie schon den Entschluß gefaßt hätten, Italien zu erobern. Also fuhren sie fort, so lange das Glück ihnen günstig war: denn man giebt Grundsätze und Gebräuche nicht auf, bey denen man sich wohl befindet.

Da kam Numa zum Vorscheine. Ich werde ohne viel Bedenken sagen dörfen, daß seine Begriffe von der Sittenlehre eben so unrichtig, als von der Religion gewesen sind. Mehr geläuterte Begriffe hätten nicht einmal auf die Einsicht des Volkes gepasset, das er beherrschet hat. Ich sehe an seinen Verordnungen nichts weiter,

als neue Ceremonien. Sie milderten zwar die ungeschliffenen Sitten: aber sie konnten den dummen Verstand nicht aufklären. Gewiß haben die Römer deßhalben die Billigkeit nicht besser gekannt: sie lerneten nur, sich mit dem Mantel der Religion zu bedecken. Von derselben Zeit an sind sie immer abergläubisch gewesen, ohne daß sie jemals aufgehört hätten, Räuber zu seyn.

Da sie die Förmlichkeiten, die sie sich zur Vorschrift genommen hatten, ängstlich beobachteten, fiel ihnen nicht bey, daß ihnen die Götter jemals zuwider seyn könnten, und der Aberglaube mußte zu allen ihren ehrgeizigen Absichten dienen. Die Treue, die Gerechtigkeit, die Billigkeit waren immer auf ihrer Zunge. Wenn man sie hörte, so war ein Eid eine geheiligte und unverbrüchliche Verbindlichkeit, und sie sahen die Verletzung der Verträge für einen Gottesraub an. Diese Sprache, die mit tausend gottesdienstlichen Verrichtungen verbunden war, diente zum Blendwerke: denn sie waren in der That gerecht, so oft die Gerechtigkeit ihrem Nutzen nicht im Wege stand.

Die schwachen Völker, welche von den Römern beschützt zu werden glaubten, halfen ihnen einen Ruhm der Gottesfurcht und Gerechtigkeit erwerben. Sie gaben zu allen ihren Unternehmungen den Beyfall: sie betrachteten auf gewisse Art jene Völker als Rebellen, die sich ihnen widersetzen wollten; und diese Republik, die schon nach ihrer Einrichtung selbst unbillig war, weil

sie sich auf Erobrungen gründete, schien nur zu den Waffen zu greifen, um zu bestrafen.

Die Römer wußten vortrefflich den Meyneid mit den heiligsten Verbindlichkeiten zu vereinigen, weil sie keinen bestimmten Begriff von dem hatten, was sie Meyneid und Verbindlichkeit hiessen. Da es aus Uebermacht in ihrer Gewalt stand, die Verträge zu erklären, gaben sie ihnen eine falsche Deutung: sie brachen offenbar die beschworene Treue, und glaubten dennoch nicht treubrüchig zu seyn. Sie nahmen noch einen andern sehr bequemen Grundsatz an, wo sie sich einbildeten, die Götter haben sie bestimmet, die übrigen Völker zu beherrschen: denn mußte man nach diesem Grundsatze eine Unbilligkeit ihnen, oder den Nationen, die sich nicht unterwerfen wollten, zur Last legen? Ich will also zu ihrer Entschuldigung sagen, sie seyn nicht so sehr mit Bedachte, als aus Unwissenheit, ungerecht gewesen. Aus Straßenräubern unter dem Romulus sind sie Abergläubler unter dem Numa geworden, und wir werden in der Folge an ihrem Betragen nichts mehr, als eine Häucheley wahrnehmen, die wir eine politische Häucheley nennen wollen. Wenn man also die Grundsätze und die Gebräuche betrachtet, die sie unter den zween ersten Königen sich angewöhnet haben, und wenn man sie gegen die Umstände hält, in denen sie sich nachmals befanden; so wird man begreifen, wie sie eine lange Zeit die alten Sitten behalten, und sich beständig nach den alten Grundsätzen

haben

haben betragen können. Man wird einsehen, daß sie als Räuber immer Krieg führen mußten; und daß sie als Abergläubler auf den geringsten Vorwand den Krieg allezeit für billig ansahen. Folglich hatten sie niemals ein Bedenken, für ihre Bundsgenossen die Waffen zu ergreifen, oder sich mit Völkern zu verbinden, die ihnen Gelegenheit gaben, zu den Waffen zu greifen.

Den übrigen Nationen giengen bey dieser Unbilligkeit der Römer die Augen nicht völlig auf, weil sie selbst keine richtigern Begriffe hatten. Die Vorurtheile derselben ungesitteten Zeiten, wo das Rauben hochgeachtet wurde, und wo die Ausdrücke von Billigkeit und Gerechtigkeit für Zeichen der Schwäche galten, sind auch in vielem Betrachte die Richtschnur ihrer Urtheile gewesen. Denn wenn sie, nachdem sie sittlicher geworden sind, das Rauben und die Räuber verdammten, so verdammten sie dieselbigen nur unter diesem Namen: sie schätzten sie hoch unter dem Namen: **Eroberung und Eroberer**; und obschon nur das Wort verändert war, so hielten sie doch die Verheerung der Provinzen, den Umsturz der Monarchien, und die Stiftung neuer Reiche für ein herrliches Kriegsglück. Wir geben, wie es scheint, zu großen Staatsverändrungen Beyfall, weil sie uns große Drangsalen vor die Augen stellen: die Eroberer werden der Gegenstand unserer dummen Bewunderung; und das Eroberungsrecht wird für ein unstreitiges Recht erkannt. Dieses Vor-

urtheil brachte alle Völker, welche die Römer erobern konnten, unter ihre Bothmäßigkeit.

Die Zwietracht, welcher durch die Erwählung der Zunftmeister Einhalt geschehen war, fieng wieder an. Sie loderte so lang beständig auf, bis beyde Theile an allen Amtsstellen gleichen Antheil hatten; und man sah alle Jahre zwey Jahrhunderte lang die nämlichen Auftritte. Man muß sie beobachten, um die Veränderungen zu beurtheilen, die sie in der Regierung veranlasset haben: aber es wäre zu wünschen für den Leser, daß sie nicht so einförmig wären. Die Geschichtschreiber machten sie angenehm durch die Schildrungen, die sie von den Anführern beyder Parteyen gaben, und durch die gekünstelten Anreden, die sie denselben in den Mund legten. Was mich betrifft, will ich nur die Erzählung davon ins Kurze fassen; denn ich glaube nicht, daß man die Geschichte wie einen Roman schreiben soll.

III. Kapitel.

Bis auf den Frieden, welchen Coriolan mit den Römern schloß.

Die Zunftmeister waren wie einfache Bürger gekleidet, und hatten äußerlich kein einziges Zeichen der Macht. Sie hatten keinen Gerichtstuhl, keine Gerichtbarkeit, keine Wache: sie wurden von einem einzigen Bedienten begleitet, den man Viator nannte; sie standen vor der Thüre

des

des Senates, und giengen nicht eher hinein, als wann sie die Bürgermeister rufen ließen. Da sie aufgestellt waren, die gemeinen Bürger zu schützen, so konnten sie mit einem Worte veto die Verordnungen der Bürgermeister und des Senates einstellen oder vernichten: aber sie hatten, wie wir gesagt haben, nur in der Stadt, und höchst eine Meile weiter, eine Gewalt.

Alles schien ruhig zu seyn. Die Senatore, welche an der Vereinigung der beyden Theile gearbeitet hatten, wünschten sich über den guten Erfolg ihrer Vermittlung Glück. Sie sahen nichts furchtbares an Vorgesetzten, die nicht einmal einen Schein von Gewalt an sich hatten. Unterdessen, da der Senat schon etwas nachgelassen hatte, mußte er noch mehr nachlassen. Man konnte vorausseben, daß die Zunftmeister sich nicht begnügen würden, Vertheidigungsweise zu handeln, und daß sie auch gezwungen werden möchten, selbst anzugreifen, wenn sie ihre Ansprüche durchsetzen wollten. Vieleicht hat man es nicht vorausgesehen; aber bald hat man es erfahren.

Ein großer Theil der Felder war nicht besäet worden, weil die Zeit, wo sich das Volk auf den geheiligten Berg begeben hatte, eben die Zeit gewesen war, zu welcher man hätte aussäen sollen. Der Senat, der dem Mangel hätte steuren können, hatte keinen Schritt gethan; und die Hungersnoth hatte schon angefangen, als er nach Campanien, Hetrurien, und bis nach Sicilien

ausschickte, um von daher Getreid kommen zu lassen. Er war nicht vorsichtig genug gewesen, und die Zunftmeister gaben ihm Schuld, er wolle das Volk Hungers sterben lassen. Sie streueten aus, die reichen Patrizier haben Vorrath in ihren Häusern, und sie heben heimlich alles Getreid auf, das man nach Rom brachte.

Die Bürgermeister beriefen das Volk zusammen, um den Senat zu rechtfertigen: da sie aber von den Zunftmeistern beständig unterbrochen wurden, war es ihnen nicht möglich, Gehör zu finden. Wenn sie die Vorstellung machten, die Zunftmeister haben nur allein das Recht Einwendungen vorzutragen; sie sollten schweigen, und das Ende der Rathsschlüsse abwarten, die man machen wollte: so gaben die Zunftmeister zur Antwort, sie haben mehr als jede Oberkeitperson das Recht, in den Versammlungen des Volkes zu sprechen; gleichwie die Bürgermeister in den Versammlungen des Senates, wo sie den Vorsitz hätten, dieses Recht besäßen. Man stritt hitzig auf beyden Seiten, als ein Bürgermeister unbedächtlich sagte, wenn die Zunftmeister das Volk berufen hätten, so würde er sie nicht allein nicht unterbrochen haben, sondern nicht einmal dazu gekommen seyn. Dieß war so viel, als ob er erkännte, daß sie das Recht haben, das Volk zu berufen, und den Vorsitz dabey zu führen. Die Zunftmeister zeichneten diese Worte auf, die aus Unbedachtsamkeit entfallen waren: sie unterbra-

chen

chen die Bürgermeister nicht mehr, und beriefen selbst das Volk auf den morgigen Tag.

Kaum war der Tag angebrochen, so war der Platz schon völlig angefüllt. Die Zunftmeister machten die Vorstellung, wie nothwendig es sey, daß sie das Gutachten derjenigen, für welche sie sich verwenden müßten, aufnehmen könnten: sie seyn nicht aufgestellt worden, um sich mit unwirksamen Einwendungen zu begnügen; und sie könnten gleichwohl dem Volke nichts helfen, wenn sie nicht durch ein Gesetz die Gewalt erhielten, das Volk zu versammeln, und wenn nicht unter schweren Strafen verbothen würde, sie in den Verrichtungen ihres Amtes zu stören. Man dorfte nicht erst Stimmen sammeln, um dieses Gesetz gelten zu machen: es wurde mit lautem Zurufe angenommen.

Die Bürgermeister, welche dazu kamen, wollten das Gesetz verwerfen, weil es in einer Versammlung gemacht worden war, die man wider alle Vorschrift, ohne Wahrzeichen, und ohne gültigen Beruf gehalten hatte. Aber die Zunftmeister erklärten, sie würden auf die Schlüsse des Rathes eben so wenig achten, als die Senatore selbst auf die Schlüsse des Volkes achten wollten. Der Senat mußte dann wieder nachgeben, und das neue Gesetz wurde mit Genehmhaltung von beyden Theilen für gültig erklärt.

Sobald die Zunftmeister bey Versammlungen den Vorsitz hatten, waren sie nicht mehr auf das bloße Recht Einwendungen zu machen einge-

schränket; und es gab zwo gesetzgebende Mächte in der Republik. Da bey ihrem Anfange ihre Angelegenheiten verschieden waren, blieben sie einander beständig Feinde: sie gaben nur der Gewalt nach; und die Gesetze, die von ihnen herkamen, dienten nur, die Uneinigkeit zu unterhalten.

Jemehr in einem kleinen Staate die Herrschaft despotisch ist, destoweniger soll der Despotismus sich merken lassen. Das Volk wird seine Bande zerbrechen, sobald es dieselben gewahr wird. Die Senatore hätten die Herrschaft wieder erlangen können, wenn sie in ihrer Regierung so bescheiden gewesen wären, daß man vergessen hätte, daß es Zunftmeister gebe. Aber gleichwie sie unbeschränkt regieret hatten, glaubten sie noch, unbeschränkt regieren zu dörfen: jemehr man ihnen Widerstand that, destomehr suchten sie alle Mittel zum Widerstande auf die Seite zu schaffen. Sie behandelten Bürger, die keine Sklaven seyn wollten, als Aufrührer, und sie verloren dabey. Ein Regent ist niemals mächtiger, als wann er gerecht ist.

Es kam Getreid an. Der Senat versammelte sich, um den Preis zu bestimmen, den man darauf setzen wollte, und die Zunftmeister wurden berufen, um ihr Gutachten zu geben. Einige Senatore machten den Vorschlag, einen Theil dieses Getreides, welches Gelo, der Tyrann von Syrakus, hergeschenkt hatte, unter die Aermste unentgeltlich auszutheilen; und den

übri-

übrigen Theil, der für das Geld der Gemeinde war erkaufet worden, wohlfeil zu verkaufen.

Unter den Senatoren war C. Marcius, ein junger Patrizier, der sich in einem Kriege wider die Volscier vielen Ruhm erworben, und dem man den Zunamen Coriolan beygelegt hatte, weil er die Stadt Corioli von ihnen einnahm. Sein Kriegsglück schien ihm das Bürgermeisteramt zu versprechen: er strebte darnach, und er sollte es wirklich erhalten. Allein das Volk schloß ihn davon aus; es hatte Bedenken diese Würde einem Patrizier zu vertrauen, der in seinem ganzen Betragen einen stolzen und herrschsüchtigen Charakter blicken ließ, und von welchem man wußte, daß ihm die Gewalt der Zunftmeister ein Dorn im Auge war. Coriolan verdroß diese Verweigerung. Da er die Gelegenheit sich zu rächen gefunden zu haben glaubte, brach er gegen das Volk in heftige und aufrührerische Reden aus: er sagte, itzt sey der Augenblick gekommen, das Zunftmeisteramt aufzuheben, und rieth, die gemeinen Bürger durch Hunger zu zwingen, dem Senate die Herrschaft ganz wieder einzuräumen.

Alsobald giengen die Zunftmeister aus dem Senate. Das Volk hörte von ihnen, was vorbeygieng; es rief die Götter an, welche den Meyneid bestrafen: diese foderte es zu Zeugen jener Schwüre auf, die auf dem geheiligten Berge gethan worden waren; es verlangte, man sollte ihm Coriolan ausliefern; und man schickte in den Senat, diesen Senator zu berufen, damit

mit er von seinem Betragen Rechenschaft geben sollte. Er kam nicht, wie man sichs eingebildet hatte: da bekamen die Baumeister Befehl, ihn gefangen zu nehmen; und sie wurden zurückgetrieben.

Bey den Comitien, welche auf dem Martisfelde centurienweise gehalten wurden, gieng alles ordentlich zu. Aber es verhielt sich ganz anders, wann das Volk auf dem Platze sich versammelte. Weil es dahin kam, nicht sowohl zu berathschlagen, als zu vernehmen, was im Senate war beschlossen worden; so läßt sich vermuthen, daß die Bürger ohne Ordnung sich anstellten, und wahrscheinlicher Weise war dieses die Ursache der Verwirrung, die in diesen Versammlungen herrschete. Diese Unordnung war sogar für die Absichten der Zunftmeister günstig. Sie riefen das Volk gewiß nicht in Centurien oder Curien zusammen: ja, sie konnten es nicht, weil die Zeichendeutungen nicht in ihrer Gewalt standen. Es scheint also, daß in den Versammlungen, die sie beriefen, noch nichts recht geordnet war. Das Volk bestand in stürmischen Schaaren, von denen man unmöglich Stimmen sammeln konnte, und deren Anführer allein den Ausspruch gaben. Wirklich sprach der Zunftmeister Sicinius, für seine Eigenmacht, ein Todesurtheil wider Coriolan; und nachdem er ihn verdammet hatte, daß er von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt werden sollte, befahl er den Baumeistern,

stern, ihn gefangen zu nehmen und das Urtheil zu vollziehen.

Während daß die Patrizier diesen Senator umgaben und beschützten, gab das erstaunte Volk durch ein allgemeines Murren zu erkennen, daß es die Heftigkeit seines Zunftmeisters keineswegs guthieß; und Sicinius, welcher einsah, daß er zu weit gegangen war, merkte selbst, daß er bescheidener zu Werke gehen müßte.

Die Märkte wurden zu Rom alle neun Tage gehalten; und weil alsdann die Landleute in die Stadt kamen, so waren auch die Markttage diejenigen, wo sich das Volk versammelte, um die Oberkeiten zu erwählen, und über die wichtigsten Angelegenheiten sich zu berathschlagen. Man sagte sogar die Comitien nicht auf den nächsten Markttag, sondern erst auf den dritten an; und man gab einen Zwischenraum von sieben und zwanzig ganzen Tagen zu, damit ein jeder Zeit haben möchte, der Sache nachzudenken, über welche man sich berathschlagen wollte. Diese Formalität schien dortmals höchst nothwendig. Man kann sich wohl einbilden, daß sie nicht allezeit beobachtet worden ist. Aber in dem Handel des Coriolan wollten die Zunftmeister das Ansehen haben, als ob sie die gewöhnlichen Gebräuche beobachteten: sie gaben diesem Senator sieben und zwanzig Tage zu, um sich auf seine Vertheidigung zu bereiten, und ließen ihn, gleich nach dem Verlaufe dieser Zeit, vor das Volk entbiethen.

Während dieser Zeit gieng die Hauptsorge des Senates dahin, den Verkauf des Getreids zu dem allerniedersten Preise zu bestimmen, und die Bürgermeister versuchten es, die Zunftmeister auf den Weg eines Vergleiches zu lenken. Sie stellten ihnen vor, daß alles, was sie bis dahin gethan hätten, wider alle Regeln sey; daß zu allen Zeiten, auch unter den Königen, kein Handel ehe dem Volke sey vorgetragen worden, als der Senat einen Rathsschluß darüber gestellet hätte; daß sie sich nothwendiger Weise nach diesem Gebrauche richten müßten; und daß sie folglich ihre Klagen, die sie etwa wider Coriolan haben möchten, bey dem Senate selbst vortragen sollten, welcher ihnen gewiß Gerechtigkeit verschaffen, und wenn es seyn müßte, einen Rathsschluß ausstellen würde, wie sie ihn verlangen könnten.

Die Zunftmeister begnügten sich Anfangs mit diesen Gründen nicht. Sie behaupteten hauptsächlich, die Herrschaft müsse zwischen dem Senat und dem Volke gleich getheilet seyn. Ueberdas sagten sie, wenn das valerische Gesetz erlaubte, von den Verordnungen der Oberkeiten an das Urtheil der Comitien zu appelliren, so folge daraus, daß man einen jeden Bürger, der das Volk beleidiget hätte, vor das Volk entbiethen könne: und sie schlossen, daß sie keines Rathsschlusses bedörften, um ein Recht zu haben, Coriolan vorzuladen. Gleichwohl willigten sie am Ende zu dem Schritte ein, den man von ihnen verlangte;

mit

mit dem festen Entschlusse, wenn ihnen der Senat nicht günstig seyn wollte, aus ihren Forderungen ein Recht herzuleiten.

Als der Senat versammelt war, trugen ihm die Zunftmeister ihre Beschwerden vor. Im Grunde war der Handel des Coriolan nur ein Vorwand zwischen zwoen Parteyen, die um die Oberherrschaft stritten. Die Patrizier, welche ohne Widerstand an die Stelle Tarquins getreten, und mächtiger als dieser König selbst geworden waren, sahen die Oberherrschaft als ein Vorrecht ihrer Herkunft an; und sie hätten geglaubt sich zu entehren, wenn sie dieselbe mit Bürgern getheilet hätten, die sie für aufrührerische Unterthanen hielten. Aber die gemeinen Bürger, welche über die vergangenen Bedrückungen aufgebracht waren, wieder neue fürchteten, und weder Unterthanen noch Aufrührer zu seyn glaubten, wollten Rechte wieder erlangen, die ihnen aus Arglist waren benommen worden, und sahen bey dem Handel des Coriolan eine Gelegenheit, die sie nicht dorften entwischen lassen.

Der Senat hatte mehrerley Ursachen, um diesen Handel dem Volke zu überlassen. Er konnte sich schmeicheln, durch diese Nachgiebigkeit das Volk zu gewinnen: und im Gegentheile setzte er sich durch eine harnäckige Verweigerung vielen Gefahren aus. Außerdem hießen die vernünftigsten Senatore nicht gut, daß sich der Senat einer unbeschränkten Herrschaft anmaßen sollte. Sie dachten, daß die öffentliche Freyheit besser gesichert

chert wäre, wenn ein jeder von beyden Theilen sie gleich zu verwalten hätte, und mächtig genug wäre, sie zu vertheidigen. Sie wünschten, daß die Gewalt unter ihnen getheilet wäre, damit eine jede Partey der andern in ihrem Ehrgeize Schranken setzen könnte. Sie sahen von den gemeinen Bürgern nichts zu befürchten vor, welche nichts weiter verlangten, als nicht unterdrückt zu werden, und von den Patriziern schien ihnen alles zu befürchten, wenn sie von dem Volke nicht in Schranken gehalten würden. Sie waren in der That durch ihre Herkunft, ihre Reichthümer, ihre Amtsstellen schon mächtig genug; und es ließ sich muthmaßen, daß sie zu mächtig geworden wären, wenn sie mit allen diesen Vorrechten eine unbeschränkte Oberherrschaft verbunden hätten.

Die Meynung dieser Senatore drang durch; denn in der That hätte der Senat vernünftiger Weise den Zunftmeistern ihr Gesuch nicht abschlagen können. Er wußte, daß dieses Gesuch nur eine Formalität war, welche sie gutwillig hatten beobachten wollen, und daß sie eines Rathsschlusses wohl entbehren würden, wenn man ihnen keinen gäbe. Coriolan wurde dann vor das Gericht des Volkes beschieden.

Die Versammlung, welche diesen Patrizier verurtheilte, scheint die erste gewesen zu seyn, wobey die Zunftmeister eine Ordnung eingeführet hatten. Sie theilten das Volk in Zünfte ab. Allein da die Zünfte, wie wir gesagt haben, nur

eine

eine Localabtheilung waren, enthielt eine jede arme und reiche Bürger in sich: alle hatten gleiches Wahlrecht, und alle Wahlstimmen wurden gleich gezählet. Ich muß noch anmerken, daß keine von diesen Zünften ein Vorrecht über die andere, oder ein Recht hatte, zu erst seine Stimme zu geben; folglich konnte allein das Loos den Vorzug entscheiden. Endlich hatten die Zunftmeister bey diesen Versammlungen einen Vortheil, welcher sie ganz unabhängig von dem Senate machte: denn da sie dieselben selbst berufen hatten, stand ihnen frey, die Einrichtung davon vorzuschreiben. Da sie nun die erste ohne Zeichendeutung gehalten hatten, so wurde beschlossen, auf keine Zeichendeutung zu sehen, wann man wieder andere halten wollte; und die Religion konnte den Patriziern nicht mehr zum Vorwande dienen, um die Versammlungen, welche von den Zunftmeistern berufen waren, zu verhindern oder aufzuschieben.

Die Zunftmeister hatten schon alle ihre Anstalten gemacht, als die Senatore das Volk in Centurien austheilen wollten, weil alsdann die reichen Bürger das Urtheil gegeben hätten. Dieses ließen die Zunftmeister nicht zu. Sie behaupteten, in einem Handel, wo von der öffentlichen Freyheit die Rede sey, sollen alle Bürger gleiches Wahlrecht haben. Der Senat mußte wieder nachgeben.

Coriolan wurde zu einer ewigen Verweisung verdammet. Nichts fehlte den Zunftmeistern

mehr, als daß sie des Rechtes sich anmaßten, die Comitien zunftweise zu berufen, so oft es vonnöthen war, sich über Dinge zu berathschlagen, welche das Volk angiengen. So bald sie dieses Recht besitzen werden, haben sie bey einer Versammlung den Vorsitz, welcher die gesetzgebende Macht eigen ist, und sie werden der Gewalt des Senates neuerdings Eintrag thun.

Coriolan flüchtete sich zu den Volsciern. Unter allen Völkern, die Rom zu Feinden hatte, war dieses das tauglichste, seine Rache zu begünstigen. Sie machten aus verschiedenen bundsgenossen Städten, von denen jede ihre eigenen Oberkeiten hatte, eine Republik aus, und die Städte handelten ihre gemeinsamen Angelegenheiten in einer allgemeinen Versammlung ab, wozu eine jede ihre Abgesandten schickte. Dieses Volk zog gegen die Römer aus, und gab dem Coriolan die Befehlshaberstelle über seine Truppen.

Wunderzeichen hatten Unglück geweissaget. Aber das größte Wunder war, daß Rom, wo Coriolan allein ausgezogen war, kein Kriegsheer und keinen Feldherrn hatte. Unterdessen schwur Coriolan den Untergang seines Vaterlands: er hatte schon verschiedene Plätze eingenommen; er verheerte die Felder, und schlug außer Rom sein Lager auf.

Man sollte glauben, daß die Römer in diesen Umstande die Waffen ergreifen werden, aber sie hatten keine Soldaten; und die Volsciер hatten Soldaten genug, obschon drey Jahre zuvor

eine

eine ansteckende Seuche, wie man noch keine gesehen hatte, in allen ihren Städten eine solche Verwüstung angerichtet hatte, daß Velitre, ihre blühendste Stadt, beynahe unbewohnt geblieben wäre, wenn nicht Rom ein Pflanzvolk dahin geschickt hätte. Die Geschichtschreiber sagen sogar, diese Krankheit sey eben zu jener Zeit ausgebrochen, als die Volscier gegen die Römer in den Krieg ziehen wollten, und sie seyn dadurch unvermögend geworden, die Waffen zu ergreifen. Wie hat also Coriolan auf dieses Volk seine Hoffnung setzen können? und wie hat er in einem Lande, welches die Pest so übel zugerichtet hatte, auf einmal ein Kriegsheer gefunden?

Sey es nun, wie es wolle: Rom war belagert, und außer Stand sich zu vertheidigen. Das Volk, welches die Verweisung des Coriolan reuete, verlangte selbst die Widerrufung seines gefällten Urtheils: der Senat, der mehr Entschlossenheit hatte, that die Erklärung, er wolle einem Aufrührer mit den Waffen in der Hand keine Gnade geben. Diese Entschlossenheit hatte wenig Bestand. Anstatt zu kriegen, demüthigte man sich vor Coriolan. Man both ihm seine Zurückrufung an; man bath ihn, daß er sich zurückziehen möchte, und um ihn zu bewegen, schickte man fünf Consularen an ihn, die seine Verwandten oder seine Freunde waren: also wurden diejenigen benamset, die Bürgermeister gewesen waren.

Coriolans Antwort war stolz und unbiegsam. Er wollte nicht eher von Frieden sprechen hören, als die Römer den Volsciern alle Länder zurückgeben würden, die sie ihnen genommen hatten. Er gab ihnen dreyßig Tage Waffenstillstand zum Nachdenken: und nach dieser Zeit erschien er vor Roms Mauern wieder. Man fertigte eine zweyte Gesandtschaft ab, welcher Coriolan nur noch drey Tage zugab, und er ließ den Römern die Wahl, eine Schlacht zu liefern, oder die Volsciер zu befriedigen.

Das Lärmen nahm zu: die Bestürzung war allgemein: die Bürgermeister thaten keinen Schritt: die Zunftmeister redeten zum Volke nicht mehr: der Senat versammelte sich, und faßte keinen Entschluß. Da wäre der Fall gewesen, einen Dictator aufzustellen: aber es schien, als wenn mit Coriolan alle Feldherren verbannet wären, und man schickte Pfaffen an ihn. Die Zeichendeuter, die Opferpriester, die Vorsteher der geweihten Dinge, zogen in ihren Ceremoniekleidern auf das Schlachtfeld der Volsciер aus. Sie beschwuren Coriolan im Namen der Götter, daß er seinem Vaterlande den Frieden schenken sollte, und auch sie erhielten nur stolze und drohende Antworten.

Endlich wollten die römischen Damen selbst versuchen, diesen Feind zu besänftigen. Sie bothen sich bey dem Senate an, welcher ihren Eifer lobete, und sie zogen im Bittgange hinaus, sich dem Coriolan zu Füßen zu werfen. Vetu-

ria, seine Mutter, führte das Wort; und Velumnia seine Frau war nebst ihren Kindern zugegen. Von diesem Anblicke ließ er sich rühren und entwaffnen: er willigte zum Rückzuge ein; und Rom, jene Pflanzschule von Helden, hatte seine Rettung den Thränen seiner Bürgerinnen zu verdanken.

Die Geschichtschreiber stimmen nicht zusammen, was für ein Schicksal Coriolan bey den Volsciern erfahren habe. Dieß weiß man allein, daß er nicht mehr zum Vorscheine kam, und daß die Römer, welche auf einmal Feldherren und Kriegsheere hatten, über die Aequier, über die Herniker, und selbst über die Volscier Siege erhielten.

IV. Kapitel.

Bis zur Ausrufung des Gesetzes des Volero.

Als die Aequier, die Herniker, und die Volscier waren genöthiget worden, den Frieden zu begehren, gab der Senat dem Bürgermeister Cassius Viscellinus, der das Kriegsheer anführte, den Auftrag, die Bedingnisse davon auszumachen. Cassius strebte nach der Tyranney. Er hatte schon während seines zweyten Bürgermeisteramtes, bey der Ernennung der Zunftmeister, die Gunst des Pöbels zu erwerben gesucht. Der Auftrag, den er hatte, war eine Gelegenheit, um auch die Herniker zu gewinnen. Er gab ihnen den dritten Theil des von ihnen eroberten

Landes zurück, und sagte ihnen das Bürgerrecht zu, welchen Vorzug Rom bisher nur den Lateinern zugestanden hatte. Von den zweenen übrigen Theilen des Landes gab er einen den Lateinern, und den andern behielt er für die Römer vor, die noch keines hatten. Durch diese Austheilungen, die er über sich nahm, und von denen er dem Senate nichts meldete, suchte er sich in der Stadt und außer der Stadt Freunde zu machen.

Man wunderte sich, daß er überwundene Feinde so gnädig behandelt hatte, als er immer Bundsgenossen hätte behandeln können: aber sein Betragen klärte vollends seine Absichten auf. Als er am nächsten Tage nach seinem Triumphe das Volk versammelt hatte, um nach dem Gebrauche über den Feldzug, den er nun geendiget hatte, Rechenschaft zu geben, that er den Vorschlag, über die Länder, die man zu verschiedenen Zeiten erobert hatte, eine Untersuchung anzustellen, und sie, ohne auf die Patrizier zu achten, welche in ihrem Besitze waren, unter die Armen auszutheilen. Dieser Vorschlag, welcher im Anfange mit Beyfall aufgenommen war, wurde sogleich wieder verworfen: denn er wollte die Länder unter die Römer, die Lateiner, und die Herniker gleich austheilen. Warum, hieß es, soll man diese zwey Völker von dieser Theilung genießen lassen?

Gleichwohl gab Cassius seine Anschläge nicht auf. Er machte die Vorstellung, daß ein Theil von dem Getreide, welches man in der letzten

Hun-

Hungersnoth an das Volk verkaufet hatte, von Gelo, dem Tyrannen von Syrakus, unentgeltlich hergeschenkt worden sey; und er schloß, man müsse den Armen die davon gekaufet hatten, aus dem Gemeinschatze ihr Geld wieder zurückgeben. Aber er machte sich das Volk abgeneigt, welches von ihm den Verdacht hatte, daß er sich durch Freygebigkeiten einen Weg zur Tyranney bahnen wolle. Dieser Verdacht schien desto besser gegründet, weil alle Bürger, die eines Theils ihrer Länder beraubt zu werden fürchteten, beflissen waren, denselben auszubreiten. Cassius wurde sogar von seinem Amtsgehülfen, Proculus Virginius, angeklaget, er wolle, wie ein zweyter Coriolan, die Herniker und die Lateiner gegen die Republik aufwiegeln; und als wenn er selbst diesen Verdacht hätte bestätigen wollen, lud er diese Völker nach Rom ein, um in der Versammlung, wo er seine Gesetze gültig zu machen dachte, ihre Stimmen zu geben.

Diese Unbescheidenheit des Cassius war sein letztes Bestreben. Die Zunftmeister sonderbar widersetzten sich seinen Absichten, und machten sie zu Wasser. Sie wollten nicht, daß ein Patrizier vor ihnen den Ruhm haben sollte, Länder unter das Volk austheilen zu lassen: sie warteten auf eine Gelegenheit, wo sie selbst diesen Vorschlag machen, und allein alle Ehre davon haben könnten. Einer von ihnen, C. Rabulejus machte die Vorstellung, es sey ein Theil von den Ländern der Herniker da, wovon die

zween Bürgermeister gestunden, daß man sie dem römischen Volke geben solle; und er schloß daraus, weil nun einmal dieser Punct ausgemacht wäre, so müsse man mit dieser Theilung den Anfang machen. Er sagte weiter, man werde den Vorschlag des Cassius zu Gunst der Bundsgenossen bey einer gelegnern Zeit untersuchen; und da die Theilung der übrigen eroberten Länder lange Berathschlagungen, und viele Verfügungen erfoderte, so müsse man dem Senate und dem Volke Zeit lassen, darüber nachzudenken. Das Gutachten dieses Zunftmeisters wurde genehmiget, und Cassius getraute sich nicht mehr öffentlich zu erscheinen.

Der Senat, welcher die geheimen Absichten des Rabulejus einsah, wollte ihnen entweder zuvorkommen, oder zum wenigsten ihre Wirkung verzögern. Er machte den Schluß, man sollte über alle Länder, welche ein Theil von dem Gemeingute gewesen waren, eine Untersuchung anstellen, einige an die ärmsten Bürger vertheilen, andere für die Gemeine, das ist, zur gemeinsamen Viehweyde aufbehalten, den Ueberrest aber verpachten, und das Geld davon zur Unterhaltung der gemeinen Bürger, die keine Felder hatten, bestimmen. Zu diesem Ende gab er einen Rathsschluß heraus, welcher den künftigen Bürgermeistern auftrug, Zehnmänner zu ernennen, die diese Länder untersuchen und theilen sollten.

Man nannte künftige Bürgermeister diejenigen, die schon erwählet waren, und im folgen-

den

den Jahre ihr Amt anzutreten hatten. Das Bürgermeisteramt des Cassius und Virginius gieng zu Ende, und der Senat nahm diesen Vorwand, um seine Verordnungen nicht an sie gelangen zu lassen. Im Grunde wollte er die Vollziehung eines Rathsschlusses aufschieben, welcher auf das Verderben der Patrizier abzielte, oder vielmehr er wollte nicht, daß diese Verordnung jemals zur Vollziehung kommen sollte. Dieses Gesetz wurde Lex agraria geheißen. Es war eine Quelle von Uneinigkeiten bis an das Ende der Republik; Cassius hatte es in Vorschlag gebracht, und es kostete ihn das Leben. Kaum war sein Amt zu Ende gegangen, so gab man ihm Schuld, er habe nach der Königswürde gestrebet, und das Volk verurtheilte ihn, daß er von dem tarpejischen Felsen hinuntergestürzt werden sollte.

Dieses Urtheil hatte diejenigen erschrecket, welche die Vorschläge des Cassius hätten auf die Bahne wieder bringen können, und das agrarische Gesetz schien vergessen zu seyn. Die Bürgermeister ernannten die Zehnmänner zur Theilung der Länder nicht. Der Senat war nicht bekümmert, Verordnungen vollziehen zu lassen, die er nur gemacht hatte, um das Volk durch eitle Hoffnungen zu täuschen; und die Zunftmeister wagten es nicht, sich über den Senat oder die Bürgermeister zu beklagen.

Die gemeinen Bürger schienen dann ganz bestürzet. Die Patrizier frolockten, und glaubten nichts mehr zu scheuen zu haben. Sie waren

noch stolzer und trotziger geworden: sie dachten, ihre Macht sey desto besser befestiget, jemehr sie sich furchtbar macheten. Unterdessen mußte dieses Betragen Klagen erwecken, und die Klagen konnten die Vorläufer eines Aufruhrs seyn. Und in der That das Volk bereuete bald den Tod des Cassius. Sonderbar beklagte es sich, daß seine Zunftmeister so feigherzig waren, und es im Stiche ließen.

Der Krieg daurete fort mit den Aequiern und den Volsciern, mit denen sich die Vejenser vereiniget hatten. Der Zunftmeister C. Mänius, durch die Vorwürfe des Volkes ermannet, nahm das agrarische Gesetz wieder vor. Er machte den Bürgermeistern zu wissen, sie sollten die Zehnmänner ernennen, und als sie sich weigerten, widersetzte er sich den Aushebungen, die sie vornehmen wollten.

Die Bürgermeister kamen auf den Gedanken Rom zu verlassen, und ihr Gericht außer dem Gebiethe der Zunftmeister zu halten. Da riefen sie die gemeinen Bürger hinaus, welche dieses Jahr bestimmet waren, den Feldzug mitzumachen: aber man konnte den Gehorsam versagen, solang die Zunftmeister ihr Verboth nicht aufhuben, und man gehorchte nicht. Alsdann rissen die Bürgermeister die Landgüter derjenigen nieder, die sich auf ihren Befehl nicht eingefunden hatten: sie hieben ihre Bäume aus, nahmen ihre Heerden weg; und diese Verwüstung hatte allen Erfolg, den sie sich versprochen hatten.

Die-

Dieses seltsame Mittel hatte man noch niemals gebrauchet, und man brauchte es in der Folge nicht mehr. Man fand ein anderes, welches weit sicherer, und nicht so verderblich war. Man streuete Zwietracht unter die Zunftmeister aus. Fürwahr die Macht der Zunftmeister konnte durch sich selbst geschwächet werden: denn wenn ein Zunftmeister durch die Gesetze das Recht hatte, alle Rathsschlüsse, denen er sich widersetzte, zu verhindern, so mußte ein anderer Zunftmeister durch eben dieselben Gesetze das Recht haben, gegen die Widersetzung seines Amtsgenossen zu streiten; und folglich konnte er sie ungültig machen. Als Icilius sich der Aushebung widersetzet hatte, erklärten sich seine vier Amtsgehülfen wider ihn, die sich vom Senate hatten einnehmen lassen: und es wurde beschlossen, von dem agrarischen Gesetze nicht eher zu reden, als nach vollendetem Kriege.

Man hub Soldaten aus, und die Bürgermeister zogen zu Felde: aber die Truppen weigerten sich zu streiten, und wollten nicht für Feldherren, die sie wider ihren Willen zum Kriege zwangen, einen Triumph erfechten. Der Aufruhr war also auch im Felde eingeschlichen. Es gab keine Mannszucht mehr, und alles schien die Stadt Rom ihren Feinden Preis zu geben. In dieser Lage griffen die Völker in Hetrurien, beynahe alle zugleich, zu den Waffen, und vereinigten sich mit den Vejensern.

Also waren die Dinge beschaffen, als M. Fabius und Cn. Manlius vom Bürgermeisteramte Besitz nahmen. Sie brachten einige Zunftmeister auf ihre Seite, huben Soldaten aus, und zogen gegen Vejos, jeder an der Spitze von zwoen Legionen, und einer gleichen Anzahl Truppen, welche die Lateiner und die Herniker, als Bundsgenossen der Republik, nach dem Gebrauche gestellet hatten. Die Bürgermeister verschanzten sich in ihrem Lager, und wagten es lange nicht, etwas zu unternehmen, weil sie wußten, daß die Truppen zum Gehorsame nicht aufgelegt waren. Dieser Umstand veränderte sich. Die Soldaten wurden wider die Hetrurier aufgebracht, von denen sie ohn Unterlaß beschimpfet wurden: sie versammelten sich um das Zelt ihrer Feldherren, und verlangten eine Schlacht. Man stellte sich Anfangs, als ob man ihnen ihr Gesuch verweigerte, um ihren Eifer mehr und mehr zu entzünden. Sie kamen wieder: bathen noch heftiger: endlich versprach man, sie gegen den Feind anzuführen, und sie erfochten den Sieg. Aber dieser Sieg kam die Römer theuer zu stehen: sie verloren so viel dabey, daß Marcus Fabius lieber über seine Mitbürger Thränen vergießen, als einen herrlichen Triumph halten wollte.

Der Verlurst, den man erlitten hatte, schien die Zwietracht gedämmet zu haben. Cäso Fabius, welcher das Bürgermeisteramt antrat, sagte, man sollte sich diese Zeit der Ruhe zu Nu-

ßen machen, um neuen Verwirrungen vorzubeugen; und er verlangte, der Senat sollte selbst bedacht seyn, den Rathsschluß, den er währender Theilung der Länder gegeben hatte, in die Erfüllung zu bringen. Man achtete auf sein Verlangen nicht. Gleichwohl fuhr das Volk fort ruhig zu bleiben: denn der Krieg wider die Hetrurier, mit Glück und Unglück vermenget, verhinderte seine Klagen. Der Feind erhielt mehrere Siege, er nahm Janikulum ein, belagerte Rom, und schnitt alle Zufuhr von Lebensmitteln ab. In diesem Drange konnten die gemeinen Bürger, wie die Patrizier, auf nichts weiter, als auf die Rettung ihres Vaterlands denken.

Die Zwietracht fieng wieder an, sobald der Krieg geendigt oder eingestellt war. Die Zunftmeister zogen das agrarische Gesetz wieder hervor. Sie fragten, warum die Bürgermeister in den vorigen Jahren die Zehnmänner nicht ernannt hätten. Nichtsdestoweniger getraueten sie sich nicht, dieselbigen zu zwingen, für ihre Saumseligkeit in diesem Punkte Rechenschaft zu geben. Aber als wenn die Feldherren das Kriegsglück verantworten sollten, luden sie Menenius vor, weil er geschlagen worden war. Dieser Consular wurde von den Zunftmeistern zu einer Geldbuße verurtheilt, die er nicht bezahlen konnte: er verbarg sich in sein Haus, wo er vor Hunger und Verdruße den Geist aufgab. Servilius, der in dem Bürgermeisteramte auf ihn gefolget war, wurde, wie er, von den Zunftmeistern zur Rede gezogen. Aber

das

das Volk war beschämt über das Urtheil, das es dem Menenius gesprochen hatte: es gab dem Servilius ein geneigtes Gehör, und sprach ihn von aller Schuld frey.

Im Grunde war den Zunftmeistern nichts daran gelegen, ob alle Patrizier, welche sie anklagten, verurtheilet wurden. Es war schon genug für sie, daß sie dieselben vor das Gericht des Volkes entbiethen konnten. Dieses Vorrecht allein gab ihnen die Macht, neue Unternehmungen zu wagen, um neue Rechte zu erlangen, und man konnte vorher sehen, daß eine Zeit kommen würde, wo die Gewalt der Bürgermeister der Gewalt der Zunftmeister nachgeben müßte. Als der Zunftmeister Cn. Genucius den zween Bürgermeistern, Lucius Aemilius und Publius Julius, bedeutet hatte, sie sollten die Zehnmänner ernennen, thaten sie es nicht, unter dem Vorwande, ein Rathsschluß sey so gut, als aufgehoben, wann er von denen Bürgermeistern, an die er namentlich gestellet war, nicht in Erfüllung gebracht worden sey. Dieser Zunftmeister hätte sie, wie es scheint, vorladen können. Allein er that es nicht, weil ihn das allgemeine Vorurtheil zwang, die ersten Häupter der Republik in Ehren zu halten. Eh man diesen Schritt wagete, mußte man die Gemüther durch andere nicht so kühne Versuche dazu vorbereiten. Genucius lud die Bürgermeister vom vorigen Jahre vor Gericht. Er schwur, ein Beyspiel an ihnen aufzuführen,

und

und er bestimmte den Tag, wo er wollte, daß ihnen das Volk ihr Recht sprechen sollte.

Die Zünfte waren schon versammelt. Man wartete nur auf Genucius noch, als man erfuhr, man habe ihn todt in seinem Bette gefunden. Sein Körper wurde auf den Platz gebracht, und weil man kein Zeichen eines Mordes daran wahrzunehmen glaubte, sah das Volk diesen Tod für eine Stafe der Götter an, welche die Unternehmung des Zunftmeisters misbilligten. Dieser Gedanke schien die Amtsgehülfen des Genucius stumm zu machen. Aber wahrscheinlicher Weise fürchteten sie die Senatore mehr als die Götter. Sie waren minder leichtgläubig, als der Pöbel, und erkannten, daß die heiligsten Gesetze eine schwache Wehre gegen Meuchelmörder sind.

Die Herrschaft ist ihrem Untergange nah, wann sie bemüßiget ist, solche Mittel zu brauchen. Unterdessen rechnete der Senat allzu viel auf einen vergänglichen Schrecken, und brachte die Gemüther bald wieder zum Aufstande. Es schien, als ob er sich schmeichelte, er habe die Zunftmeister nicht mehr zu fürchten, weil er ihnen den Tod drohete. Die Bürgermeister huben so unerbittlich die Soldaten aus, daß sich eine allgemeine Bestürzung ausbreitete. Sie fanden keinen Widerstand; aber das Volk wurde dadurch nur destomehr erbittert. Es beklagte sich über seine Zunftmeister: es gab ihnen Feigherzigkeit, oder Verrätherey Schuld, und gab zu verstehen, daß

es

es die Ruthenbündel zerreißen, und sich selbst vertheidigen wolle.

Unter denen, welche die Bürgermeister als gemeine Soldaten zum Kriegsdienste ernannten, war ein Bürger, mit Namen Publilius Volero, welcher in den letzten Feldzügen Hauptmann gewesen, und als ein guter Kriegsmann bekannt war. Er beklagte sich über das Unrecht, das man ihm anthat, und wollte nicht gehorchen. Die Bürgermeister fanden sich durch seinen Ungehorsam beleidiget, und befahlen dem Gerichtsdiener, ihn mit Ruthen zu streichen. Er rief die Zunftmeister an. Als er sah, daß sie ihm nicht beystehen wollten, appellirte er an das Volk. Unterdessen wollte ihn der Gerichtsdiener ergreifen; er stieß ihn zurück. Endlich kam ihm das Volk zu Hülfe, zerriß die Ruthenbündel, und jagte die Bürgermeister von ihrer Stelle weg.

Der Senat trat zusammen. Die Bürgermeister verlangten, daß Volero als ein Aufrührer vom tarpejischen Felsen hinuntergestürzet werden sollte; und die gemeinen Bürger foderten Gerechtigkeit gegen die Bürgermeister, die wider das valerische Gesetz einen römischen Bürger haben wollen mit Ruthen streichen lassen. Dieser Streit währete bis zur Zeit, wo man zur Wahl der Zunftmeister die Comitien hielt. Volero wurde erwählet.

Ein Zunftmeister, dessen Person heilig war, dorfte nicht vor Gericht gefodert werden. Mit Aemilius und Julius, welche vom Bürgermeister-

steramte austraten, hatte es nicht die nämliche Beschaffenheit. Gleichwohl dachte Volero nicht sich an diesen zweenen Senatoren zu rächen. Der ganze Senat wurde der Gegenstand seiner Rache, und er war entschlossen, einen Streich zu machen, von dem diese Versammlung sich nicht mehr sollte erholen können.

Die Wahl der Oberkeiten aus dem Volke wurde in Comitien vorgenommen, die nach Curien versammelt waren. Volero machte die Vorstellung: es können diese Comitien nur kraft eines Rathsschlusses berufen werden; der Senat könne unter verschiedenen Vorwendungen sich weigern, oder zum wenigsten warten lassen; man könne nicht zu den Berathschlagungen schreiten, ehe man die Zeichendeuter vernommen hätte; es stehe in der Macht der Priester, die lauter Patrizier wären, die Zeichendeutungen nach ihren Absichten einzurichten; und endlich müsse alles, was in diesen Versammlungen beschlossen worden sey, erst durch einen neuen Rathsschluß bestätiget werden. Er erklärte, daß alle diese Formalitäten Beschwernisse wären, welche der Senat erdacht hatte, um in allen Berathschlagungen den Meister zu spielen; und er verlangte, daß in Zukunft die Oberkeiten aus dem Volke in Comitien nach Zünften erwählt werden sollten, welche weder an Zeichendeutungen, noch an Rathsschlüsse gebunden wären.

So sehr dieser Vorschlag dem Volke behagte, eben so sehr misfiel er den Patriziern. Volero

hatte das Geheimniß aufgedeckt. Sie konnten unmöglich beweisen, daß es den gemeinen Bürgern nicht nützlich sey, sich dem Senate zu entziehen, und verwarfen deßhalben den Vorschlag des Zunftmeisters, als eine Gottlosigkeit. Sie sagten, ein Staat könne nicht anders, als unter den günstigen Wahrzeichen der Götter, glücklich seyn, und ohne ihre Beystimmung könne sich das Volk nicht gesetzmäßig versammeln. Sie wollten den Schein haben, als ob sie die Religion vertheidigten, und man sah, daß sie nur den Vorzug ihres Standes vertheidigten.

Die Einwendungen, welche sie aufwarfen, verzögerten den Ausgang dieses Streites, bis ihn eine Pest, die dazwischen kam, und große Verwüstung anrichtete, zur Vergessenheit zu bringen schien. Volero sollte nun aus dem Amte treten, ohne den Handel ausgemacht zu haben. Weil er aber in seiner Würde bestätiget wurde, nahm er ihn im folgenden Jahre wieder vor. Er machte sogar über seinen ersten Vorschlag noch diesen, daß das Volk alle Dinge, die dasselbige betrafen, in Comitien zunftweise abhandeln sollte.

Der Senat machte die Vorkehrung, das Appius Claudius, ein Sohn desjenigen, von dem wir schon Gelegenheit gehabt haben zu sprechen, und Titus Quintius zu Bürgermeistern erwählet wurden. Jener, der eben so stolz als sein Vater, und noch hartherziger war, schien zum Besten aufgelegt zu seyn, um den Zunftmeistern Widerstand zu thun. Der zweyte hatte eine ganz entge-

entgegengesetzte Gemüthsart, und war erwählet worden, damit er im Nothfalle den Weg der Vergleichung einschlagen könnte. Bey dergleichen Gelegenheiten hatte der Senat insgemein die Staatsmaxime, zween Männer ins Bürgermeisteramt zu setzen, welche nach ihren verschiedenen Charakteren Sanftmuth und Standhaftigkeit vereinigen zu können schienen. Diesesmal brachte ihnen diese Staatslist keinen Nutzen.

Quintius gieng zwar sehr schlau zu Werke. Er hielt sich stark an die Beweggründe der Religion: er schien des Volkes sich anzunehmen, stellte ihm vor, man misbrauche seine Einfalt, und vergrößerte die schlimmen Folgen jenes Schrittes, zu dem man es verleiten wollte. Wahrscheinlicher Weise würde das Gesetz des Volero, zum wenigsten diesesmal, verworfen worden seyn, wenn sein Amtsgenoß eben so bescheiden gehandelt hätte; aber Claudius brach in Scheltworte und Drohungen aus, und erbitterte die Gemüther auf ein neues. Da man unter den Zänkereyen, welche man anfieng, zu keinem Schlusse schreiten konnte; berief der Zunftmeister Lätorius die Versammlung auf den nächsten Tag zusammen.

Nachdem alles Volk auf dem Platze erschienen war, befahl Lätorius dem Claudius, aus einer Versammlung zu treten, in welcher er nur Streit und Verwirrung anspinnen könnte. Der Bürgermeister, der diesen Befehl verachtete, gab dem Zunftmeister Scheltworte zur Antwort; er

rief seine Freunde und Clienten zu sich her, und rüstete sich, Widerstand zu thun, wenn man Gewalt gegen ihn brauchen wollte. Im Augenblicke that ein Herold den Ausruf, es sey der Befehl von allen Zunftmeistern, daß Claudius in das Gefängniß geführt werden sollte, und alsbald trat einer von ihren Amtleuten hervor, um ihn gefangen zu nehmen. So sehr auch dieser Schritt außerordentlich war, schien ihn doch der Pöbel nicht zu misbilligen. Er empörte sich, und das Lärmen nahm erst mit Eintritte der Nacht ein Ende.

Am folgenden Morgen war das Volk mehr als jemals im Eifer: es besetzte das Kapitolium, und schien entschlossen zu seyn, zu den Waffen zu greifen. Quintius brachte es nur dadurch zur Ruhe, daß er ihm Hoffnung machte, der Senat werde seine Widersetzlichkeit aufgeben, und es sey nicht unmöglich, einen Rathsschluß von ihm zu erhalten, welcher das vorgeschlagene Gesetz einführen und bestätigen würde. Die Zunftmeister ließen sich gleichwohl gefallen, eine Rathsverordnung zu erwarten, die man nicht mehr verweigern konnte. Sie erhielten sie auch; das Gesetz wurde eingeführet, und die Ruhe wieder hergestellt.

Da war nun die Herrschaft in die Hände des Volkes gekommen. Die Bürgermeister behielten den Vorsitz bey den Comitien in Centurien. Die Zunftmeister hatten ihn bey den Comitien in Zünften: sie konnten dieselbigen, so oft, und

so-

sobald sie wollten, zusammenrufen: sie handelten dort alle Angelegenheiten, die das Volk betrafen, das ist, wenn sie Lust hatten, alle ohne Ausnahme ab.

Das Aeußerliche der Herrschaft blieb ganz beym Senate. Er verwaltete die Gemeingelder: er schickte Abgesandte aus, und nahm sie von andern an: er hatte alle Staatsunterhandlungen über sich: er fieng die Geschäffte an, und setzte sie fort, wann sie in den Comitien gutgeheißen worden waren; und seine Rathsschlüsse galten für Gesetze, so lang sie nicht durch ein Plebiscitum aufgehoben wurden. Mit einem Worte, er schien noch die ganze Herrschaft zu haben; und dieser Schein, erkleckte oft noch, das Volk im Zaume zu halten.

Obschon in der Stadt die Bürgermeister von derselben Zeit an auf gewisse Art den Zunftmeistern untergeordnet waren; so hatten sie doch, wie der Senat, allen Vorzug, den der äußerliche Schein einer Macht geben kann. Gleichwie sie an der Spitze des Heeres unbeschränkt zu gebiethen hatten, also gebothen sie auch in Rom noch, wenn sie bescheiden darein giengen; und daß Volk welches gewöhnet war, ihnen ehrerbietig zu gehorchen, that, als wüßte es nicht, wie viel es vermochte.

Mitten unter den Zänkereyen, welche entstanden, gewann die Vaterlandsliebe immer neue Kräfte, und wurde bis zur Schwärmerey getrieben. Denn die Patrizier sowohl, als die ge-

meinen Bürger, sahen in der Republik nur auf sich, und hielten die Regierung für ihr Eigenthum; sie mochten nun streiten, um ihre Herrschaft zu erhalten, oder sich derselbigen zu bemeistern. Beyden Theilen war also an der gemeinen Sache gleichviel gelegen; und weil diese Angelegenheit einen jeden Privatmann betraf, so nahm ihr Eifer destomehr zu, jemehr die Bürger unter den Staatsverwirrungen alle ihre Gesinnungen einander mittheilten.

Also trug alles zur Vergrößerung der römischen Macht bey. Das Volk, das in der Armuth lebte, war immer bereit die Waffen zu ergreifen, und die Bedürfniß der Beute nöthigte dasselbige, Erobrungen zu machen. Der Senat zettelte beständig Kriege an, um die Unternehmungen der Zunftmeister von sich abzuleiten; und jeder Bürgermeister war stolz, in dem Jahre seiner Regierung sich hervorzuthun. Weil es aber den Bürgermeistern daran gelegen war aufzuhören, so bald sie genug ausgewirket hatten, um den Triumph zu erlangen; so schien Rom selbsten seinem Ehrgeize Schranken zu setzen. Es nahm deßhalben diese Stadt nur langsam zu: und dadurch behielt sie ihre Erobrungen desto sicherer.

In einer solchen Regierung giebt alles dem Triebe nach, der einmal im Gange ist. Man folget ihm nothwendiger Weise: oder wenn man von seiner Leitung abweicht, so muß man gleich

wie-

wieder zurückkehren. Die Oberkeit wird verändert; aber das System verändert sich nicht.

V. Kapitel.

Bis zur Erwählung der Zehnmänner zu einem Gesetzbuche.

Seitdem das Gesetz des Volero eingeführt war, gab es in der Republik zwo Mächte, welche sich beyde des Rechts anmaßten, Gesetze zu geben, und deßhalben beständig neue Auftritte verursachen mußten. Aus ihren Uneinigkeiten entstand eine Regierung, die auf gewisse Art, wie ein Theaterspiel, verwickelt war. Die Charaktere hielten vollkommen aus, und die Veränderungen entsprangen aus den Charakteren.

Sobald das Volk das Recht hatte sich zu versammeln, um alle seine Angelegenheiten auszumachen; so hatte es folglich auch das Recht, alle Gesetze aufzuheben, die ihm zuwider waren. Es wären also nur die seinigen übrig geblieben. Unterdessen, wenn es sich dieses Rechts bedienet hätte, so würde es bloß jene Gewalt ausgeübt haben, die man ihm gegeben. Die Patrizier hätten zwar das Volk beschuldigen können, es habe sich derselben mit Gewalt bemächtiget. Allein es hätte zur Antwort geben können, es habe nur zurückgenommen, was ihm unter Servius Tullius mit Arglist war entwendet worden; oder es wäre nicht einmal schuldig gewesen, eine Antwort zu geben.

Diese Entwicklung würde zu heftig gewesen seyn, und das Volk hätte seinen Charakter nicht ausgehalten. Es gehorchte seit langer Zeit, obschon wider seinen Willen; und dieses war schon zum Brauche geworden. Es wollte also nicht gern die Last zu gebiethen auf sich nehmen. Weil es die erworbene Macht nicht zu brauchen wußte, so war es nicht fähig, den ganzen Umfang davon zu erkennen. Da nun die Kräfte, die es an sich nicht vermuthete, so viel als keine waren, so blieben ihnen die Kräfte des Senats überlegen, und diese Versammlung that den Bestrebungen der Zunftmeister noch langen Widerstand. Die Patrizier hätten allmählig die ganze Herrschaft wieder an sich bringen können. Weil das Volk nicht gewahr wurde, daß es zu gebiethen hatte, so würde es geglaubt haben, die Patrizier haben zu gebiethen, wenn sie zu gebiethen gewußt, das ist, wenn sie bescheiden regieret hätten. Sie thaten aber dieses nicht; denn sie hätten dadurch ihrem Charaktere auch nicht entsprochen. Gleichwie sie immer stolz, despotisch, tyrannisch gewesen, so wurden sie folglich immer gehaßt, immer weniger geehret, und minder gefürchtet. Das Volk, welches sie zum Aufstande brachten, verlor die Gewohnheit ihnen zu gehorchen. Es wagte, und wagte wieder Unternehmungen: endlich erkannte es, wieviel es vermochte, und fieng zu gebiethen an.

Die Feinde hatten sich die innerlichen Zerrüttungen zu Nutzen gemacht, und waren in die

Län-

Länder der Bundsgenossen der Republik eingefallen. Quintius zog gegen die Aequier aus, welche vor einem Feldherrn, der von den Soldaten geliebt wurde, nicht Stand hielten. Claudius war nicht eben so glücklich. Da er an der Spitze des Heeres unumschränkt zu befehlen hatte, so wollte er sich daran für die Beschimpfungen rächen, die er in den letzten Versammlungen des Volkes empfangen hatte; und durch seine Schärfe brachte er vollends die Soldaten gegen sich auf, bey denen er allezeit verhaßt gewesen war. Sie beschlossen, sich schlagen zu lassen, und nahmen vor den Volsciern die Flucht. Als sie in ihren Verschanzungen angegriffen wurden, trieben sie zwar den Feind zurück: aber sie wollten ihn nicht verfolgen, und genügten sich zu zeigen, daß sie siegen könnten.

Claudius zog sich zurück. Die Volscier fielen über seine Hinterwache los, und trieben sie auseinander. Sein ganzes Heer zerstreute sich, und kam nicht eher wieder zusammen, als es auf das Land der Republik gekommen war. Claudius verurtheilte jeden zehnten Mann zum Tode, and führte den Ueberrest nach Rom zurück.

Unter dem folgenden Bürgermeisteramte zogen die Zunftmeister das agrarische Gesetz wieder hervor, dessen Betreibung durch die Unternehmung des Volero war gehemmet worden, und sie drangen desto zuversichtlicher darauf, weil die Bürgermeister Lucius Valerius und Titus Aemilius versprachen, sie zu unterstützen. Es schien für-

wahr dieses Geschäfft von ihnen abzuhangen, da die Bürgermeister durch einen Rathsschluß die Gewalt erhalten hatten, die Zehnmänner zu ernennen.

Weil sich die Zunftmeister einen sichern Erfolg versprachen, giengen sie auch mit größerer Mäßigung zu Werke; und als wenn der alte Rathsschluß wäre aufgehoben worden, verlangten sie vom Senate neue Befehle. Vieleicht mochten sie auch gewünschet haben, neue Schwierigkeiten zu finden: denn sie wußten aus der Erfahrung, wie viel die Zwietracht zur Vergrößerung ihrer Macht beytragen könnte. Sie mochten vorausfehen, daß Claudius ihr Gesuch verwerfen würde. Er verwarf es auch in der That mit stolzer Verachtung; und dieses hatten sie ohne Zweifel verlanget. Sie luden ihn bey dem Volke vor, als den Feind der öffentlichen Freyheit, und waren entschlossen, an diesem Consular die Widersetzlichkeit aller Patrizier zu bestrafen.

Claudius erschien vor der Versammlung eben so trotzig, als wenn er selbst über seine Ankläger Richter gewesen wäre. Seine Herzhaftigkeit setzte das Volk so sehr in Erstaunen, daß Niemand das Herz hatte, ihn zu verurtheilen. Die Zunftmeister, welche besorgten, daß er ihnen entkommen möchte, verlegten das Urtheil auf die nächste Versammlung, unter dem Vorwande, es sey nicht mehr Zeit genug übrig, die Stimmen einzusammeln. Während dieser Zeit nahm

sich

sich Claudius das Leben. Der Haß des Volkes verfolgte ihn nicht bis zum Grabe. Es konnte nicht gutheißen, daß die Zunftmeister seinem Sohne nicht erlauben wollten, seine Leichenrede zu halten; und es hörte mit eben so viel Vergnügen das Lob dieses Senators, als es seine Anklage gehöret hatte.

Das agrarische Gesetz war vielen Schwierigkeiten unterworfen. Unter den Feldern, die man theilen sollte, wurden alle diejenigen verstanden, welche seit der Theilung, die unter Romulus geschehen war, erobert worden waren. Einige hatten ihre Eigenthümer mit Rechte, andere mit Gewalt von Privatpersonen oder von dem Gemeingute an sich gebracht: aber dortmals gehörten sie größten Theils Leuten zu, die sie treuherzig besaßen; eine lange Verjährung hatte das Unrecht gültig gemacht. Es wäre dann eine Unbilligkeit gewesen, sie davon zu berauben. Zu diesem Beweggrunde kam noch die angenommene Meynung, daß man, ohne einen Gottesraub zu begehen, die Gränzen nicht verrücken dörfte: und es läßt sich fassen, daß die Bedenklichkeiten, welche aus dieser Denkensart entsprangen, die Ausführung des agrarischen Gesetzes destomehr verzögern mußten, weil den reichen gemeinen Bürgern eben so viel, als den Patriziern, daran gelegen war, diesen Aberglauben zu unterhalten. Aber die größte Beschwerniß haftete bey den Zunftmeistern selbst, welche überhaupt die Theilung der Länder nicht aufrichtig wünscheten, und sie nur darum

ver-

verlangten, weil sie unter dem Streite neue Forderungen durchzusetzen hoffeten. Als sie den Handel der Zunftcomitien haben betreiben wollen, setzten sie das agrarische Gesetz auf die Seite. Sie nahmen es wieder vor, und ließen es abermal fahren. Also trachteten sie beständig ganz andere Dinge zu erhalten, weil sie wohl versichert waren, daß die Patrizier eher alles, als ihre Felder zurücklassen würden.

Titus Aemilius, welcher zum agrarischen Gesetze geneigt gewesen war, wurde zum zweytenmal zur Bürgermeisterwürde erhoben, und versuchte es in den Gang zu bringen. Weil er einsah, daß die Reichthümer der Patrizier die erste Quelle der Uneinigkeiten gewesen waren, so gab er sein Gutachten, man würde die Ruhe wieder herstellen, und die Freyheit befestigen, wenn man eine gleichere Theilung der Güter veranstalten wollte. Aber die reichen Senatore setzten sich diesem Bürgermeister entgegen, und beschimpften ihn, ohne zu betrachten, wie gefährlich es sey, den gemeinen Bürgern zu zeigen, daß man auf die vornehmste Oberkeitperson in der Republik wenig achten dörfe. Um dieses Aergerniß aufzuheben, machte Quintus Fabius, der Amtsgenoß des Aemilius, den Vorschlag, den Armen im Gebiethe von Antium Felder einzuräumen. Das war eine Stadt, die man eben erst von den Volsciern eingenommen hatte, und wo die meisten Einwohner unter dem Kriege umgekommen waren.

Die

Die gemeinen Bürger wollten dort keine Felder haben. Sie wären dadurch gleichsam ihres Vaterlands verwiesen worden, und sie hätten an dem öffentlichen Platze allzuviel verloren. Die meisten wollten lieber auf Felder warten, die sie im Gebiethe von Rom zu erlangen hoffeten. Wenige nahmen es an, und man mußte die Felder von Antium an Leute vertheilen, die man von allen Seiten zusammen getrieben hatte.

Diejenigen, welche keine Felder angenommen hatten, getraueten sich nicht mehr, vom agrarischen Gesetze zu sprechen. Eine Pest, die bald dazwischen kam, schien dasselbige in Vergessenheit zu bringen. Sie richtete eine so große Verwüstung an, daß die Römer außer Stande waren, die Aequier und Volscier selbst zurück zu treiben; und die Bürgermeister schlugen die Feinde mit Hülfe der Lateiner und Herniker, welche mit Rom im Bunde standen.

In Abwesenheit der Bürgermeister, die das Heer anführten, wagte der Zunftmeister Cajus Terentillus Arsa eine neue Unternehmung. Die Römer hatten keine bürgerlichen Gesetze, oder wenn sie welche hatten, so waren sie nur den Patriziern bekannt, die sie nach ihrem Willen auslegten. Währender Monarchie hatten die Könige, die allein das Recht verwalteten, keine andere Richtschnur in ihren Aussprüchen, als die Gebräuche, ihre natürliche Einsicht, und ihre Billigkeit. Auf die Könige folgten die Bürgermeister in allen Vorzügen der Königswürde, und

hat-

hatten allein das Recht, die Gerichte zu verwalten; und dieses Recht, so lang es keine hinlänglich bekannte Gesetze gab, setzte das Vermögen der Bürger in ihre freye Gewalt.

Terentillus ereiferte sich gegen diese gehäßige Macht. Er zeigte die Unbilligkeit der willkührlichen Urtheile, nach denen man nicht wissen könnte, ob man recht oder unrecht gerichtet worden sey, und er versicherte, daß es die gemeinen Bürger allezeit entgelten müßten, wann sie mit den Patriziern im Streite wären. Endlich verlangte er, man sollte Zehnmänner, oder zehn Ausschüsser ernennen, um Gesetze zu machen, durch welche die Rechte eines jeden Bürgers sicher gestellet, und die Gewalt der Bürgermeister eingeschränkt werden möchte.

Bey jedem neuen Vorschlage der Zunftmeister sah man voraus, daß sie sich niemals mit dem, was man ihnen zustünde, genügen ließen, und daß sie so lang Forderungen machen würden, als sie noch etwas von der Herrschaft an sich bringen könnten. An der Gelegenheit konnte es ihnen nicht gebrechen: denn es gab sehr viele Misbräuche zu bessern; und in der That war das Verlangen des Terentillus eine billige Sache.

Unterdessen, da es nicht schicklich war, in Abwesenheit der Bürgermeister, und jenes Theils von dem Volke, der sich beym Kriegsheere befand, eine so wichtige Sache zu entscheiden; gaben die Amtsgenossen dieses Zunftmeisters ihren Willen dar-

darein, zu warten, bis alle Bürger sich versammeln könnten. Sie schienen so gar sich ihres Gesuchs zu begeben, wodurch sie die Macht der Bürgermeister einschränken wollten: aber sie beharrten auf dem Verlangen, ein Gesetzbuch aufzusetzen, um der Verwaltung der Gerechtigkeit einen dauerhaften Bestand zu geben; und dieser Vorschlag mußte vernünftiger Weise Gehör finden.

Gleichwohl widersetzte sich der Senat, weil er befürchtete, daß etwa jene, welche den Auftrag erhalten würden, die Gesetze zu machen, eine neue Theilung der Felder verordnen möchten. Seine Widersetzlichkeit fieng bereits an, Verwirrungen zu stiften, als der Pöbel durch Wunderzeichen erschrecket wurde. Die Vogeldeuter, welche sie nach den Absichten des Senates auslegten, gaben vor, daß die Unglücksfälle, womit die Republik bedrohet war, eine Wirkung der Mishälligkeiten seyn. Das Volk wurde dadurch geschmeidiger, und die Zunftmeister, welche mit mehr Bescheidenheit zu Werke gehen mußten, traten mit dem Senate in Unterhandlung zusammen.

Die schwachen Vorkehrungen dieser Versammlung stellten nur für eine kurze Zeit die Ruhe her. Die Furcht verschwand allmählig, und die Zunftmeister, ohne durch einen Rathsschluß berechtiget zu seyn, machten in einer Versammlung der Zünfte das Gesetz des Terentillus bekannt. Obschon das Gesetz des Volero dem Volke das Recht zu geben schien, Gesetze zu machen, so war dennoch

noch diese Unternehmung ohne Beyspiel. Im Uebrigen, wenn die Patrizier kein Recht hatten, den gemeinen Bürgern Gesetze aufzulegen, so hatten die gemeinen Bürger eben so wenig ein Recht, den Patriziern Gesetze zu geben; und ein Gesetzbuch hätte das Werk von beyden Theilen seyn müssen. Die Senatore ereiferten sich wider die Kühnheit der Zunftmeister, und gleichwohl fieng man an, die Stimmen einzusammeln, als junge Patrizier, mit Cäso Quintius, einem Sohne des Lucius Quintius Cincinnatus, an ihrer Spitze, unter das Volk eindrangen, alles, was ihnen in den Weg kam, mit Faustschlägen zurücktrieben, und die Versammlung auseinander jagten. Cäso wurde als vornehmster Anstifter dieser Gewaltthätigkeit vor das Volk beschieden, und etliche Tage hernach verbannet. Unterdessen redeten es die Patrizier miteinander ab, alle Versammlungen zu zerstören, wo das terentillische Gesetz in Vorschlag kommen würde.

Während dieser Mishälligkeiten schlich sich ein Sabiner, Appius Herdonius, an der Spitze von viertausend Kriegern, bey der Nacht in Rom hinein, eroberte das Kapitolium, foderte die Sklaven auf, sich mit ihm zu vereinigen, und lud das Volk selbsten ein, mit Versprechen, dasselbe von der Tyranney der Patrizier zu befreyen.

Der Senat befahl die Waffen zu ergreifen; aber die Zunftmeister erklärten, es gelte dem Volke gleich, ob es Sabinern, oder Patriziern gehorchte; es wolle sein Leben nicht aufsetzen, um

eine

eine tyrannische Regierung zu erhalten, und es werde nicht eher gegen den Feind ausziehen, als die Bürgermeister würden geschworen haben, Männer zu ernennen, um an einem Gesetzbuche zu arbeiten. Publius Valerius verpflichtete sich dazu, und alsobald stellte sich das Volk unter seinen Fahnen ein. Bey solchen unvermutheten Zufällen, wo die Republik in Gefahr zu stehen schien, war Niemand vom Kriegsdienste ausgenommen, und alle schwuren, nicht eher, als auf Befehl der Bürgermeister, die Waffen von sich zu legen. Herdonius verlor mit all den Seinigen das Leben.

Nachdem Valerius in der Schlacht umgekommen war, wurde C. Claudius von den Zunftmeistern aufgefodert, die Stelle seines Amtsgenossen zu übernehmen. Er entschuldigte sich unter mancherley Vorwendungen, und man ernannte L. Quintius Cincinnatus, den Vater des Cäso zum Nachfolger des Valerius.

Während der Klage des jungen Cäso hatten seine Verwandten für ihn erhalten, daß er bis auf den Tag, wo ihm das Urtheil sollte gesprochen werden, in Freyheit verbleiben dorfte; und sie hatten sich verbunden, eine Geldstrafe zu erlegen, wenn er sich nicht einstellen würde. Allein Cäso entfloh, und Quintius, der die Strafe bezahlen mußte, verkaufte den größten Theil seiner Güter, und erhielt nur fünf oder sechs Morgen Landes übrig, die er selbst anzubauen bemüßiget war.

Das ist der erste Bürgermeister gewesen, von

dem die Geschichtschreiber anmerken, daß man ihn vom Pfluge weggeholet habe; und wahrscheinlicher Weise merken sie es nur deßhalben an, weil es dortmals keine gewöhnliche Sache war, einen Senator sein Feld pflügen zu sehen.

Quintius, welcher davor hielt, daß er durch Standhaftigkeit die Ruhe wieder herstellen könnte, erklärte den Soldaten, die noch durch ihren Eid verpflichtet waren, er wolle die Aequier und Volscier bekriegen, unter dem Gezelt überwintern, erst am Ende seines Bürgermeisteramts zurückkehren, und alsdann einen Dictator ernennen, um die Ordnung nach seiner Regierung sicher zu stellen.

Die Römer, welche insgemein nur auf die Felder ihrer Nachbarn kleine Einfälle wagten, und selten über einen Monat zu Felde standen, wurden bestürzet, als sie sich im Nothfalle sahen, den Winter unter den Gezelten zuzubringen; und das ganze Volk beklagte sich sonderbar über die Zunftmeister, welche den Bürgermeister gezwungen hatten, zu diesem Entschlusse zu schreiten. Als sie sahen, daß sie zum Gegenstande des allgemeinen Misvergnügens wurden, bathen sie selbst bey dem Senate. Sie erbothen sich, ihre Foderungen wegen des terentillischen Gesetzes aufzugeben, und mit dieser Bedingung ließ es Quintius sich gefallen, nicht in den Krieg zu ziehen. Unter diesem Bürgermeisteramte war alles um desto ruhiger, weil die Billigkeit des Bürgermeisters, welcher das Recht mit aller Sorgfalt ver-

waltete, statt der Gesetze galt, und allen Vorwand, Gesetze zu verlangen, auf die Seite zu räumen schien.

Quintius, der den Bürgermeistern zeigete, wie sie die Obergewalt erhalten könnten, wurde zwey Jahre darauf die einzige Stütze der Republik. Nachdem man ihn zum zweytenmal vom Pfluge geholet, und zum Dictator ernannt hatte, zog er gegen die Aequier zu Felde, die ein consularisches Kriegsheer eingeschlossen, und beynahe so weit gebracht hatten, daß es sich zu Gefangenen ergeben mußte. Er trug den Sieg davon. Die Feinde mußten nackend und ohne Waffen unter einem Wurfspieße durchziehen, der auf zweenen andern, die im Boden stacken, befestiget war. Man hieß dieses unter das Joch bringen, und es war eine Art von Schande, welche die Sieger den Ueberwundenen auferlegten. Quintius hielt einen Triumph, ließ seinen Sohn Cäso zurückrufen, und gab nach sechszehn Tage die Dictatorstelle wieder auf.

Die Kriege und Mishälligkeiten fiengen beständig wieder an. Indessen daß die Aequier und die Sabiner auf das Land der Republik neue Ausfälle thaten, verlangten die Zunftmeister die Verkündigung des terentillischen Gesetzes, und widersetzten sich der Aushebung der Soldaten. Quintius, der dortmals zu Rom sich aufhielt, gab den Senatoren und den Patriziern den Rath, selbst die Waffen zu ergreifen, und zu erklären, sie wollten allein gegen die Feinde ausrücken. Er

war versichert, sobald sie bereitwillig schienen, sich fürs Vaterland aufzuopfern, daß die gemeinen Bürger wetteifern würden, die Gefahr und die Ehre mit ihnen zu theilen. Und in der That wurden die Zunftmeister gewahr, daß man sie im Stiche lassen möchte. Weil sie dann sahen, daß sie ihr Ansehen in Gefahr setzten, wenn sie länger Widerstand thäten, gaben sie ihre Widersetzlichkeit auf, und verlangten nur, daß in Zukunft, statt fünf Zunftmeister, jedes Jahr zehn erwählt werden sollten. Der Senat bewilligte dieses. Allein es läßt sich nicht absehen, was es ihnen nützete, von größerer Anzahl zu seyn, weil es nur desto leichter wurde, Zwietracht unter ihnen zu stiften. Sie merkten bald diese Beschwerniß, und um derselben vorzubeugen, verpflichteten sie sich mit einem Schwure, daß sich keiner den Entschließungen widersetzen wollte, welche sie nach der Mehrheit der Stimmen würden gefasset haben.

Da sie kein Ansehen erlangen konnten, wenn sie nicht beständig mit neuen Forderungen aufgezogen kamen, so hatten sie kaum eine Sache erhalten, und verlangten schon eine andere wieder. Sie machten den Anschlag, den Berg Aventinus dem Volke einzuräumen. Sie gestanden zwar, daß einige von den Patriziern, die auf diesen Berg gebauet hatten, den Grund, den sie besetzten, an sich gekauft haben, und daß es folglich nicht billig sey, sie in ihrem Besitze zu stören. Aber sie verlangten, man sollte den übrigen

rigen die Plätze wieder nehmen, die sie mit Unrechte besaßen, und sie gleichwohl für die Baukosten, die sie darauf gewendet hatten, schadlos halten. Endlich wollten sie zum wenigsten den unbewohnten Theil dieses Berges für das Volk erhalten: und das konnte man ihnen nicht abschlagen. Allein der Senat gestand ihnen nichts eher zu, als er gezwungen war.

Die Bürgermeister verschoben es mit Fleiße, diesen Handel dem Senate vorzutragen. Icilius, das Oberhaupt unter den Zunftmeistern, schickte ihnen seinen Häscher zu, und ließ ihnen befehlen, den Senat unverzüglich zu berufen. Sie hätten diesen Befehl in den Wind schlagen können, und der Zunftmeister hätte nur die Schande davon gehabt, unrecht gehandelt zu haben. Aber sie ließen den Ueberbringer des Befehles von einem Gerichtsdiener mit Schlägen mishandeln.

Man hatte an dem Häscher die geheiligten Rechte des Zunftmeisteramts verletzet, und der Gerichtsdiener wurde in Verhaft gezogen. Um ihn zu befreyen, mußte man den Senat berufen, wie es Icilius verlanget hatte, und man mußte sich mit diesem Zunftmeister ausgleichen. Er erhielt nicht allein den Berg Aventinus: sondern weil die letzte Berufung des Senates auf seinen Befehl schien geschehen zu seyn, machten sich die Zunftmeister ein Recht daraus, selbst den Senat zu berufen; und sie behielten dieses Recht, - sie, die zuvor an dem Thore warteten, und nicht hin-

eingehen dorften, bis sie von den Bürgermeistern berufen wurden.

Die Zunftmeister hatten vor den übrigen Oberkeitpersonen den Vortheil, daß sie mehrere Jahre in ihrem Amte bestätiget werden konnten. Dieß war ein Misbrauch, welchen der Senat misbilligte: aber er konnte ihn nicht verhindern; denn das Volk hielt dafür, es könne seine Unternehmungen nicht ausführen, wenn sie nicht von jenen betrieben würden, welche sie angefangen hatten. Icilius, der seit fünf oder sechs Jahren Zunftmeister war, wurde auch im folgendem Jahre noch bestätiget. Er versuchte es, die Bürgermeister dem Gerichte des Volks zu unterwerfen. Sie gaben durch den Stolz, mit dem sie ihre Macht ausübten, nur allzuviel Anlaß zu klagen. Sonderbar machten sie sich verhaßt, wann sie Soldaten aushuben; und es war seltsam bey diesen Gelegenheiten, wenn es zu keinem Aufruhre kam.

Mitten in einem Aufstande, der sich deßhalben entspann, befahl Icilius, die Bürgermeister ins Gefängniß zu bringen, weil sie gemeine Bürger, die er vertheidigte, von den Gerichtsdienern hatten wegnehmen lassen. Aber die Patrizier verjagten die Zunftmeister, und trieben die Versammlung auseinander. Alsdann verfolgte Icilius die Bürgermeister, als Urheber dieser Gewaltthätigkeit: er beschuldigte sie, daß sie sich an der geheiligten Person der Zunftmeister sträflich vergriffen haben: er wollte sogar, daß sie

der

der Senat zwingen sollte, sich vor dem Volke zu stellen, und dem Urtheile zu unterwerfen, das man wider sie fällen würde: endlich, als er den Rathsschluß, den er begehrte, nicht hatte erlangen können, unternahm er es, ihnen den Prozeß machen zu lassen, und er rief die Comitien zusammen.

Dieses Unternehmen hätte gelingen können, wenn es möglich gewesen wäre, die Hitze, mit welcher das Volk im Anfange darein gieng, zu unterhalten. Als aber die Gemüther nach einiger Zeit ruhiger geworden waren, ärgerte man sich darüber, weil man die höchsten Oberkeiten der Republik noch immer in Ehren hielt. Icilius, der diese Veränderung wahrnahm, hatte die Klugheit, daß er nicht eigensinnig auf einem Schritte beharrte, der sein Ansehen in Gefahr hätte setzen können; und damit er sich aus einer Nachgiebigkeit, zu der er gezwungen war, ein Verdienst machte, stellte er sich an, als setzte er seinen Unwillen der öffentlichen Ruhe nach. Deßhalben that er die Erklärung, er wolle aus Achtung für den Senat einen Handel, der im Grunde nur die Zunftmeister angieng, nicht weiter betreiben. Aber er setzte hinzu, da er die Angelegenheiten des Volkes nicht so leicht außer Acht lassen könnte, so verlange er die Vollstreckung des terentillischen Gesetzes. Die Versammlung, welche man zu diesem Ende hielt, wurde von den Patriziern wieder zerstreuet. Man forschte den Haupturhebern des Aufstandes nach,

und sie wurden zu einer Geldstrafe verdammet. Der Senat getrauete sich nicht, sie zu vertheidigen.

Diese Gewaltthätigkeiten, welche das vornehmste Geschlecht der Republik verhaßt machten, mußten früh oder spät die Gewalt, deren sie sich anmaßten, verächtlich machen. Nichts fehlte dem Volke, um frey zu gebiethen, als daß es gewußt hätte, wie groß seine Macht war. Dieses wußte es nicht, und aus dieser Unwissenheit schien bey den Unternehmungen der Zunftmeister das größte Hinderniß zu entstehen. Sie mußten Rathsschlüsse verlangen, um das Volk zu berechtigen, Gesetze zu machen, die es aus seiner eigenen Macht hätte machen können. Die Zunftmeister dorften sich dann nur von dem unbedeutenden Gebrauche der Rathsschlüsse noch frey machen. Sie konnten es auch wirklich durch Thätlichkeiten, wozu ihnen der Senat das Beyspiel gab; und wenn sich einmal das Volk gewöhnet, die Händel durch solche Mittel auszumachen, so wird es erkennen, daß es zu gebiethen hat.

Es gab noch mancherley Zerrüttungen, und sie hatten allezeit die nämlichen Ursachen zum Grunde. Aber endlich mußte der Senat nachgeben, und er befahl, Abgeordnete nach Griechenland zu schicken, um von der Einrichtung der verschiedenen Republiken Kundschaft einzuholen, und sonderbar Solons Gesetze aufzusammeln. Das Volk bestätigte den Schluß des Senates; die Abgeordneten traten ihren Weg an, und die

Mis-

Mishälligkeiten blieben eingestellt. Im folgendem Jahre richtete die Pest zu Rom und in ganz Italien großes Unheil an.

Die Pest hatte nachgelassen, als die Abgeordneten unter den Bürgermeistern P. Sestius und C. Menenius zurückkamen. Dann mußten zehn Männer ernannt werden, um an einem Gesetzbuche zu arbeiten. Es schien eben nicht nothwendig, alle Amtsstellen aufzuheben, und den Zehnmännern eine freye und unumschränkte Gewalt zu verstatten.

Ein solcher Entschluß hätte für die Republik gefährliche Folgen haben können. Gleichwohl wurde beschlossen: es sollten alle Oberkeitpersonen ihre Aemter niederlegen; die Zehnmänner sollten für ein Jahr lang mit einer völligen, unwidersprechlichen Gewalt eingesetzt werden; wobey nur eine einzige Ausnahme gemacht wurde, daß sie die geheiligten Gesetze, das ist, die Gesetze zu Gunst der gemeinen Bürger, nicht abschaffen dörften. Beyde Theile traten zugleich diesem Entwurfe bey: das Volk, um sich den Bürgermeistern; der Senat, um sich den Zunftmeistern zu entziehen.

Der Bürgermeister Menenius, welcher nur einen Vorwand suchte, um die Berichtigung dieses wichtigen Geschäfftes hinauszuschieben, machte die Vorstellung, man müsse zuerst zur Bürgermeisterwahl für das folgende Jahr schreiten, und sagte, es stehe eigentlich den künftigen Bürgermeistern zu, die Zehnmänner zu ernennen, in

deren Hände sie die consularische Gewalt niederlegen sollten. Er schmeichelte sich, sie würden der Ausführung des terentillischen Gesetzes irgend eine neue Hinderniß in den Weg legen, um die Bürgermeisterstelle zu behalten. Die Wahl der Patrizier fiel, ohne Zweifel in der nämlichen Absicht, auf Ap. Claudius, und man gab ihm T. Genucius zum Amtsgehülfen zu.

Claudius vereitelte alle gute Hoffnungen, die der Senat auf ihn gesetzet hatte. Er widersetzte sich nicht allein der Ernennung der Zehnmänner nicht, sondern betrieb sie selbsten; er erboth sich in dem Namen seines Amtsgehülfen, und in dem seinigen, dem Rechte zu entsagen, welches sie beyde auf das Bürgermeisteramt hatten; und er erklärte, wenn man allen Samen der Zwietracht ausrotten wollte, so müßte man nothwendig unter allen Bürgern gleiche Gesetze einführen. Er schickte sich in die Absichten der Zunftmeister, weil sie ihm versprochen hatten, ihm unter den Zehnmännern den ersten Platz zu geben.

Das Volk, dem diese Ränke unbekannt waren, rief ihm Beyfall zu, und war voll Erstaunen, daß es einen Patrizier von einem Hause, welches ihm allezeit zuwider gewesen war, auf seiner Seite hatte. Aber die Senatore, welche den Stolz und den Ehrgeiz des Claudius kannten, waren nicht ohne Sorgen: unterdessen, da sie nur argwähnen konnten, dorften sie der Uneigennützigkeit, die er an den Tag legte, ihre Lobsprüche nicht versagen.

Bald

Bald darauf erwählte man die Zehnmänner bey einer Versammlung in Centurien. Die neuerwählten Bürgermeister, Ap. Claudius, und T. Genucius, wurden zuerst ernannt. Die acht übrigen waren, wie sie, Senatore und Consulare. Die Zunftmeister hatten im Anfange verlanget, daß fünf gemeine Bürger zu diesem Geschäffte genommen werden sollten: weil sich aber der Senat widersetzte, gaben sie bald nach; denn sie fürchteten, eine Sache, um welche sie sich schon so lange Zeit bestrebten, dadurch zu verzögern.

VI. Kapitel.

Von der Regierung der Zehnmänner.

Die Regierung der Zehnmänner war sehr klug und bescheiden. Ein jeder von ihnen hatte wechselweise, und nur einen Tag lang, die Herrschaft und die Ruthenbündel. Die neun übrigen trugen kein Zeichen der Macht: ein einziger Bedienter, den man accensus nannte, gieng vor ihnen her, und es schien, als wollten sie von andern Bürgern nicht unterschieden seyn.

Jener, an dem denselben Tag die Reihe zu befehlen war, berief den Senat, zog ihn zu Rathe, vollstreckte die Schlüsse, die er mit dem Senate gefasset hatte, und betrug sich allezeit als Oberhaupt der Republik. Sie waren alle mit gleicher Sorgfalt und Billigkeit bedacht, Gerechtigkeit zu verschaffen. Man traf sie alle

Morgen auf dem öffentlichen Platze an, wo sie allen Bürgern, die zu ihnen kamen, Gehör gaben.

Die Liebe zum Gemeinbesten, um welche sie wetteiferten, erhielt sie in vollkommener Eintracht: sie kannten die Eifersucht nicht, und keiner von ihnen hatte den Ehrgeiz, mehr Antheil an der Herrschaft zu suchen. Claudius, obschon man ihn für den vornehmsten hielt, nahm sich kein größeres Ansehen über seine Amtsbrüder heraus. Er war leutselig, und grüßte die geringsten Bürger: er war ein billiger Richter, und verstattete Jedermann freyen Zutritt, und schnelle Gerechtigkeit.

Die Gesetze, die man aus Griechenland hergeholet hatte, die Verordnungen der Könige von Rom, die Rathsschlüsse des Senats und des Volkes, die eingeführten Gebräuche, waren die Quellen, aus denen die Zehnmänner Gesetze schöpften, die sie nach der Verfassung der Republik für die schicklichsten achteten. Nachdem sie dieselbigen in eine Sammlung gebracht hatten, die auf zehn Tafeln gegraben wurde, stellten sie diese öffentlich aus, und luden alle Bürger ein, ihre Gedanken darüber frey zu erklären. Der Senat versammelte sich, um sie zu untersuchen. Als er sie gutgeheißen hatte, ließ er die Centurien zusammen berufen; und nachdem die Zehnmänner dem versammelten Volke erkläret hatten, sie haben keine andern Absichten gehabt, als die Freyheit der Bürger sicher zu stellen, er-

bothen sie sich, an dem Gesetzbuche alle Veränderungen vorzunehmen, die man für nothwendig hielte. Beyfall und Händeklatschen war die Antwort darauf, und die zehn Tafeln wurden mit einhälliger Bewilligung angenommen.

Die Regierung der Zehnmänner war beynahe verflossen, als man einen Nachtrag zu den Gesetzen verlangte, die sie gemacht hatten; und der Senat, der sich zu diesem Ende versammelte, beschloß, für das folgende Jahr neue Zehnmänner aufzustellen. Er bediente sich dieses Vorwands, um die Erwählung der Zunftmeister aufzuschieben, weil er glaubte, es könnte sich mit der Zeit die Gelegenheit ergeben, diese Stelle zu unterdrücken; und das Volk billigte diesen Entschluß, weil ihm die Bürgermeister zum wenigsten eben so verhaßt waren, als es die Zunftmeister dem Senate seyn konnten. Ueberdas hielt Jedermann darfür, man müsse die neuen Gesetze eine Zeitlang unter dem Schutze jener Macht lassen, die sie gegeben hatte, damit sie desto sicherer beobachtet werden möchten.

Viele Senatore sehnten sich nach dem Zehnmänneramte; einige aus Ehrgeize, andere um jene zu verdrängen, die ihnen verdächtig waren. Ap. Claudius, welcher sich anstellte, als ob er nur die Ruhe wünschte, schien ihnen seine Stelle abzutreten, und verlangte, man sollte ihm und seinen Amtsbrüdern Nachfolger setzen. Aber man konnte diese große Bescheidenheit mit seiner bekannten Gemüthsart nicht wohl zusammenreimen.

men. Seine Verbindungen mit gemeinen Bürgern, die dem Senate zum meisten Widerstand thaten, waren öffentlich bekannt. Er machte sogar kein Geheimniß daraus, und nach dem leutseligen Betragen, das er an sich nahm, vermuthete man, er habe den Vorsatz, im Zehnmänneramte länger zu bleiben: seine Verstellungen hatten bloß die Absicht, seine Amtsgenossen auszustechen, und andere Zehnmänner, die ihm ergeben wären, erwählen zu lassen.

Je weniger er sein Amt beybehalten zu wollen schien, destomehr verlangte das Volk, ihn dabey zu lassen: aber seine Amtsgehülfen, die seine Absichten einsahen, waren bedacht, ihn davon auszuschließen. Zu diesem Ende ernannten sie ihn zum Vorsteher bey der Wahl der neuen Zehnmänner. Da es dem Vorsteher der Comitien zustand, jene zu ernennen, die sich um das Amt bewarben, das zu besetzen war; so schmeichelte man sich, er werde nach der Erklärung, die er gethan hatte, sich nicht getrauen, unter die Zahl der Mitwerber sich zu setzen. Gleichwohl setzte er sich darunter. Er stellte sich selbst zum ersten Zehnmanne vor; und nachdem man ihn bestätiget hatte, erhielt er die Stimmen für sechs Senatore, die von seinem Willen abhiengen. Nochmehr war man erstaunet, als er die drey übrigen aus dem Mittel des Volkes nahm. Es waren diese drey Männer, mit denen er sich zuvor verstanden, und die zur Beförderung seiner Absichten vieles beygetragen hatten.

Weil

Weil das Volk unter den ersten Zehnmännern glücklich gewesen war, so untersuchte es nicht, was das Zehnmänneramt in sich selbsten sey, und hielt es für die vollkommenste Regierungsart. Claudius hätte sich also schmeicheln können, daß alles seinen Absichten entsprechen würde, wenn er nach dem Plane, dem er im vorigen Jahre gefolget war, zu Werke gienge. Er hätte sich weder den Senat, noch das Volk zum Feinde machen sollen; ja, nach den Gesinnungen, welche beyde Theile hatten, wäre für ihn erklecklich gewesen, keinen Hang zur Tyranney blicken zu lassen.

Allein er nahm ein ganz verschiedenes Betragen an, und machte in Verbindniß mit seinen Amtsbrüdern den Entwurf dazu. Sie beschlossen, die unumschränkte Obergewalt lebenlänglich zu behalten, weder den Senat noch das Volk mehr zu berufen, alle Händel vor ihr Gericht zu ziehen, sie ohne Widerspruch zu entscheiden, sich gemeinschaftlich zu vereinigen, um alle Schritte, die ein jeder insonderheit vornehmen würde, durchzusetzen; mit einem Worte keine andere Richtschnur zu nehmen, als ihren gemeinsamen, und eines jeden sonderheitlichen Nutzen: und als ob sie besorget hätten, Furcht und Bestürzung nicht schnell genug auszubreiten, ließen sie gleich das erstemal, als sie öffentlich erschienen, zwölf mit Beilen bewaffnete Gerichtsdiener vor einem jeden hertreten.

Ich kann begreifen, daß Tyrannen, welche sich der Herrschaft mit Gewalt bemächtiget haben, auch Gewalt brauchen, um sie zu erhalten. Ich kann auch begreifen, daß sie, obgleich durch freye Wahl des Volkes erwählet, dennoch bedacht seyn mögen, sich furchtbar zu machen, wann sie durch den Misbrauch ihrer Gewalt allen Bürgern verhaßt geworden sind. Aber kaum kann ich glauben, daß die Zehnmänner so ungereimt gewesen seyn, daß sie selbst zu einer Zeit, wo der Senat und die Bürger sich Glück wünschten, die Herrschaft der Republik in ihren Händen zu sehen, einen Hang zur Tyranney blicken ließen. Sie vermochten alles: sie hatten nicht vonnöthen sich furchtbar zu machen, um Gehorsam zu erlangen. Hätten sie dann, ehe sie ihre Macht gemisbrauchet hatten, das Volk abgeneigt machen, und zu einem Aufstande zwingen wollen? Mir däucht, daß die Geschichtschreiber, die in Republiken gelebet haben, den Tyrannen sogar die gesunde Vernunft absprechen möchten.

Genug: die Zehnmänner sind ein Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden, und alsdann haben sie ohne Zweifel Gewalt gebrauchet. Sie giengen immer in Begleitung eines Trupps nichtswürdiger Leute, die mit Verbrechen oder Schulden beladen waren, und die unter den Verwirrungen ihre Sicherheit sucheten. Man sah auch in ihrem Gefolge eine Menge junger Patrizier, welche die Ausgelassenheit der Freyheit vorzogen, und sich zu Gehülfen der Tyrannen brauchen ließen,

ßen, um das Recht, das Volk zu unterdrücken, mit ihnen zu theilen. Diese zügellosen Jünglinge begiengen ungestraft die größten Ausschweifungen. Die Unglücklichen, welche sie kränkten, konnten unmöglich Recht erhalten. Die Zehnmänner waren taub zu ihren Klagen, oder wiesen sie mit Verachtung zurück: und wenn einige Bürger noch einen Rest von Freyheit übrig behielten, so beraubte man sie ihres Vermögens, man strich sie mit Ruthen, man verbannete sie, oder brachte sie sogar ums Leben.

Von undenklichen Zeiten her verbanden sich die Patrizier und die gemeinen Bürger durch keine Ehe zusammen. Die Zehnmänner machten aus diesem Gebrauche ein ausdrückliches Gesetz, und verbothen diese Art von Heurathen. Man hat von ihnen gemuthmaßet, sie haben die Zwietracht zwischen diesen zweenen Ständen unterhalten wollen. Sie haben auch wahrscheinlicher Weise aus diesem Grunde über die eroberten Länder nichts ausgemacht. Diese Männer, welche die heiligsten Rechte mit Füßen traten, vollendeten gleichwohl das römische Gesetzbuch, oder vermehrten zum wenigsten die zehn Tafeln, welche man im vorigen Jahre bekannt gemacht hatte, mit zwo neuen noch. Es ist hart zu vermuthen, daß Gesetze, die von solchen Gesetzgebern herkamen, also beschaffen gewesen seyn sollen, wie sie hätten seyn müssen, um die Freyheit der Bürger sicher zu stellen, und daß man nichts daran auszusetzen gehabt hätte.

Das Jahr gieng zu Ende. Die Zehnmänner, welche der Republik ihre alten Oberkeiten hätten zurückstellen sollen, behielten die Herrschaft aus ihrer eigenen Macht. Da sie ihr Recht auf die Gewalt gründeten, glaubten sie befugt zu seyn, das Joch zu erschweren, und übten neue Gewaltthaten aus. Die vornehmsten Bürger suchten eine Zuflucht in den Städten der Bundsgenossen.

Dieser Umstand schien den Aequiern und Sabinern ein günstiger Augenblick: sie ergriffen die Waffen, und kamen, ohne ihr Wissen, der Republik zu Hülfe. Fürwahr, die Zehnmänner fühlten ihre ganze Schwäche, als sie sich von zweyen Heeren, die bis an die Thore von Rom streiften, gleichsam belagert sahen. Sie besorgten, etwas von ihrer Macht zu vergeben, wenn sie Soldaten ausheben ließen; und wollten sie ihren Befehl durch einen Rathsschluß gültig machen, so war zu befürchten, daß man ihnen sogar das Recht den Senat zu berufen streitig machen möchte.

Es muß ihnen wohl an Vorsicht gemangelt haben. War es dann so schwer einen Krieg vorzusehen? warum hatten sie also keinen Schritt gethan, um denselben zu verhindern, oder auszuhalten?

Sie riefen den Senat zusammen, verließen sich auf ihre Gönner, die sie in dieser Versammlung hatten, hofften die widriggesinnten Senatore durch Furcht zu bezwingen, und glaubten das Volk durch einen Rathsschluß geschmeidig zu machen.

chen. Unterdessen freuete man sich der Umstände, wodurch die Zehnmänner in den Nothfall versetzet waren, eine höhere Gewalt zu erkennen.

Die Geschichtschreiber erzählen, was von beyden Theilen im Senate gesprochen wurde. Das sind lauter Anreden, die sie selbsten machten; und man hat in einer Versammlung, welche entweder sehr zaghaft, oder sehr lärmend muß gewesen seyn, keine solchen Reden halten können. Nur so viel läßt sich vermuthen, daß die meisten Senatore schwiegen; einige sprachen wider die Tyranney und wider die Tyrannen; die Zehnmänner und ihre Anhänger schrieen noch läuter; und mitten in dem Lärmen oder der Bestürzung gab Claudius einen Rathsschluß in die Feder, welchen der Senat nicht wagte zu misbilligen.

Durch diesen Rathsschluß, der durch Gewalt erzwungen war, erhielten die Zehnmänner Soldaten. Sie theilten dieselbigen in drey Heere ab. Eines zog gegen die Sabiner, das andere gegen die Aequier aus; und Claudius behielt das dritte zu Rom, wo er mit Sp. Oppius, einem seiner Amtsgehülfen zurückblieb.

Obschon die Zehnmänner an der Spitze der Soldaten der Republik standen, so dorften sie doch nicht glauben, daß ihre Herrschaft deßhalben besser befestiget sey: denn Bürger ziehen nicht, wie gemiethete Soldaten, zur Vertheidigung der Tyrannen zu Felde. Die Heere, die man gegen den Feind ausschicken wollte, weigerten sich zu streiten: sie ließen ihr Lager, ihre Waffen, ihr

Gepäck am Stiche. Vergebens versuchten es die Heersführer, sie durch die Furcht der Strafen zurückzuhalten. Es würde ein ganzes Kriegsheer erfodert, um ein Heer, das zum Aufstande geneigt ist, im Zaume zu halten. Der Geist der Empörung schlich sich vom Lager nach Rom ein, als eben Claudius, der mit einem neuen Verbrechen schwanger gieng, seinen Sturz beschleunigte.

Ganz von der Schönheit Virginiens eingenommen, entschloß er sich, die Liebe, die er zu ihr gefasset hatte, zu ersättigen. Sie war eine Tochter des Virginius, welcher in einem der zwey Heere als Centurio dienete. Sie sollte sich mit Icilius vermählen, der ein Zunftmeister gewesen war. Als Claudius durch Verführung nichts ausrichten konnte, wagte er es, sie ihren Aeltern zu entreißen. Zu diesem Ende hielt Marcus Claudius einer von seinen Clienten, dieses junge Mägdchen auf der Strasse an, und wollte sie mit Gewalt in sein Haus schleppen, weil er vorgab, sie sey die Tochter von einer aus seinen Sklavinnen, und aus diesem Grunde gehöre sie ihm zu. Der Handel wurde vor das Gericht des Claudius gebracht.

Numitorius, Virginiens Oheim, machte die Vorstellung, daß Virginius im Felde sey. Er verlangte einen Aufschub von zween Tagen, damit man ihn zurückkommen lassen möchte. Unterdessen both er sich an, bis auf seine Ankunft Virginien in Verwahrung zu behalten. Er verpflich-

pflichtete sich unter jeder Versicherung, die man verlangen wollte, für sie Bürge zu stehen. Endlich berief er sich auf ein Gesetz der zwölf Tafeln, welches verordnet, daß der Kläger während eines Rechtshandels, und vor dem Endsurtheile, den Beklagten in seinem Besitze nicht sollte stören können.

Da Claudius die Gestattung der nothwendigen Zeit, um den Virginius aus dem Felde zurückkommen zu lassen, nicht versagen konnte, so befahl er dennoch, daß Virginie zur Vorsorge dem Marcus übergeben werden sollte, weil er behauptete, der bewilligte Aufschub solle nicht zum Nachtheil eines Herrn gereichen, der seine Sklavinn zurückfodert.

Das ganze Volk wurde über die Unbilligkeit dieses Urtheils aufgebracht: es nahm Virginien in die Mitte, und widersetzte sich der Gewalt des Räubers, als Icilius, welcher vernommen hatte, was vorbeygieng, mit Wuth und Zorn im Auge heranstürzte. Die Keckheit, mit welcher er dem Tyrannen vors Gesicht trat, vermehrte den Auflauf: die Gerichtsdiener wurden weggestoßen: Marcus nahm zum Gerichtsstuhle die Zuflucht: Claudius selbst war voll Schrecken, und mußte nachgeben: er bewilligte, daß Virginie bis zur Ankunft des Mannes, den man ihren Vater hieß, frey bleiben sollte. Jedermann ärgerte sich destomehr darüber, weil Niemand zweifelte, daß die sträfliche Leidenschaft des Zehnman-

nes der wahre Beweggrund dieses ganzen Gewebes sey.

Virginius kam am folgenden Tage. Claudius verlor deßhalben seine Fassung nicht. Er ließ vom Kapitolium Truppen herabkommen, auf die er sich verlassen konnte; er stellte sie auf den Platz, und nachdem er diejenigen bedrohet hatte, die es versuchen würden, das Volk zum Aufstande zu bewegen, befahl er dem Marcus, seine Klage vorzutragen. Es war dem Virginius eine leichte Sache den Betrug vor den Augen der Versammlung aufzudecken: aber Claudius gab ihm keine Antwort, und sprach, er wisse schon lange, daß Virginie wirklich eine Sklavinn des Marcus sey, und folglich befahl er, sie diesem Betrüger auszuliefern.

Augenblicks trieben die Soldaten das Volk auseinander, und Marcus rückte mit den Gerichtsdienern heran, um Virginien wegzunehmen. Allein der Vater voll Verzweiflung ergriff ein Messer, und sagte zu seiner Tochter: **Das ist das einzige Mittel deine Ehre zu retten.** Zugleich stieß er ihr das Messer in die Brust, zog es blutend heraus, wies es dem Claudius, und rief ihm zu: **Durch dieses unschuldige Blut möge dein Haupt ein Opfer der Höllengötter werden!**

Unter dem Lärmen, welcher darüber entstand, entfloh er dem Tyrannen, der ihn wollte festhalten lassen, und eilte dem Heere zu. Unterdessen stellten Icilius und Numitorius den Körper

Vir-

Virginiens aus. Man lief von allen Seiten zu diesem Schauwunder herbey; und der Auflauf wurde mit der Volksmenge größer. Aus Unwillen war man geneigt alles zu wagen, als L. Valerius und M. Horatius sich an die Spitze des Volkes stellten. Diese zween Senatore, welche seit einiger Zeit sich rüsteten, der Tyranney mit Gewalt zu widerstehen, hatten eine große Menge Clienten an ihrer Spitze. Die Bürger wurden ermuntert durch ihre Gegenwart, und bewaffneten sich mit allem, was ihnen in die Hände kam. Claudius wurde von seinen Truppen verlassen, und mußte die Flucht nehmen.

Virginius war wieder zum Heere gekommen, in welchem er Dienste that. Auf die Erzählung dieses unglücklichen Vaters wurde die Empörung allgemein. Die Soldaten nahmen ihre Waffen: sie zogen unter der Anführung der Centurione nach Rom, und begaben sich auf den Berg Aventinus, wo sie zehn Befehlshaber unter dem Namen militarischer Zunftmeister erwählten. Sie gaben die Erklärung von sich, daß sie nicht von einander gehen wollten, ehe man das Zehnmänneramt aufgehoben, und die Zunftmeister des Volkes wieder eingesetzt hätte.

Claudius getraute sich nicht öffentlich zu erscheinen. Oppius sein Amtsgenoß berief den Senat zusammen. Obschon diese Versammlung an dem Aufstande der Truppen kein Misfallen hatte, so mußte sie dennoch zur Erhaltung der Mannszucht, den Schein annehmen, als ob sie

ihn misbilligte. Deßhalben war ihr erster Schritt, drey Consulare auf den Berg Aventinus abzusenden, welche die Soldaten befragten, auf wessen Befehl sie aus ihrem Lager, und von ihren Feldherren gewichen seyn. Sie gaben zur Antwort, daß sie dem Horatius und Valerius, wenn man diese herschicken wollte, von ihrem Betragen Rechenschaft geben würden. Bald hernach kam auch das zweyte Kriegsheer, welches von Icilius und Numitorius aufgewiegelt worden war, sich mit dem ersten zu vereinigen.

Der Senat, der alle Tage zusammen trat, faßte keinen Entschluß, weil Horatius und Valerius erklärten, sie wollten bey den zweyen Heeren keinen Schritt thun, so lang die Zehnmänner am Ruder der Regierung säßen; und gleichwohl weigerten sich diese ihr Amt aufzugeben, da sie versichert waren, daß sie es nicht thun könnten, ohne sich der Verfolgung ihrer Feinde auszusetzen. Die Soldaten, welche droheten, sie dazu mit Gewalt zu zwingen, verließen die Stadt, und zogen auf den geheiligten Berg, wohin der größte Theil des Volkes ihnen folgete. Sie wollten zeigen, da sie sich in diese Freystätte begaben, daß sie die öffentliche Freyheit eben so standhaft beschützen würden, als man vor Zeiten den ersten Grund dazu geleget hatte. Durch diesen Auszug wurde die Stadt entvölkert, und die Zehnmänner waren endlich nothgedrungen, ihr Amt aufzugeben. Alsdann verfügten sich Horatius und Valerius in das Lager.

Die

Die Soldaten verlangten vor allen Dingen, man sollte ihnen die Zehnmänner ausliefern. Aber sie gaben bald dieses Begehren auf, weil sie wohl begriffen, daß sie so gut als geliefert seyn, wenn das Volk in alle seine Rechte wieder einträte. Sie begehrten also nur, daß die Zunftmeister wieder aufgestellet, das Recht zu appelliren wieder eingeführt, und ein Generalpardon ertheilt werden sollte, weil sie das Lager ohne Erlaubniß der Feldherren verlassen hatten. All dieses wurde ihnen zugestanden.

Sobald das Kriegsheer nach Rom zurückgekommen war, versammelte sich das Volk auf dem Berge Aventinus, und erwählte seine Zunftmeister. Die drey ersten waren Virginius, Numitorius, und Jeilius. Der Senat ernannte alsdann einen Zwischenkönig, welcher bey der Wahl der Bürgermeister in den Comitien den Vorsitz haben sollte. Diese Wahl fiel auf L. Valerius, und M. Horatius. Diese Bürgermeister waren ganz erwünscht für das Volk.

Die Plebisciten, das ist, die Schlüsse, welche bey der Versammlung der Zunftmeister gefasset wurden, mußten ohne Ausnahme für alle Bürger die Kraft der Gesetze haben: denn man konnte, wie es scheint, einer Versammlung, wobey alle gleiches Wahlrecht hatten, die gesetzgebende Gewalt nicht streitig machen. Dennoch wollten die Senatore sich nur jenen Schlüssen unterwerfen, die bey Comitien in Centurien abgefaßt worden wären; und dieses war, seitdem sich das

Volk in Zünften versammelte, ein Zankapfel zwischen beyden Parteyen. Die zween Bürgermeister machten dem Streit ein Ende. Sie ließen die Centurien zusammen kommen, und einen Schluß abfassen, durch welchen bestimmet wurde, daß die Plebisciten für alle Bürger die Kraft der Gesetze haben sollten.

Es wurde nicht allein das valerische Gesetz bestätiget: sondern man erklärte auch, daß in Zukunft keine Oberkeit das Gesetz, zum Volke zu appelliren, sollte verletzen können. Endlich da die Rathsschlüsse oft verändert, oder sogar unterdrücket wurden, sonderbar wenn sie den gemeinen Bürgern günstig waren, so verordnete man, daß sie in der Folge den Baumeistern zur Verwahrung übergeben, und in dem Tempel der Ceres aufbehalten werden sollten. Dieß waren die Verordnungen, die unter diesem Bürgermeisteramte zu Stande kamen, und welche die Senatore nur wider ihren Willen unterschrieben: sie verziehen es den Bürgermeistern nicht, daß sie die Obergewalt des Senates herabgesetzt hatten, um der Gewalt des Volkes Vorschub zu thun.

Als die Regierung ihre vorige Gestalt wieder erhalten hatte, ließ Virginius als Zunftmeister den Ap. Claudius vor das Volk bescheiden. Dieser Zehnmann wurde in ein Gefängniß geworfen, wo er auch starb. Sp. Oppius hatte das nämliche Schicksal. Die acht übrigen zogen freywillig ins Elend, und ihre Güter wurden eingezogen. Den M. Claudius verurtheilte man zum

Tode:

Tode: aber Virginius begnügte sich ihn zu verbannen.

Der Senat schalt öffentlich auf die zween Bürgermeister, welche der Rachbegierde des Volkes freyen Lauf gestatteten, als der Zunftmeister Duillius durch seine Widersetzung den Verfolgungen seiner Amtsgehülfen ein Ende machte, und die Ruhe in der Republik wieder herstellte.

VII. Kapitel.

Von einigen Verändrungen, welche unvermerklich, in der Verfassung der Republik vorbeygiengen.

Es gab in der Republik zweyerley Stände: man mußte der Geburt nach entweder aus dem Stande der Patrizier, oder der gemeinen Bürger seyn.

Nach den Verändrungen, die S. Tullius gemacht hatte, gab es sechs Klassen. In den ersten wurden reiche und gemeine Bürger mit den Patriziern; in den letzten arme Patrizier mit den gemeinen Bürgern vermenget.

Allmählig wurden Patrizier wieder arm, und gemeine Bürger wurden reich: es kamen also immer mehr gemeine Bürger in die ersten Klassen, und mehr Patrizier in die letzten. Da nun diese ohne Unterschied in den sechs Klassen zerstreuet waren, so würde man sie nicht länger für einen sonderheitlichen Stand angesehen haben, wenn sie nicht die Vorrechte ihrer Geburt, das

ist,

ist, das ausschließende Recht, das Priesterthum und die vornehmsten Aemter zu verwalten, noch behalten hätten.

Unterdessen unterschieden sich die Bürger, seit S. Tullius, nicht durch die Geburt allein: sie unterschieden sich auch durch ihr Vermögen; und dieser Vorzug war desto größer, weil sich die Reichsten dadurch in die erste Klasse versetzten, und bey den öffentlichen Berathschlagungen den größten Einfluß erhielten. So groß aber dieser Einfluß immer mag gewesen seyn, so blieben doch die reichsten gemeinen Bürger, wegen ihrer Herkunft, von dem Amte der Bürgermeister und des Priesterthums ausgeschlossen.

Die Patrizier und die gemeinen Bürger wurden noch immerfort für zween verschiedene Stände gehalten, so lang jene durch die Geburt Vorrechte besaßen, die den andern versaget waren. Wenn aber jemals beyde Stände gleichen Theil an den vornehmsten Ehrenstellen erhalten, so wird die Geburt nichts mehr als ein unterscheidender Titel seyn; und die Patrizier werden in allen Klassen mit den gemeinen Bürgern vermenget bleiben, und aufhören, einen eigenen Stand auszumachen.

Allein da man im Brauche hatte, zween Stände zu unterscheiden, so behielt man diesen Unterschied dennoch bey; und man ließ für den Stand der Patrizier und der gemeinen Bürger den Stand der Senatore und des Volkes gelten. Alle Bürger, die im Senate Sitz hatten, sowohl ge-

gemeine als Patrizier, machten den Stand der Senatore aus: alle, die vom Senate ausgeschlossen waren, sowohl Patrizier als gemeine, wurden unter dem Stande des Volkes verstanden.

Im Anfange waren die gemeinen Bürger vom Senate ausgeschlossen: in der Folge gab man ihnen Sitz dabey, obschon man sie für unwürdig zum Bürgermeisteramte und zum Priesterthume hielt.

Die Patrizier, wie wir schon bemerket haben, leiteten ihren Ursprung von denen Senatoren her, die unter Romulus erwählt worden waren. Sie vermehrten sich, und ihre Anzahl wurde größer, als die Anzahl der Glieder war, aus denen der Senat bestehen dorfte. Alle konnten also nicht in dieser Versammlung Platz haben: allein sie behielten eine Zeit lang das ausschließende Recht, jene Stellen zu besetzen, die erlediget wurden.

Man weiß nicht gewiß, ob unter der Monarchie die Könige allein diese Stellen vergaben, oder ob das Volk seine Wahlstimme dazu auch zu geben hatte. Zum wenigsten ist es sicher, daß jene, auf welche die Wahl fiel, nicht anders als mit Gutheißung des Königs für Senatore erkannt wurden, und daß man sie alle Zeit aus dem Stande der Patrizier nahm. Es hat zwar Tarquinius der Aeltere hundert gemeinen Bürgern in dem Senate Sitz gegeben: aber er legte ihnen zuvor den Titel der Patrizier bey; und dieses beweißt, daß ein gemeiner Bürger kein Senator werden konnte. Tarquinius selbst war aus keinem Geschlechte der Patrizier: er war ein

Toscanier, welchen Ankus Marcius zuerst zum Patrizier, und dann zum Senatore machte.

Die Bürgermeister, welche in alle Vorrechte der Könige eintraten, hatten, wie sie, das Recht die Senatore zu ernennen; oder zum wenigsten konnte man ohne ihre Einwilligung nicht Senator werden. Vermuthlich haben die Patrizier erst nach der Einführung des Bürgermeisteramts das ausschließende Vorrecht verloren, im Senate zu sitzen. Da man ein gewisses Vermögen haben mußte, um dahin zu gelangen, so nahmen die Bürgermeister die Senatore aus den ersten Klassen her, und wann ihre Wahl auf gemeine Bürger fiel, so machten sie dieselbigen, nach dem Beyspiele der Könige zu Patriziern. Weil sie aber in der Folge diese Formalität unterlassen haben, so wird sich allmählig der Gebrauch eingeschlichen haben, die reichen Bürger in den Senat zu nehmen, ohne sie zuvor mit einem Titel zu belegen. Im übrigen haben sich die Geschichtschreiber hierüber nicht deutlich erkläret. Aber meine Vermuthung ist desto besser gegründet, weil wir im Senate gemeine Bürger antreffen werden, welche wegen ihrer Herkunft von den vornehmsten Stellen ausgeschlossen sind.

Die Ehre, ein Mitglied des Senats zu seyn, machte dann keine Veränderung an dem Stande. Der gemeine Bürger blieb dennoch unter den gemeinen Bürgern, und nur die Geschlechter der Patrizier waren von Adel. Dieser Adel blieb noch der einzige, bis zur Zeit, wo beyde Stän-

de

de gleichen Antheil an den Aemtern bekamen. Alsdann achtete man auf die Herkunft der Patrizier oder der gemeinen Bürger nicht mehr, und jedes Geschlecht leitete seinen Adel von den Ehrenstellen ab, die es bekleidete.

Die Republik gab jenen, die zu Pferde dienten, einen goldenen Ring, und schaffte ihnen ein Pferd an. Sie wurden Ritter genannt. Im Anfange waren sie die vornehmsten aus dem Stande der gemeinen Bürger, wie die Senatore die vornehmsten aus dem Stande der Patrizier waren. In der Folge wurden sie durch Ehrenzeichen unterschieden, und sie machten zwischen dem Stande der Senatore und des Volkes einen neuen Stand aus. Aber es gieng langsam mit dieser Veränderung, und folglich kann man die eigentliche Zeit davon nicht angeben.

Diese Begebenheiten sind eine Folge der Veränderungen, die S. Tullius gemacht hatte. Sobald die Ungleichheit des Vermögens allein den Unterschied unter den Klassen ausmachte, war es nicht möglich, den Stand der Bürger sicher zu stellen. Die Verfassung der Republik mußte von einem Geschlechte zu dem andern ihre Gestalt verändern, und alle Tage mußten neue Mishälligkeiten daraus entstehen. Deßhalben werden wir sehen, daß die Römer sich beständig von den Umständen dahinreißen ließen, und also zu sagen, von einem Tage zum andern hinlebten, ohne jemals die Folgen vorher zu sehen. Sie hät-

ten eines Gesetzgebers vonnöthen gehabt, welcher die Fehler ihrer Verfassung gekannt hätte.

Wann eine Stadt in Griechenland ihre Regierung verbessern wollte, so vertraute sie die gesetzgebende Gewalt einem einzigen Bürger an. Allein es war leichter für einen Mann, als für mehrere zusammen, alle Theile der Verwaltung zu umfassen, und ein systematisches Ganze zu machen, wo alles verbunden war und zusammenhielt. Irrte er sich, so war er auch besser aufgelegt, die Ausstellungen anzuhören, und seine Fehler zu verbessern. Ueberdas ist ein einziger Mann natürlicher Weise weniger parteylich. Sobald er zum Gesetzgeber ernannt wird, gehöret er zu keinem Stande mehr; er ist über alle erhaben, und hat keine andere Angelegenheit, als dem Vertrauen seiner Mitbürger zu entsprechen. Endlich hat die Regierung, welche er einführet, Grundgesetze, wodurch die verschiedenen Mächte der Oberherrschaft ordentlich ausgetheilt werden; und sie ist nicht, wie jene, die sich nach den Umständen richtet, aus ihrer Natur veränderlich.

Zu Rom stellten die zehn Senatore, die zur Verfertigung eines Gesetzbuches erwählet waren, eine ganze und eigene Versammlung vor. Sie konnten also unmöglich ohne Parteylichkeit seyn. Das Werk, an welchem sie alle arbeiteten, war im Grunde das Werk von keinem, und folglich ließen sichs alle nicht sonderlich angelegen seyn. Endlich konnten sie sich keinen bestimmten und sichern Plan entwerfen, weil ein jeder die Sache

che nach seiner Art einsah. Es blieb ihnen also kein anderes Mittel übrig, als eine Sammlung zu machen, in welche ein jeder, nach seiner Einsicht, und oft aus verschiedenen Absichten, alle Gesetze hineinbrachte, welche ihm nützlich schienen. Dieses ist vermuthlich alles, was sie haben thun können. Denn fürwahr, die Gesetze der Zehnmänner haben keinem Misbrauche abgeholfen. Sie haben die alten Mishälligkeiten fortdauren lassen, und noch neue verursachet. Wenn sie bis auf unsere Zeiten wären aufbehalten worden, so könnten wir sehen, was für einen Einfluß sie gehabt haben mögen. Aber es sind nur etliche Fragmente davon übrig.

Um die Verfassung einer Regierung zu befestigen, muß bestimmet werden, wo die gesetzgebende Macht ihren Sitz hat. Das ist das erste, was man thun soll, und eben dieses haben die Zehnmänner nicht gethan. Dieser Fehler war eine Quelle zu unvermerklichen Veränderungen.

Man las in den Gesetzen der zwölf Tafeln, daß eine jede Verordnung des Volkes die Kraft eines Gesetzes haben sollte. Allein dadurch wurde schon die gesetzgebende Gewalt ein Zankapfel zwischen den zweenen Ständen. Ich will es erklären.

Durch das Wort **Volk** verstanden die Römer den ganzen Körper der Bürgerschaft. Eine Verordnung hatte also nur alsdann die Kraft eines Gesetzes, wann sie vom ganzen Körper her-

kam. Dabey muß man in der Zeit einen Unterschied machen.

Ehe S. Tullius kam, machte das Volk, oder der ganze Körper der Bürgerschaft, eigentlich die Gesetze. Denn bey den Comitien, die sich in Curien versammelten, behaupteten weder die Patrizier irgend ein Vorrecht vor den gemeinen Bürgern, noch die gemeinen Bürger vor den Patriziern. Alles wurde nach der Mehrheit der Stimmen ausgemacht, und alle Bürger hatten gleichen Antheil an der Gesetzgebung.

Nachdem die Comitien in Centurien eingeführt wurden, so machten eigentlich die Reichen die Gesetze: sie machten dieselbigen allein, ohne die Armen, und nur in ihrer Gegenwart. Man wurde zwar im Anfange hintergangen, und glaubte, weil alle Bürger bey diesen Versammlungen zugegen waren, daß die Verordnungen Gesetze seyn, die vom ganzen Volke herkamen. Aber bald giengen den Armen die Augen auf. Sie führten alsdann den Gebrauch der Comitien in Zünften ein, und machten ebenfalls Gesetze ohne die Reichen.

Obschon die Senatore sich weigerten, die gesetzgebende Gewalt der Zünfte zu erkennen, so waren dennoch eben diese Zünfte ihre Richter; und als unter dem Bürgermeisteramte des Valerius und Horatius beschlossen wurde, daß die Gesetze der Zünfte für alle Bürger verbindlich seyn sollten, so bestätigte man nur den zweyten Stand in einer Gewalt, deren er sich anmaßte. Ver-

ge-

gebens wollten ihm die Senatore diese Gewalt noch streitig machen: vergebens suchten sie dieselbe wieder an sich zu bringen. Es half weiter nichts, als daß die gemeinen Bürger sie mit vieler Mühe behaupteten, aber endlich dennoch mit Gewalt behaupteten.

Es ist also augenscheinlich, daß seit der Einführung der Comitien in Zünften die Bürger aufgehört haben, einen einzigen Körper auszumachen. Es waren zween Stände, welche das gleiche Recht zur gesetzgebenden Gewalt hatten, und man begreift nicht, was durch das angeführte Gesetz ausgemacht war. Das gesetzgebende Volk, der Körper von Bürgern, wovon es meldet, war nicht mehr zu finden.

Gleichwie die Centurien in einer Versammlung hätten sagen können: wir allein haben das Recht Gesetze zu machen, weil wir es zuerst gehabt haben; so konnten die Zünfte in einer Versammlung zur Antwort geben: wir allein haben das Recht dazu, weil wir es zuletzt erhalten haben. Fürwahr, wenn wir die Umstände und die Ursachen dieser Veränderung betrachten, so werden wir erkennen, daß man auf beyden Theilen gleichen Grund hatte. Denn in einer Regierung, welche aus ihrer Natur beständigen Veränderungen unterworfen ist, werden die Rechte, wie alles übrige, erworben und verloren; und um jene zu behaupten, die man an sich bringt, ist es nicht vonnöthen, daß man beweisen könne, man habe sie allezeit gehabt: man darf nur Grün-

de haben, sich ihrer zu bemächtigen. Also haben sich die Zunftmeister, welche nur das Recht Einwendungen zu machen besaßen, immerfort neue Rechte erworben.

Die gesetzgebende Gewalt hatte dann in verschiedenen Körpern ihren Sitz: in den Comitien der Centurien, und in den Comitien der Zünfte. Was den Senat betrifft, so galten seine Rathsschlüsse erst alsdann für Gesetze, wann sie in der Versammlung des Volkes bestätiget waren. Gleichwohl kann man sagen, er habe an der Gesetzgebung mittelbar Theil gehabt: erstlich, weil sich die Centurien nur kraft eines Rathsschlusses versammelten, wodurch ihnen bedeutet wurde, über was sie sich zu berathschlagen hatten; zweytens, weil die Senatore gleichsam versichert waren, daß sie diesen Versammlungen die Verordnungen, welche sie machten, in die Feder sagen dorften. Deßhalben sind die Mishälligkeiten über die Oberherrschaft niemals zwischen den zwo Gattungen der Comitien, sondern allezeit zwischen dem Senate und den gemeinen Bürgern entstanden. Diese Mishälligkeiten haben immerfort gedauret, und viele Verändrungen verursachet.

VIII. Kapitel.

Bis zur Ernennung der Zinsmeister.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, zogen L. Valerius und M. Horatius gegen die Sabiner, Aequier, und Volscier aus, und kamen siegreich zurück. Gleichwohl verweigerte ihnen der Senat die Ehre des Triumphes. Er wollte sie für die Neigung strafen, welche sie gegen den Stand der gemeinen Bürger an den Tag gelegt hatten.

Die Bürgermeister trugen ihre Klagen dem Volke vor. Vergebens stellten die Senatore der Versammlung vor, es sey zu allen Zeiten nur ihnen zugestanden, den Triumph zu erlauben oder zu verweigern. Die Gesetze konnten nach der Verfassung der Republik verdrehet werden: die Rechte, welche im Grunde nur Gebräuche waren, mochten durch entgegengesetzte Gebräuche aufgehoben werden, und solche Misbräuche, von denen man Beyspiele anführen konnte, waren erklecklich, die Gründe der Senatore zu verwerfen. Man sagte also den zweenen Bürgermeistern den Triumph zu. Das Volk, welches sich bey dieser Gelegenheit das Recht herausnahm, die Belohnungen auszutheilen, hatte dadurch in der Folge ein Mittel mehr, um sich Anhänger im Senate zu erwerben.

Die Eintracht, welche in demselben Jahre zwischen den Bürgermeistern und Zunftmeistern herrschete, würde das Ansehen der Patrizier noch mehr geschmälert haben, wenn sie alle in ihren

Aemtern bestätiget worden wären. Das ist auch die Absicht der Zunftmeister gewesen. Sie beschlossen, sich um das Zunftmeisteramt auf das folgende Jahr zu bewerben, und sie ermunterten das Volk, Horatius und Valerius im Bürgermeisteramte zu bestätigen.

Duillius allein widersetzte sich dem Vorhaben seiner Amtsbrüder, und machte es zu Wasser. Die zween Bürgermeister selbst traten seinen Absichten bey, weil sie versichert waren, daß die Freyheit Gefahr laufen würde, wenn die nämlichen Personen beständig bey ihren Aemtern blieben. Um eine Versicherung von ihnen zu haben, fragte sie der Zunftmeister vor der ganzen Versammlung, was sie thun würden, wenn sie das Volk im Bürgermeisteramte bestätigen wollte. Beyde gaben zur Antwort, sie würden diese Gnade nicht annehmen, weil sie den Gesetzen zuwider wäre.

Diese Antwort berechtigte den Duillius, bey den Comitien, welche zur Erwählung der Zunftmeister gehalten wurden, seine Amtsbrüder von der Wahl auszuschließen, und man erwählte fünf neue Zunftmeister. Alsdann entließ er die Versammlung, und stellte die Ernennung der fünf letztern jenen anheim, die man eben erwählet hatte. Er ergriff dieses Mittel, weil er gewahr wurde, daß der Anhang der alten Zunftmeister stark genug war, einigen die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen. Ueberdas berief er sich auf ein Gesetz, welches sagte, wenn man in einem

Wahl-

Wahltage die vollständige Zahl der Zunftmeister nicht hätte erwählen können, so sollten jene, die zuerst erwählet wären, ihre Amtsgehülfen ernennen.

Es war ein anderes Gesetz, welches alle Patrizier von dem Zunftmeisteramte ausschloß. Dieses Gesetz war bey der Einführung dieses Amtes gemacht worden. Gleichwohl erwählten die neuen Zunftmeister unter andern S. Tarpejus und A. Haterius zu ihren Amtsbrüdern, welche nicht allein Patrizier, sondern auch Senatore und Consulare waren. Nun erkannte man, daß Duillius mit dem Senate verstanden gewesen. Es war in der That ein Vortheil für den Senat, zween Patrizier im Zunftmeisteramte zu haben, welche durch ihr Veto allen Unternehmungen der übrigen Zunftmeister Einhalt thun konnten. Aber dieser Vortheil daurete nur ein Jahr lang. Damit das Beyspiel des Duillius keine Folgen haben möchte, brachte der Zunftmeister L. Trebonius im nächsten Jahre ein Gesetz zu Stande, welches verordnete, wenn nicht alle Zunftmeister in einer ersten Versammlung erwählt worden wären, so sollte man neue Versammlungen berufen, bis die Zahl der Zunftmeister vollständig würde.

Nach einer kurzen Ruhezeit entstanden neue Verwirrungen. Sie brachen unter dem Bürgermeisteramte des T. Quintius und Agrippa Furius aus. Der Hochmuth der Patrizier gab die Veranlassung dazu. Die jungen Patrizier glaubten sich alles erlauben zu dörfen, wenn sie von

den vornehmsten Häusern der Republik abstammeten. Die Gewaltthätigkeiten, welche sie verübten, legten den Grund zu mehrern Rechtsklagen, welche die Zunftmeister dem Volke vorlegten, und wobey ihnen der Senat das Recht streitig machte, sich darum anzunehmen. Während dieses Zwistes fielen die Aequier und Volscier in das römische Gebieth ein. Die Zunftmeister widersetzten sich der Aushebung der Soldaten.

T. Quintius ließ die Comitien zusammenkommen. Ohne einem von beyden Ständen zu schmeicheln, oder nahe zu treten, stellte er ihnen vor, wie vieles Unrecht sie einander zufügten. Er ereiferte sich wider die Ausgelassenheit des Pöbels, und eben so sehr wider die Nachläßigkeit des Senates, die Ausschweifungen der Patrizier zu verhindern: beyde Theile mußten sich der ewigen Mishälligkeiten schämen, wodurch sie außer Stand gesetzt wurden, das Vaterland zu vertheidigen.

Da seine Rede kein anders Absehen hatte, als die Bürger zur gemeinsamen Vertheidigung zu vereinigen, so machte sie Eindruck. Die Zunftmeister widersetzten sich nicht mehr. Die Aequier und Volscier wurden auf das Haupt geschlagen; und die Soldaten kamen von dem Feinde mit Beute beladen zurück.

Je größer ihr Kriegsglück war, desto mehr thaten sich die gemeinen Bürger darauf zu gut. Was würde es mit den Senatoren werden, sagten sie, wenn wir sie am Stiche ließen? beruhet

nicht

nicht die ganze Stärke der Republik auf uns? und gleichwohl schließt man uns vom Bürgermeisteramte aus; man verbiethet uns alle Verbindung mit den Geschlechtern der Patrizier. Ist dieses die Gleichheit, die man uns verheißen hatte, als man an einem Gesetzbuche arbeiten wollte?

Die Zunftmeister mußten freylich diese Gesinnungen mit Beyfall aufnehmen. Denn wenn sie es so weit brächten, daß die Gleichheit zwischen beyden Ständen eingeführet würde, so hätten eben sie den größten Nutzen davon gehabt, weil sie die Vorsteher des Volkes waren. Canulejus verlangte die Widerrufung des Gesetzes, welches den gemeinen Bürgern und den Patriziern verboth, sich durch die Ehe miteinander zu verbinden; und seine Amtsgenossen thaten den Vorschlag, den gemeinen Bürgern den Zutritt zum Bürgermeisteramte zu verstatten.

Die Bürgermeister ließen das Gerücht auskommen, es haben die Aequier und Volscier die Waffen wieder ergriffen, und sie befahlen Soldaten auszuheben. Dieses war das gewöhnliche Mittel des Senates, wann er die Vorschläge der Zunftmeister nicht gutheißen wollte. Aber diese hatten auch ein Mittel, und obschon es immer das alte war, so behielt es doch seine Kraft. Canulejus that die Erklärung, es werde kein Bürger zu Felde ziehen, wenn man nicht zuvor jene verhaßte Ungleichheit aufheben wollte,

welche den Bürgerstand verächtlich machte. Die Sache wurde an den Senat verwiesen.

Die Ehen wurden auf dreyerley Art geschlossen. Die Patrizier begiengen sie feyerlich in Gegenwart von zehn Zeugen. Sie waren mit gottesdienstlichen Ceremonien begleitet: man sprach gewisse Worte dabey, und während des Opfers both man den Neuvermählten einen Kuchen von Weizenmehl an, wovon sie zum Zeichen ihrer Vereinigung etwas aßen. Diese Art, die Ehe zu schließen, war den Patriziern vorbehalten, weil sie allein die Zeichendeutungen und den ganzen Gottesdienst zu verwalten hatten. Die gemeinen Bürger vermählten sich auf zweyerley Weise. Eine war eine Art von Kaufhandel. Die Frau, welche drey Pfennige in der Hand hielt, gab einen davon ihrem Verlobten, und schien ihn zu kaufen. Die andere bestand in der bloßen Beywohnung. Eine Frau war verbunden, wenn sie in einem ganzen Jahre nicht drey Nächte nach einander außer dem Hause geschlafen hatte. Nach diesen Gebräuchen sollte man glauben, die gemeinen Bürger seyn nicht aufgelegt gewesen, an der Verwaltung des Gottesdiensts mit den Patriziern Theil zu nehmen, und sie haben sogar nicht verdienet, daß man das Schicksal ihrer Kinder in Sicherheit stellete.

Die Religion hielt also die Patrizier von den gemeinen Bürgern abgesondert, und eben diese stellte man auch sonderbar den Zunftmeistern entgegen. Die Ehen zwischen den zweenen Stän-

den

den schienen eine abscheuliche Verwirrung unter den Geschlechtern zu verursachen, und die göttlichen Rechte, so wie die Rechte der Menschheit, zu verletzen. Aber diese Denkensart, welche den gemeinen Bürgern verhaßt wurde, war nur ein altes Vorurtheil der Patrizier. Sind wir nicht lauter Mitbürger? sagten die Zunftmeister. Warum sollte man zwischen uns Eheverträge verbiethen, welche man zwischen Römern und Fremden gestattet?

Der Senat gab zu dem Gesetze der Ehen seine Einwilligung, weil er sie nicht verweigern konnte. Außerdem hielt er dafür, wenn er eines von den zweyen Dingen, die man begehrte, zusagen würde, so möchten die Zunftmeister etwa zu bewegen seyn, von dem andern abzustehen, oder zum wenigsten ihr Begehren so lange verschieben, bis man den bevorstehenden Krieg zu Ende gebracht hätte. Er betrog sich aber in seiner Rechnung. Es hatten die letzten Zänkereyen an den Tag gelegt, wie wichtig es für die gemeinen Bürger sey, um die Gleichheit herzustellen, daß sie auf das Bürgermeisteramt Anspruch machen dörften. Ja, sie erkannten bald, daß sie auch an dem Priesterthume Theil haben müßten. Eine Forderung, die ihnen von Statten gieng, war allezeit ein Beweggrund, um neue Forderungen zu machen. Da die Zunftmeister entschlossen waren, das zweyte Gesetz durchzusetzen, schwuren sie die Aushebung der

Sol-

Soldaten zu verhindern, wenn sie es nicht erhielten; und sie verhinderten auch dieselbige.

Das Lärmen vom Kriege nahm überhand, und es war nothwendig einen letzten Entschluß zu fassen. Der Senat suchte eine Vermittlung auszufinden, wodurch beyde Stände zufrieden gestellt werden möchten. Er kam auf den Einfall, die Bürgermeisterwürde für eine Zeit lang aufzuheben, und anstatt der Bürgermeister sechs militarische Zunftmeister zu ernennen, welche gleiche Macht haben sollten, und wovon drey vom gemeinen Bürgerstande seyn könnten. Dieser Vorschlag, welcher die Mehrheit der Stimmen erhielt, war dem zweyten Stande angenehm, welcher sich zur höchsten Oberkeitsstelle erhoben sah, und dem es gleich galt, ob es unter dem Titel eines Bürgermeisters, oder eines militarischen Zunftmeisters geschah. Unterdessen schmeichelte sich der Senat, das Bürgermeisteramt mit der Zeit wieder einzusetzen, und wußte sich groß, daß er es für sich allein zurückbehalten hatte.

Man sieht, daß die Herrschaft destoweniger gesichert ist, jemehr sie unbeschränkt regieren will. Der Senat glaubte viel zu gewinnen, da er Zeit gewann; und indessen, daß er auf Umstände wartete, wo er die ganze Herrschaft sich wieder zueignen zu können glaubte, verlor er noch vollends, was er bisher davon behalten hatte. Die große Kunst seine Macht sicher zu stellen, besteht darinnen, daß man mit Standhaftigkeit alles durchsetze, was man sich zu unternehmen waget:

aber

aber damit man allezeit standhaft seyn könne, muß man allezeit billig seyn. Der Senat hatte von Billigkeit kaum einen Begriff.

Es war gebräuchlich, daß jene, die sich um eine Amtsstelle bewarben, bey den Wahlcomitien in weißen Kleidern erschienen. Also traten die gemeinen Bürger auf, welche sich zum militarischen Zunftmeisteramte Hoffnung macheten. Aber der Pöbel ist also geartet, daß er ungestüm fodert, was man ihm versaget, und nicht zu behaupten weiß, was man ihm zugesteht. Man erwählte nur drey militarische Zunftmeister, und sie wurden alle aus dem Stande der Patrizier genommen. Vieleicht hatten die Zunftmeister nicht Ansehen genug bey der Versammlung, weil sie in Centurien gehalten wurde.

Drey Monate nach ihrem Antritte, legten die militarischen Zunftmeister ihr Amt nieder, unter dem Vorwande, es sey bey ihrer Erwählung etwas unregelmäßig hergegangen. Die Hoffnung, das Bürgermeisteramt wieder einzuführen, mochte wohl der Grund von dieser Bedenklichkeit gewesen seyn. Fürwahr, da die gemeinen Bürger, welche auf das militarische Zunftmeisteramt Anspruch macheten, nicht einig werden konnten, so gestatteten sie, lieber als einander nachzugeben, daß man Bürgermeister erwählen sollte, und es wurde zu dieser Wahl geschritten. Die Eifersucht, welche im zweyten Stande Zwietracht erregte, war die Ursache, daß

man

man noch einige Jahre vorbeygehen ließ, ohne militarische Zunftmeister zu erwählen.

Ungefähr seit siebenzehn Jahren hatte der Krieg und die bürgerliche Zwietracht die Bürgermeister verhindert, das Volk ordentlich aufzuzeichnen. Es waren seitdem viele Veränderungen in den Geschlechtern vorbeygegangen. Man wußte nicht mehr eigentlich, was für Abgaben man von den Bürgern verlangen könnte, noch wie groß die Anzahl derjenigen war, welche das Alter hatten, die Waffen zu tragen: mit einem Worte, man kannte die Kräfte der Republik nicht. In Betrachtung, daß die Bürgermeister allzuviel Geschäffte hatten, um die Aufzeichnung ordentlich zu besorgen, stellte der Senat zwo neue Gerichtspersonen auf, welche die Pflicht hatten, alle fünf Jahre das Volk aufzuzeichnen. Das Zinsmeisteramt hatte dann eine Verrichtung der Bürgermeister zu übernehmen.

Dieses Amt wurde nachmals die höchste Stufe der Ehren: es wurde sogar keinem andern als Consularen aufgetragen. Die Zinsmeister ernannten die Glieder des Senates. Sie verstießen daraus, wen sie für unwürdig schätzten, einen Sitz dabey zu haben. Sie nahmen den Rittern, die sie ihrer Würde entsetzen wollten, das Pferd und den Ring ab. Sie setzten einen Bürger von einer Klasse in eine andere herab: sie verwiesen ihn in die letzte Klasse: sie nahmen ihm sogar das Wahlrecht; mit einem Worte, sie

hatten auf den Stand eines jeden Privatmanns völlige Gewalt.

Vor ihnen übten die Bürgermeister, nach dem Beyspiele des S. Tullius, diese Gewalt unbeschränkt aus, ohne daß sie eine Rechenschaft zu geben hatten. Und eben also wurde sie auch von den Zinsmeistern ausgeübet. Um einige Senatore vom Senate auszuschließen, dorften sie zum Beyspiele nur ihre Namen weglassen, wenn sie das Verzeichniß der Senatore machten; und sie dorften nur neue Namen in dieses Verzeichniß eintragen, um neue Senatore an ihre Stelle zu bringen.

Die Zinsmeister sind also nicht bloß deßhalben eingesetzt worden, um ein Register der Namen und des Vermögens der Bürger zu halten. Man vermuthet zwar gemeiniglich, ihre Macht sey Anfangs beschränkt gewesen, und erst in der Folge allmählig angewachsen: vieleicht ist auch eine gute Zeit verstrichen, ehe sie ihre Macht im ganzen Umfange ausgeübt haben. Aber um sich zu überzeugen, daß sie gleich bey ihrer Einsetzung die Gewalt gehabt haben, den Senat nach ihrem Belieben zu öffnen oder zu schließen, und einen Bürger nach ihrem Gutdünken in eine geringere Klasse herabzusetzen; darf man nur bemerken, daß ihnen das Gesetz, welches von ihnen handelte, den Auftrag gab, kein Mitglied im Senate zu dulden, welches ihm zur Schande gereichen könnte, und auf die Sitten des ganzen Volkes ein wachsames Aug zu haben.

„Da

„ Da die Stärke der Republik „, wie Herr von Montesquieu saget, „ in der Mannszucht, „ in strengen Sitten, und in der beständigen „ Beobachtung gewisser Gebräuche bestand, so „ verbesserten die Zinsmeister die Misbräuche, „ welche das Gesetz nicht vorhergesehen hatte, „ oder welche die ordentliche Oberkeit nicht be„ strafen konnte. Es giebt böse Beyspiele, die „ schlimmer als Laster sind; mehr Staaten sind „ zu Grunde gegangen, weil man die Sitten, „ als weil man die Gesetze verletzet hat. Zu „ Rom wurde alles, was gefährliche Neuerun„ gen einführen, das Herz oder den Geist des „ Bürgers verändern, und, wenn ich diesen „ Ausdruck brauchen darf, seine ewige Dauer „ verhindern konnte, alle sowohl häusliche als „ öffentliche Unordnungen von den Zinsmeistern „ abgestellt „.

Dieß war die Absicht des Zinsmeisteramts. So lang es von den Bürgermeistern ist versehen worden, kannte man die Verrichtungen desselbigen nicht recht, weil sie es unmöglich mit genugsamer Sorgfalt verwalten konnten; und man wußte nicht eher, was für eine große Gewalt damit verknüpfet war, als nachdem man es eigenen Gerichtspersonen überlassen hatte. Der Senat selbst wurde nicht gewahr, wie viele Macht die Zinsmeister durch das Gesetz erhielten, welches er gegeben hatte. Obschon dieses hart zu begreifen ist, so ist es dennoch so wahr, daß kein Senator nach dem Zinsmeisteramte ehrgeizig

zig wurde, und sie schienen es nur deßhalben für sich zu behalten, weil sie gern allein im Besitze aller Gerichtsstellen gewesen wären. Die gemeinen Bürger hätten es, wie es scheint, nur begehren dörfen. Die Gelegenheit war günstig dazu; allein sie dachten nicht daran. Unterdessen, wenn sie auf die Worte des Gesetzes gemerkt hätten: probrum in senatn ne relinquant; so würden sie gesehen haben, daß sie als Zinsmeister die Richter des Senates seyn dörften, und daß sie das Recht hätten, alle diejenigen aus dieser Versammlung zu verjagen, wo es ihnen nicht zuträglich wäre, sie darinnen zu lassen.

IX. Kapitel.

Bis zur Einführung einer Löhnung für die Soldaten.

Die Zunftmeister waren itzt stiller, und die Republik schien ruhig zu seyn, als eine grosse Hungersnoth zu neuen Klagen zwischen beyden Ständen Gelegenheit gab: denn das Volk gab den Getreidmangel der Nachläßigkeit des Senats, und der Senat gab ihn der Trägheit des Volkes Schuld. Oft ließ man währender Mishälligkeiten den Ackerbau außer Acht. Ja, es ist hart zu begreifen, wovon die Römer gelebet haben, wenn man betrachtet, daß ihre Felder beständigen Verheerungen ausgesetzt waren, und daß sie lange Zeit her, nicht so sehr um ihre Feinde zu

bekriegen, als um sie aus ihrem Lande zu verjagen, die Waffen ergriffen.

Man nöthigte die Privatleute anzugeben, wie viel Korn sie im Vorrathe hatten, und man stellte Untersuchungen an, wo man einiges verborgen zu seyn vermuthete. Aber diese Untersuchungen, welche den Mangel nicht minderten, machten, daß man ihn für größer hielt, als er in der That war. Die Einbildung vergrößerte das Uebel so sehr, daß einige Bürger, die keine Rettung hoffeten, sich in die Tiber stürzten. Bey solchen Umständen kann die Regierung nicht behutsam genug zu Werke gehen: denn es ist weit härter, dem Mangel in der Einbildung, als dem wirklichen Mangel abzuhelfen.

L. Miducius, welcher vom Senate den Auftrag hatte, Getreid aus Toscana kommen zu lassen, konnte nur einen kleinen Vorrath dorther ziehen, weil es ein Ritter, Sp. Metius, beynahe ganz aufgekauft hatte. Er entdeckte sogar, daß Metius, welcher Getreid unentgeldlich austheilte, heimliche Versammlungen in seinem Hause hielt, und daß er das Volk durch seine Freygebigkeit zu verführen suchte. Die Zunftmeister, sagte man, ließen sich durch sein Geld bestechen, und traten seinen Absichten bey: er ließ eine Menge Waffen in sein Haus zusammenbringen: und man zweifelte nicht, daß er bedacht sey, die Oberherrschaft mit Gewalt an sich zu reißen.

Die Römer hatten dortmals nur sehr wenig gemünztes Geld noch. Ihr Geld war küpfern.

Die

Die Reichsten besaßen weiter nichts als Grundstücke; und folglich bestand ihr Reichthum mehr in Feldfrüchten, als im Gelde. Wie hätte dann ein bloßer Ritter im Stande seyn sollen, auf seine Kosten ein so großes Heer zu ernähren, daß man eine Staatsverändrung hätte befürchten müssen? Wo hätte er das Geld hergenommen, womit er die Zunftmeister bestochen, und beynahe alles Getreid in Toscana aufgekauft haben sollte?

Sey es nun, wie es will, so war doch diese Verschwörung der Wachsamkeit der Bürgermeister entgangen: und als der Senat sie darüber verwiesen hatte, so sagten sie, ihre Gewalt sey nicht groß genug, einen Bürger zu bestrafen, welcher an das Volk appelliren konnte, und der unfehlbar seiner Strafe entgehen würde, weil er von dem Pöbel angebethet wurde. Man ernannte L. Quintius Cincinnatus zum Dictator.

Nachdem Quintius in allen Gegenden der Stadt Wachen aufgestellt hatte, begab er sich auf den Platz, von seinen Gerichtsdienern begleitet, stieg auf seinen Gerichtsstuhl, und schickte Servilius Ahala, den Feldherrn der Reuterey, zu Metius, welchen er auffodern ließ, über sein Betragen Rechenschaft zu geben. Es mochte nun dieser Ritter strafbar gewesen seyn, oder erkannt haben, daß sein Untergang schon beschlossen sey; so weigerte er sich zu gehorchen, und rief das Volk um Hülfe an, welches die Gerichtsdiener zurücktrieb. Als er aber unter dem Gedränge

mit der Flucht sich zu retten suchte, durchstieß ihn Servilius mit seinem Degen.

Die Zunftmeister ereiferten sich wider diese Mordthat. Sie droheten, dem Servilius den Prozeß zu machen, sobald der Dictator seines Amts entlassen seyn würde. Sonderbar schrieen sie wider den Senat, welcher dergleichen Gewaltthätigkeiten gutzuheißen schien, und sie widersetzten sich der Bürgermeisterwahl. Man mußte, um sie zu besänftigen, militarische Zunftmeister ernennen. Aber keiner wurde aus dem Stande der gemeinen Bürger genommen.

Im folgenden Jahre kam das Gerücht aus, als hätten die Völker in Hetrurien sich zusammen verschworen, und wären im Begriffe, sich mit den Vejensern und Volsciern gegen die Römer zu vereinigen. Der Senat nahm dieses zum Vorwande, um M. Aemilius zum Dictator zu ernennen. Dieser Feldherr besiegte die Vejenser. Die übrigen Völker in Hetrurien hatten an keinen Krieg gedacht. Drey Jahre hernach wurde M. Aemilius zum zweytenmal als Dictator ernannt. Er erhielt über die Vejenser wieder den Sieg. Bey diesem Siege zeichnete sich Cornelius Cossus aus, welcher den Tolumnius König der Vejenser in der Schlacht getödtet hatte, und die Beute, die man Opima nannte, im Einzuge herumtrug. Er war der erste nach Romulus, dem diese Ehre widerfahren war.

Als man die Zinsmeister aufstellete, hatte man von der Gewalt, die man ihnen beylegte,

un:

unrichtig geurtheilet, und beschlossen, daß sie fünf Jahre lang ihr Amt verwalten sollten. Aemilius, welcher dem Fehler, den der Senat gemacht hatte, abhelfen wollte, machte den Vorschlag, die Dauer des Zinsmeisteramts auf achtzehn Monate einzuschränken, und es wurde durch ein Gesetz bestätiget. Ja, man traf noch verschiedene Vorkehrungen, um den Misbrauch zu verhindern, welcher aus der Macht der Zinsmeister hätte entstehen können.

So gern das Volk zu dieser Verordnung seinen Beyfall gab, eben so übel wurde sie von den Senatoren aufgenommen. Sie konnten es dem Dictator nicht verzeihen, daß er die Dauer einer Gerichtsstelle verkürzet hatte, die mit ihrem Stande verknüpfet war. Sonderbar ließen die Zinsmeister C. Furius und M. Geganius ihren Unwillen ausbrechen. Sie schlossen Aemilius vom Senate aus, verbannten ihn aus seiner Klasse, setzten ihn in die letzte herab, und legten ihm eine Steuer auf, die achtmal stärker war, als jene, die er bis dahin bezahlet hatte. Dieses Zinsmeisteramt war erst das zweyte. Man kann daraus schließen, wie viele Gewalt die Zinsmeister gleich bey ihrer Einsetzung gehabt haben.

Das Volk würde sich an C. Furius und M. Geganius vergriffen haben, wenn nicht Aemilius so großmüthig gewesen wäre, dasselbe zurückzuhalten: aber die Zunftmeister bedienten sich dieser Gelegenheit, wider die Zinsmeister und wider den Senat, der sie aufgestellt hatte, loszu-

brechen. Sie gaben dem Volke zu verstehen, daß es durch die schimpfliche Mishandlung, die man dem Mamercus Aemilius anthat, weil er ein Gesetz zu Stande gebracht hatte, wodurch die öffentliche Freyheit gesichert war, sich selbst für beleidiget halten müsse.

Gleichwohl schrieen sie nur deßhalben so laut, weil sie verhindern wollten, daß man Bürgermeister erwählte. Ihre Absicht gelung ihnen. Die Republik wurde zwey Jahre nach einander von militarischen Zunftmeistern regieret. Aber kein gemeiner Bürger erhielt diese Gerichtsstelle. Die Zunftmeister warfen dem Volke vor, daß es eben so undankbar gegen sie, als kriechend gegen die Großen sey, und sie erlaubten, für das folgende Jahr Bürgermeister zu erwählen.

Die Aequier und Volscier fiengen dortmals den Krieg wieder an. Nachdem beyde Bürgermeister geschlagen worden waren, befahl ihnen der Senat, einen Dictator zu ernennen. Sie weigerten sich, entweder weil sie unter keinem Gebiether stehen wollten, oder weil sie es für schimpflich hielten, wenn ein anderer, als sie, den Schaden, den sie erlitten, wieder gutmachen sollte. Um sie zum Gehorsame zu zwingen, nahm der Senat zu den Zunftmeistern seine Zuflucht, welche die angebothene Gelegenheit mit Vergnügen ergriffen, und den Bürgermeistern droheten, sie wollten sie ins Gefängniß werfen lassen, wenn sie sich noch weigerten, einen Dictator zu ernennen. Die Bürgermeister gehorchten. Aber da sie der

Senat

Senat vor die Gerichtsbarkeit des Volkes brachte, hatte er die Bürgermeister und sich selbst verächtlich gemacht.

Der Dictator besiegte die Feinde, schlug sie aus dem Felde, kam nach Rom zurück, und hielt einen Triumph. Dieses war, seit der Eroberung der Stadt Antium, das ist, bey nahe seit vierzig Jahren, der ganze Vortheil, welchen die Römer nach jedem Feldzuge davontrugen. Man behauptet, die Republik habe die Ehre des Triumphes nur alsdann verstattet, wann die Feinde fünf tausend Männer auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten. Aber wenn diese Vorschrift genau beobachtet worden wäre, so würden die zahlreichen Triumphe der Bürgermeister die Aequier und Volscier aufgerieben haben, und solche Siege würden den Römern theuer zu stehen gekommen seyn. Wenn man noch dazu rechnet, was auf beyden Seiten in jenen Schlachten zurückblieb, nach welchen man keinen Triumph hielt, so wird man hart begreifen, daß Städte sollen stark bevölkert gewesen seyn, welche, wie es scheint, nur zu Felde zogen, um einander aufzureiben, und die oftmals von Hunger und Pest verheeret wurden. Die Geschichte aller dieser Kriege ist zum wenigsten überaus dunkel.

Etliche Jahre nach diesem letzten Dictatoramte wurde die Ruhe, welche die Republik von innen und von außen genoß, durch eine Seuche gestöret, die sehr viel Menschen und Vieh dahinraffte. Da sich das Volk auf allerley aber-

gläubische Gebräuche verlegte, verboth der Senat zum erstenmal allen fremden Götterdienst, und jede gottesdienstliche Ceremonie, welche von den Gesetzen nicht gutgeheißen war.

Als die Seuche nachließ, fieng der Krieg wieder an. Militarische Zunftmeister waren die Heersführer. Sie wurden geschlagen, und man machte den Vorschlag, einen Dictator zu ernennen. Aber man wußte nicht, wie man es anfangen sollte.

Ein langer Gebrauch wird zum Gesetze. Es schien daher, daß die Bürgermeister allein den Dictator ernennen konnten, weil sie ihn bisher allezeit ernannt hatten; und gleichwohl waren dort keine Bürgermeister. Diese Schwierigkeit gab dem Senate zu schaffen. Er hätte sie selbst heben können: aber ohne Zweifel um aller Bedenklichkeit vorzubauen, wollte er, daß sie von den Zeichendeutern gehoben werden sollte. Diese thaten die Erklärung, weil ein militarischer Zunftmeister die Macht eines Bürgermeisters hätte, so könnte er auch den Dictator ernennen. Die Wahl fiel auf Mamercus Aemilius. Er erfocht einen Sieg, und legte das Dictatoramt wieder nieder, nachdem er es sechszehn Tage verwaltet hatte. Er siegte auf gewisse Art auch über die Zinsmeister, die seinen Ruhm hatten beflecken wollen.

In den zwey folgenden Jahren hatte die Republik wieder militarische Zunftmeister, die lauter Senatore waren. Die Zunftmeister des

Volkes schienen destomehr darüber erbittert, weil es nicht so schändlich für sie gewesen wäre, durch das Gesetz von dieser Würde ausgeschlossen zu seyn, als immer verworfen zu werden, gleich als ob sie unfähig wären, dieselbe zu bekleiden. Sie droheten den gemeinen Bürgern, sie der Tyranney des Senates Preis zu geben: sie versprachen ihnen Felder, so bald sie an das Ruder der Regierung kommen würden: mit einem Worte, sie versuchten alles, um die Stimmen für sich zu erwerben. Der Senat, welcher wahrzunehmen glaubte, daß das Volk geneigt war, sie zu begünstigen, brauchte den Vorwand eines Krieges wider die Volscier, um die vornehmsten gemeinen Bürger, jene sonderbar, die bey den Comitien den größten Einfluß hatten, aus Rom hinauszulocken, und in ihrer Abwesenheit ließ er die Wahl der Bürgermeister vornehmen. Dieser kleine Kunstgriff, welcher dem Senate gelung, entdeckte seine Schwäche, und war von guter Vordeutung für die vornehmsten Bürger aus dem zweyten Stande. Der Krieg war kurz, wie alle andere. Es wurde nur eine Schlacht geliefert, welcherdie Nacht ein Ende machte; und der Verlurst war so groß auf beyden Seiten, daß jedes Kriegsheer sein Lager verließ, weil sich jedes für besieget hielt. Die Bürgermeister wurden von den Zunftmeistern vor das Volk berufen, und mußten sich wegen ihrer Niederlage rechtfertigen.

Zwey Jahre darauf entstand ein neuer Streit zwischen den zweenen Ständen, als man die Wahl

zwoer neuer Gerichtspersonen im Vorschlage hatte.

Publius Valerius Publicola hatte den Gemeinschatz in den Tempel des Saturnus bringen lassen, und von derselben Zeit an waren zween Senatore, welche Rentmeister betitelt wurden, von dem Volke aufgestellt, um diesen Schatz zu verwahren. Sie nahmen die Steuern ein: sie besorgten im Namen des Volkes die öffentlichen Ausgaben, und führten die Bothschafter auf, weil die Römer die Abgesandten freundschaftlicher Mächte frey hielten.

Da diese zween Rentmeister Rom niemals verließen, so machten die Bürgermeister, die dortmals im Amte waren, den Vorschlag, zween andere zu ernennen, welche mit den Heersführern zu Felde ziehen, die Versorgung der Heere auf sich nehmen, und die von den Feinden erfochtene Beute berechnen sollten.

Der Senat und das Volk fielen willig diesem Vorschlage bey. Aber die Zunftmeister, welche diese Ehrenstelle nicht von sich lassen wollten, verlangten, daß unter den vier Rentmeistern nothwendig zween aus dem Stande der gemeinen Bürger genommen werden sollten. Der Senat gab es zu, daß die gemeinen Bürger auf das Rentmeisteramt Anspruch machen könnten: allein er wollte nicht gestatten, daß es das Gesetz zu einer Nothwendigkeit machen sollte, ihnen dieses Amt zu geben, und er behauptete, das Volk sollte in diesem Punkte vollkommen frey seyn, und die vier Rentmeisterstellen an vier Patrizier, wie an vier

gemeine Bürger vergeben können. Er machte sich Rechnung, daß es mit dieser Amtsstelle, wie mit dem militarischen Zunftmeisteramte, zugehen würde. Beyde Parteyen betrieben ihre Fodrungen mit vieler Hitze, und ihr Eigensinn, da keine nachgeben wollte, ließ in der Republik eine Art von Anarchie besorgen. Der Senat hatte zur Erwählung militarischer Zunftmeister für das folgende Jahr eingewilliget, und in dieser Betrachtung ließen es die Zunftmeister bey dem Vorschlage des Senates bewenden. Aber die gemeinen Bürger erhielten weder das militarische Zunftmeisteramt, noch die Rentmeisterstelle.

Die Vornehmsten von diesem Stande waren beschämet, daß die Senatore bey allen Wahlen den Vorzug erhielten: sie wiederholten ihre Klagen und ihre Drohungen gegen das Volk, und wiederholten sie vergeblich noch sechs Jahre lang, wo man fortfuhr militarische Zunftmeister zu erwählen. Mitten unter diesen Mishäligkeiten beschlossen Metilius, und Mecilius, von denen jener das drittemal, und dieser das viertemal Zunftmeister war, zum wenigsten diese Stelle beständig zu behalten, und verlangten, daß das agrarische Gesetz zur Erfüllung gebracht werden sollte. Dieses war das letzte Mittel der Zunftmeister, wann sie die Gunst des Volkes zu ihrer Beförderung gewinnen wollten.

Beynahe vor achtzig Jahren war schon das agrarische Gesetz von Sp. Cassius zum erstenmal auf die Bahn gebracht worden. Wenn es

schon

schon dortmals Schwierigkeiten litt, so mußte es itzt durch die Verändrungen, die an dem Vermögen der Bürger vorbeygegangen waren, noch weit größere leiden. Man konnte unmöglich mehr die Gränzen bestimmen, wodurch die Felder, die man mit Rechte erworben hatte, von den Feldern, die zum Gemeingute gehörten, unterschieden waren; und wenn man es auch gekonnt hätte, so würden sich die reichen gemeinen Bürger dieser Untersuchung eben so nachdrücklich, als die Senatore selbst, widersetzet haben. Mir scheint es also, daß die Zunftmeister sehr verlegen gewesen seyn würden, wenn sie der Senat hätte fortmachen lassen.

Es mochten nun die Senatore entweder die Unordnungen haben verhüten wollen, die aus dieser Untersuchung entstanden wären, oder sie mochten für die Felder, die sie sich zugeeignet hatten, besorgt gewesen seyn; so verließen sie sich doch auf die Unmöglichkeit dieser Unternehmung nicht, und zogen sechs Zunftmeister, die sich den übrigen widersetzten, auf ihre Seite. Sie hätten es dabey bewenden lassen sollen. War es anständig, daß der Senat die Republik unter den Schutz der zunftmeisterlichen Macht gab, und die gutgesinnten Zunftmeister, wie er sie nannte, gegen die übelgesinnten Zunftmeister, wie er sagte, zu Hülfe rief? Gleichwohl hat er dieses gethan.

Das Verständniß zwischen dem Senate und einigen Zunftmeistern konnte nicht lange dauren. Währendes Krieges gegen die Volscier hatte der

mili-

militarische Zunftmeister Publius Posthumius, als er die Stadt Vola belagerte, alle Beute den Soldaten verheißen; und nach ihrer Eroberung ließ er die Beute zum Nutzen des Gemeinschatzes verkaufen. Die Soldaten wurden dadurch desto mehr aufgebracht, weil sie ihm schon wegen seiner Härte, und noch mehr um seines Stolzes willen, abgeneigt waren.

Die Zunftmeister lärmeten bey dieser Gelegenheit wider den militarischen Zunftmeister und wider den Senat; denn diese Versammlung war in ihren Augen strafbar für alles, was irgend eines von ihren Gliedern verbrochen haben mochte. Posthumius kam nach Rom, um ihren Unternehmungen sich zu widersetzen. Er war in der Versammlung des Volkes mit allen Senatoren zugegen, als der Zunftmeister Sextius die Vorstellung that, man habe die Eroberung von Vola dem Heldenmuthe der Soldaten dieses Feldherrn zu verdanken, und Sextius verlangte, man sollte ihnen das Gebieth derselben Stadt Preis geben, um sie für die Beute schadlos zu halten, die man ihnen entwendet hätte. Dieser Vortrag, den man mit Beyfalle aufnahm, fachte den Zorn des Posthumius an. Er vergaß sich so sehr, daß er in Schimpfungen ausbrach, und von seinen Soldaten in einem drohenden und verächtlichen Tone sprach, der das ganze Volk beleidigte, und dem Senate selbst ärgerlich auffiel. Da sehet ihr, rief Sextius dem Volk entgegen, was für Gesinnungen die Patrizier gegen euch haben;

und gleichwohl ziehet ihr eben diese grausamen und stolzen Patrizier in der Austheilung der Amtsstellen den Bürgern vor, die eure Rechte vertheidigen!

Man erfuhr bald bey dem Heere, was auf dem Platze zu Rom vorbeygegangen war. Die Soldaten ärgerten sich über die Reden ihres Feldherrn, und waren zu einem Aufstande rüstig, als Posthumius, der in das Lager zurückkam, sie vollends zur Empörung brachte. Er wurde von seinen Soldaten ermordet.

Obschon Posthumius verhaßt war, so schien doch den Soldaten selbsten ihre begangene That abscheulich; und das Volk, sowohl als der Senat, verlangte, daß man die Verbrecher vor Gericht bringen, und zu einer exemplarischen Strafe ziehen sollte. Diese Begebenheit stellte die Mishälligkeiten zwischen den zweenen Ständen eine Zeit lang ein. Die Zunftmeister getrauten sich so gar nicht auf die Fortsetzung des militarischen Zunftmeisteramtes zu dringen: man erwählte Bürgermeister: und die Soldaten, die ihr Verbrechen bereueten, lieferten die Strafbaresten aus. Diese Elenden brachten sich selber ums Leben.

Aus den Gesinnungen, welche das Volk bey dieser Gelegenheit an den Tag legte, sieht man, daß es von Natur geneigt war sich zu unterwerfen. Der Senat hätte regieret, ohne einen Widerstand zu finden, wenn er fähig gewesen wäre, Mäßigung zu brauchen. Er hätte

zum

zum wenigsten das umliegende Gebieth von Vola bewilligen sollen. Aber er hatte zum Grundsatze, das Volk darben zu lassen, und dieser Grundsatz, von dem er nicht abgieng, wurde mit der Zeit die Ursache seines Untergangs. Die Zunftmeister sagten immer, es werde mit den Feldern von Vola, wie mit den übrigen eroberten Feldern zugehen; und es wären neue Unordnungen entstanden, wenn nicht der Krieg, eine Hungersnoth, und eine Pest ihre Klagen auf andere Gegenstände gelenket hätten. Da in solchen Umständen das Ansehen des Senates weniger Widerstand erfuhr, so wurde die Republik fünf Jahre nach einander von Bürgermeistern regieret. Aber unter dem letzten Jahre dieser Bürgermeister lebten die Mishälligkeiten im Frieden und Ueberfluße wieder auf.

Den Zunftmeistern war daran gelegen, dem Volke darzuthun, daß es das Joch des Senates nicht von sich werfen, und die Theilung der eroberten Felder nicht erhalten würde, wenn es immer darauf beharrete, den gemeinen Bürgern, die nach den vornehmsten Amtsstellen trachteten, seine Wahlstimmen zu versagen. Das war die Wahrheit, und es war auch der Gegenstand aller ihrer Anreden. Aber nicht so gegründet war die Hoffnung, die sie den gemeinen Bürgern gaben, von den ersten Gerichtspersonen alles zu erhalten, sobald man sie in ihr Mittel aufgenommen hätte. Denn außer den Beschwernissen, welche die Vollstreckung des agrarischen Gesetzes

verhinderten, konnte man leicht vorausſehen, daß die Zunftmeiſter, welche Senatore wären, wenn ſie militariſche Zunftmeiſter oder Bürgermeiſter würden, jenen Geiſt verloren hätten, den ſie als Zunftmeiſter des Volkes gehabt haben.

Die Schlüſſe der Zunftmeiſter waren alſo nur Fallſtricke; gleichwohl ließ ſich das Volk darrinnen fangen. Es wurde von den erſten betrogen, die es erhoben hatte, und es erhub wieder andere, von denen es auch betrogen wurde. Das Schickſal des Volkes blieb dann das alte, und eben weil es das alte blieb, erhielten die vornehmſten gemeinen Bürger allmählig alle Gerichtsſtellen.

Es waren dortmals im Zunftmeiſteramte drey Bürger aus einem Geſchlechte, in welchem der Haß gegen den Senat erblich war, wie es der Haß gegen die gemeinen Bürger in dem Hauſe der Claudius geweſen iſt. Dieſe waren eigentlich die Claudius unter dem Volke. Sie nannten ſich Spurius, Cajus, und Lucius Icilius.

Dieſe drey Zunftmeiſter verlangten, daß die Wahl der Rentmeiſter in den Zunftcomitien vorgenommen werden ſollte; und da ſie es durch ihr Anſehen dahin brachten, ſo war es leicht, die Wahlſtimmen auf gemeine Bürger zu lenken. Unter allen Senatoren, die nach dieſer Würde trachteten, war Cäſo Fabius Ambuſtus der einzige, der ſie erhielt. Die drey übrigen Rentmeiſter wurden aus dem zweyten Stande genommen.

Die-

Die Jcilius hatten dem Volke den Weg zu den Ehren gebahnet: dieser Triumph brachte sie auf den Gedanken, sich selbst um die erste Gerichtsstelle zu bewerben. Sie verlangten zu diesem Ende, daß man auf das folgende Jahr militarische Zunftmeister erwählen sollte. Allein sie erhielten die Einwilligung des Senates nur dadurch, weil sie die ihrige zu einem Gesetze gaben, dessen Jnhalt war, daß die gemeinen Bürger in dem Jahre, wo sie Zunftmeister des Volkes wären, auf das militarische Zunftmeisteramt keinen Anspruch machen könnten. Da sie also von dieser Gerichtsstelle ausgeschlossen waren, bewarben sie sich für andere gemeine Bürger nicht, und die Senatore, die sich darum meldeten, erhielten alle Wahlstimmen.

Die Kriege, welche von Seite der Feinde niemals etwas anders waren, als Einfälle auf die Felder der Römer, und von denen ich aus dieser Ursache nur so viel melde, als sie auf die innerlichen Unruhen einen Einfluß haben; die Kriege, sage ich, währeten immerfort, und man hatte die Volscier und Aequier abzutreiben. Der Senat, welcher wahrscheinlicher Weise befürchtete, daß unter den militarischen Zunftmeistern nicht Eintracht genug herrschen möchte, befahl ihnen, einen Dictator zu ernennen. Zweene fanden sich durch diesen Befehl beleidiget, und setzten sich dawider, woraus eine Mishälligkeit entstand, welche den Senat entzweyte. Um sie zu heben, verfiel die Versammlung in jenen Fehler,

den sie schon einmal begangen hatte: sie rief die Macht der Zunftmeister um Hülfe. Die Zunftmeister gaben zur Antwort, es sey schändlich für die Senatore, daß sie sich vor gemeinen Bürgern demüthigen müßten, und sie setzten noch bey, wenn jemals die Würden unter beyden Ständen gleich ausgetheilt, und die vollkommene Gleichheit unter allen Bürgern eingeführt seyn würde, so wollten sie gewiß den Befehlen des Senates Ehrfurcht zu verschaffen wissen. Also behaupteten sie sogar durch ihre Verweigerung ein Recht, das sie niemals angesprochen haben würden, wenn man es ihnen nicht angebothen hätte. Unterdessen drohten die Feinde schon über die Gränzen einzufallen. Alsdann ernannte einer der militarischen Zunftmeister, unerachtet seine Amtsgenossen sich widersetzten, einen Dictator, welcher die Volscier auf das Haupt schlug. Dieser Feldzug war, wie alle übrige, in wenigen Tagen geendiget.

Als es Zeit war, zur Wahl der höchsten Gerichtspersonen die Comitien zu halten, ließen die militarischen Zunftmeister, welche sich an dem Senate rächen wollten, wieder militarische Zunftmeister erwählen. Aber alle wurden auch vom Stande der Patrizier genommen, weil man jene Senatore, die bey dem Volke zum meisten beliebt waren, in den Vorschlag brachte. Im folgenden Jahre erreichte man mit eben dieser Vorsorge die nämliche Absicht.

Der Senat wollte dortmals die Vejenser bekriegen. Die Zunftmeister widersetzten sich und sagten:

sagten: die Republik habe nicht Kräfte genug, um den Vejensern und Volsciern zugleich Widerstand zu thun; es sey nicht vernünftig, sich neue Feinde auf den Hals zu ziehen, da man mit genauer Noth jenen gewachsen sey, die man schon hatte; und überdas seyn die Kriege nur ein Vorwand, um die gemeinen Büeger, die auf die ersten Gerichtsstellen Anspruch machen könnten, von Rom zu entfernen. Der Senat, welcher nicht allezeit, so oft er Soldaten auszuheben befahl, von den Zunftmeistern abhangen wollte, entschloß sich, in Zukunft Truppen in seiner Löhnung zu halten.

Bisher waren alle Bürger auf ihre Kosten zu Felde gezogen. Deßhalben waren ihre Feldzüge nur Ausfälle, welche sich gemeiniglich durch eine Schlacht endigten, und nur wenige Tage währten. Man mußte die Waffen beynahe sobald von sich legen, als man sie ergriffen hatte, und die Früchte eines Sieges fahren lassen, um den Pflug wieder zu ergreifen. Sonst wären die Felder der armen gemeinen Bürger brach geworden, weil sie keine Sklaven zum anbauen hatten. Dieser Gebrauch war dann eben so schädlich für das Volk, als für das Wachsthum der Republik.

Der Senat befahl, daß in Zukunft die Soldaten, welche zu Fuße dienten, aus dem Gemeinschatze bezahlt werden sollten, und um die Bezahlung der Soldaten zu erholen, sollte man eine Steuer bezahlen, wovon Niemand ausgenommen war.

Das Volk, welches diesen Rathsschluß nicht verlanget hatte, schien nur destomehr dankbar dafür. Es nahm die Verordnung des Senates für Großmuth an, und bestätigte sie durch ein Plebiscitum.

Die Zunftmeister machten die Vorstellung, diese Löhnung, welche Gelegenheit zu einer neuen Steuer gab, werde nur von dem Volke bezahlt; folglich sey die Großmuth des Senates ein bloßer Fallstrick; und er gebe nur, was ihm nicht angehöre, damit er nicht zurückgeben dörfte, was er mit Unrechte genommen hatte. Alle ihre Einwendungen waren vergeblich: denn bey dieser Gelegenheit konnten sie die Armen nicht auf ihre Seite bringen. Ueberdas hatten sich die Senatore, nach Verhältniß ihres Vermögens, eine Steuer aufgelegt, und führten zur Schaue ganze Wagen in den Gemeinschatz, welche mit wenig Geld und vielem Kupfer beladen waren. Die reichen Patrizier folgten diesem Beyspiele, und giengen damit ihren Clienten vor: und bald bezahlte Jedermann, weil viele schon bezahlet hatten. Von demselben Tage an konnte sich der Senat versprechen, zum wenigsten unter den armen Bürgern, die von der Löhnung leben wollten, allezeit Soldaten zu finden. Er konnte durch große Unternehmungen die Mishälligkeiten, die auf dem öffentlichen Platze entstanden, in die Länge hinausziehen; und die Zunftmeister, welche die Aushebung der Soldaten nicht mehr zu verhindern ver-

moch-

mochten, mußten in Zukunft weniger im Stande seyn, dem Senate Gesetze vorzuschreiben.

X. Kapitel.

Bis zur Eroberung von Vejos.

Die Volsciер, die schon so oft geschlagen worden waren, wagten es nicht mehr, sich vor den Legionen blicken zu lassen, und man hatte ihre Felder ohne Widerstand verheeret. In diesen Umständen kündigte der Senat den Vejensern den Krieg an, und entschloß sich ihre Hauptstadt zu belagern.

Vejos war eben so groß und eben so bevölkert als Rom, und stand im Verbindnisse mit den übrigen Städten in Hetrurien. Aber seit einiger Zeit war sie davon ausgeschlossen, und die Hetrurier schienen nicht Willens zu seyn, dieser Stadt Beystand zu leisten. Unterdessen wäre eine förmliche Belagerung ein großes Unternehmen für die Römer gewesen, welche bisher Städte nur durch Hinterlist oder im Sturme eingenommen hatten. Ihr künstlichster Handgriff von dieser Gattung war eine Art von allgemeinem Sturme, welchen sie Krone nannten, weil sie eine Festung, nachdem sie dieselbe umrungen hatten, von allen Seiten zugleich angriffen, die Achtsamkeit und Macht der Belagerten nur zu vertheilen suchten, und all ihre Mühe anwandten, um von jener Seite, wo sie den geringsten Widerstand fanden, sich eine Oeffnung zu

machen. Wenn dieser Anlauf nicht von Statten gieng, zogen sie sich zurück. Zu denselben Zeiten war eine Stadt, die einem ersten Sturme widerstehen konnte, auf gewisse Art eine unüberwindliche Festung.

Ganz anders war die Beschaffenheit, als die Römer besoldete Truppen hatten. Wenn zuvor die Kriege immer unterbrochen und immer erneuert wurden, so konnten sie nachmals, wann sie angefangen waren, unausgesetzt fortgetrieben werden. Ein Sieg war für sie nicht mehr das Ende des Feldzuges; sondern er bahnte ihnen den Weg zu andern Eroberungen. Sie ließen sich vor einer Stadt nieder, wiederholten ihre Angriffe, lerneten eine Belagerung ausführen; und da keine Stadt so sehr befestiget war, daß sie hätte langen Widerstand thun können, so war keine, die sie nicht zu erobern vermochten. Da sie beständig unter Waffen waren, kann man sich einbilden, wie viele Vortheile sie über Völker hatten, die nur von Zeit zu Zeit die Waffen ergriffen. Es läßt sich also voraus sehen, daß ihre Nachbarn unterliegen mußten, und daß Rom seine Gränzen, die sich nur erst auf etliche Meilen erstreckten, erweitern wird.

Obschon man nach dem Gesetze, wodurch die militarischen Zunftmeister eingesetzt waren, hätte sechs erwählen können, so sind doch niemals mehr als vier, und zuweilen auch nur drey gewesen. Für das Jahr, wo man die Belagerung

von Vejos beschloß, wurden sechs ernannt. In der Folge sind niemals weniger geworden.

Man hatte diese Belagerung zu Ende des ersten Feldzugs aufgehoben. Man hub sie auch noch nach der zweyten auf, unter welcher der Angriff nicht stark betrieben wurde, weil man gezwungen war, einen Theil der Truppen gegen die Volscier ausrücken zu lassen. Aber bey dem dritten Feldzuge, wo man bis auf acht militarische Zunftmeister erwählet hatte, fieng man die Belagerung wieder an, mit dem Entschlusse, sie nicht mehr auszusetzen. Die Römer schlossen alle Zugänge zu dieser Stadt ein. Sie führten Wälle von einer Entfernung zur andern auf, und ließen weder Truppen noch Mundvorrath hineingehen.

Ein Kriegsheer, welches den Winter unter den Gezelten zubringen mußte, war ohne Beyspiel gewesen. Die Zunftmeister nahmen auch Anlaß wider diese ungewöhnliche Neuerung zu lärmen. Sie sprachen davon, wie von einer Verschwörung wider die Freyheit, und versicherten, daß der Senat keine andere Absicht habe, als die Partey des Volkes zu schwächen, da er ihr die Stimmen der Soldaten entzog: es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr Argwahn nicht ganz ohne Grund gewesen ist. Unterdessen waren in dieser Sache die Angelegenheiten des Senates mit den Angelegenheiten der Republik verknüpfet: man dorfte die Belagerung nicht unterbrechen, oder

man mußte den Anschlag aufgeben, Vejos zu erobern

Die Zunftmeister fiengen heftig zu lärmen an, als man zu Rom erfuhr, daß die Vejenser die Belagerer überfallen, und beynahe alle ihre Schanzen zu Grunde gerichtet hatten. Dieser Verlurst hätte, wie es scheint, dem Senate neuen Schaden thun sollen, weil er ihn von Seite der Zunftmeister neuen Vorwürfen aussetzte. Gleichwohl brachte er eine ganz andere Wirkung hervor. Die Ritter hatten diese Veränderung in den Gemüthern veranlasset. Da sie dem Senate angebothen hatten, sich auf ihre Kosten auszurüsten, erwarben sie sich durch diese Großmuth Lobsprüche, wodurch in allen Bürgern der nämliche Eifer erwecket wurde. Die gemeinen Bürger bestrebten sich um die Wette, die Stelle der Soldaten zu ersetzen, die erlegt worden waren: alle schwuren, daß sie nicht zurückkehren wolten, ehe die Stadt erobert wäre; und eine große Menge beeiferte sich, als Freywillige das Kriegsheer zu verstärken. Der Senat war besorget, diesen Trieb durch öffentliche Zeichen seiner Dankbarkeit zu unterhalten. Er setzte in diesem Jahre eine Löhnung für die Reuterey aus.

Die Zunftmeister konnten dem Schwärmgeiste nicht mehr Einhalt thun, mit welchem das ganze Volk diesen Krieg unterstützte, und sie sahen nicht ohne Unruhe, was für Vortheile für den Senat daraus entstehen würden: als ein neues Unglück, welches größer als das vorige war,

ihnen

ihnen einen Vorwand an die Hand both, dem Senate die gehäßigsten Absichten beyzumessen.

Die zween militarischen Zunftmeister, L. Virginius und M. Sergius, die bey dieser Belagerung Befehlshaberstelle hatten, führten ihre Unternehmungen aus Neid und Zwietracht, ohne sich zu vereinigen, aus; und da sich ein jeder in seinem Lager hielt, wollten sie sogar einander nicht Beystand leisten. Die Capenater and Falisciер machten sich diese Mishälligkeit zu Nutzen. Weil sie Nachbarn von den Vejensern waren, und weil ihnen folglich an ihrer Erhaltung gelegen war, ergriffen sie heimlich die Waffen, fielen auf einmal über Sergins her, welcher zugleich von den Belagerten angegriffen wurde; und sie brachten sein Kriegsheer zum Weichen. Virginius, der diese Niederlage mit ansah, hielt sich zu gut, Beystand zu leisten, weil man keinen von ihm verlangte, und Sergius, welcher lieber das Leben verloren, als Beystand von seinem Amtsgehülfen verlanget hätte, kam mit den Ueberbleibseln seines Heeres nach Rom zurück. Um sich zu rechtfertigen, klagte er den Virginius an. Der Senat schickte diesem einen Befehl zu, über sein Verhalten Rechenschaft abzulegen. Beyde waren strafbar: aber weil sie beyde unter den Senatoren Freunde und Feinde hatten, scheint es, man habe sie beyde zugleich strafen und retten wollen, und es gab um ihrentwegen heftige Wortstreite. Der Senat, welcher die Entscheidung dieses Handels einstellen zu

können glaubte, befahl, daß sich die militarischen Zunftmeister desselben Jahres ihres Amts begeben sollten, und man sollte zu der Wahl ihrer Nachfolger schreiten, obschon die Zeit der Comitien noch nicht angekommen war.

Kaum hatten Virginius und Sergius Folge geleistet, so wurden sie vor dem Volke angeklagt; die Zunftmeister ergriffen diese Gelegenheit, ihren Verdacht einer heimlichen Verschwörung wider die gemeinen Bürger, den sie hatten oder zu haben sich anstellten, zu bestätigen. Nach ihrer Aussage hatten im vorigen Jahre die Feldherren alle Schanzen zu Grunde richten lassen, weil der Senat eines Vorwands bedorfte, um den Krieg zu verlängern; und wenn kurz zuvor Virginius die Niederlage des Sergius angesehen hatte, ohne ihm zu Hülfe zu kommen, so war es eine verabredete Sache zwischen den Senatoren, um die Partey des Volkes durch die Niederlage der Legionen zu schwächen. Mit einem Worte, sie behaupteten, die Staatslist heiße die Senatore ausrotten, um herrschen zu können. Folglich trieben sie das Volk an, Virginius und Sergius zu bestrafen, und warneten es sonderbar, das militarische Zunftmeisteramt in Zukunft lauter gemeinen Bürgern zu vertrauen, wobey sie versicherten, das Volk müsse zu seiner Sicherheit den Senatoren alle Gewalt zu befehlen benehmen. Virginius und Sergius wurden zu einer Geldstrafe verdammet.

Die

Die Republik hatte dortmals drey Kriege zu führen: denn die Volscier hatten die Waffen wieder ergriffen, und die Capenater hatten sie niemals abgelegt. Die Zunftmeister machten sich diesen Umstand zu Nutzen, weil sie sahen, daß der Senat bemüßiget war, eine größere Anzahl Truppen zu unterhalten, widersetzten sie sich der Steuerfoderung, die man gemacht hatte, um ihnen die Löhnung zu bezahlen.

Die Soldaten, die nicht bezahlet wurden, fiengen zu murren an: ja man besorgte einen Aufstand, als ein gemeiner Bürger, P. Licinius Calvus, zum militarischen Zunftmeisteramt erhoben wurde. Die Zunftmeister brüsteten sich mit diesem Triumphe, und huben ihr Verboth auf: der Senat erhielt bald so viel Geld, als er vonnöthen hatte. L. Calvus, obschon ein gemeiner Bürger, war dennoch ein Senator.

Dieser erste Schritt machte dem Volke bessern Muth, und im folgenden Jahre schien es sich ganz nach den Absichten seiner Zunftmeister zu richten. Von sechs militarischen Zunftmeistern wurden fünf aus den gemeinen Bürgern genommen. Die Patrizier fiengen an zu befürchten, daß sie von diesem Amte ganz ausgeschlossen werden möchten.

Unter diesem militarischen Zunftmeisteramte wurde durch eine ansteckende Seuche, welche Thiere von allen Gattungen hinwegnahm, eine allgemeine Bestürzung verbreitet. Die Zweenmänner zogen auf Befehl des Senates die Bücher der

Sybil-

Sybillen zu Rathe; und auf die Antwort, die sie brachten, wurde zum erstenmal ein Lectisternium verordnet. Diese Ceremonie bestand darinnen, daß man Apollo, Latona, Diana, Herkules, Merkur, Neptun, und Jupiter auf drey prächtige Bette legte. Acht Tage lang stellte man diesen Göttern herrliche Mahlzeiten auf. Die Stadtthore waren geöffnet. Man schenkte den Gefangenen die Freyheit, und jeder Bürger war beeifert, alle, die zu ihm kamen, Bürger und Fremde, Freunde und Feinde, an seine Tafel zu laden.

Also wollte das Volk diese Plage von sich abwenden. Die Senatore, welche keine Gelegenheit außer Acht ließen, den Aberglauben nach ihren Absichten anzuwenden, sagten öffentlich, man dörfe sich nicht wundern, wenn die Götter erzörnet wären, weil man die Regierung der Republik Männern vertrauet hatte, welche ihre Herkunft von dem Priesterthume ausschloß. Das Volk, welches in bedrangten Zeiten immer leichtgläubiger wird, versagte seine Stimme den gemeinen Bürgern, die für das folgende Jahr um das militarische Zunftmeisteramt warben.

Vejos war immer noch eingeschlossen, aber man kam mit der Belagerung nicht weiter; und weil die Römer von dieser Unternehmung einzig eingenommen waren, glaubten sie in allem, was ihnen begegnete, das Zeichen eines guten oder bösen Ausschlags zu sehen. Also waren die Gemüther gestimmet, als der albanische See außerordent-

ordentlich aufschwoll. Diese Naturerscheinung hielt man für ein Wunder, weil man die Ursache davon nicht kannte; und man schickte Abgeordnete nach Delphi, um von dem Orakel zu erfahren, was die Götter durch dieses Zeichen andeuten wollten.

Die Wunder wurden durch die Furcht vervielfältiget, und man glaubte an alle; denn ein wirkliches Wunder ist eine Ursache, an viele andere zu glauben. Man fürchtete sich destomehr, weil man nicht wußte, wie die Belagerung ausschlagen würde. Man hatte alle Mittel angewandt, die in der Macht der Menschen stehen, und man hoffte nur auf den Beystand der Götter noch. Mitten unter dieser Beängstigung entdeckte man ohngefähr zu Vejos selbst eine Wahrsagung, welche das außerordentliche Aufschwellen des Wassers im albanischen See erklärte. Diese sagte dem Senate, daß die Römer nicht eher die Stadt Vejos in ihre Gewalt bringen würden, als bis sie das Wasser aus diesem See abgeleitet, und ganz zur Befeuchtung der Felder angewandt hätten. Die Senatore waren allzu vernünftig, um auf eine feindliche Wahrsagung zu trauen. Als aber die Abgeordneten die Antwort vom Orakel gebracht hatten, war sie mit der Erklärung der Wahrsagung vollkommen gleichförmig; und, was nur selten geschah, war sie auch ziemlich deutlich.

Man erfüllte genau alles, was das Orakel vorgeschrieben hatte. Aber kaum fiengen die Römer

mer an, wieder Hoffnung zu schöpfen, so fiel ein kleines Heer, das sie gegen die Capenater und Faliscier ausrücken ließen, in einen Hinterhalt, und wurde gänzlich geschlagen. Alsobald verbreitete sich das Gerücht, daß alle Völker in Hetrurien den Vejensern zu Hülfe kommen; und diese Nachricht, welche Schrecken im Lager verbreitete, kam nach Rom, wo man schon den Feind vor dem Thore zu sehen glaubte. In diesem Umstande wurde M. Furius Camillus zum Dictator ernannt. Der Senat war ohne Zweifel erfreuet, einen Vorwand zu haben, um die militarischen Zunftmeister, welche dieses Jahr alle aus dem gemeinen Bürgerstande waren, von der Regierung zu entfernen.

Unter diesem Feldherren wurde die Stadt Vejos eingenommen, nachdem sie zehn Jahre lang der ganzen Macht der Römer Widerstand gethan hatte. Wo T. Livius von den Wundern spricht, hat er das größte aus allen vergessen. Er saget nicht, wie die Vejenser gelebet haben, da sie doch nicht hatten vorsehen können, daß man sie mehrere Jahre belagern würde, und nicht Vorrath genug haben konnten, um eine so lange Belagerung auszuhalten.

XI. Ka-

XI. Kapitel.

Betrachtungen über die römische Republik zur Zeit der Eroberung von Vejos.

Die Ungleichheit des Vermögens und der Geburt war zu Rom ein doppelter Grund zu Mishälligkeiten, welcher beständig die Verfassung der Republik veränderte, und die Regierung kaum etliche Jahre lang gleich bleiben ließ. Es hatten auch die Römer keine Grundgesetze; wenn man nicht etwa diesen Namen ausschließenden Vorrechten beylegen will, welche einem von beyden Ständen nur so weit günstig gewesen sind, weil sie dem andern nachtheilig waren.

Da sie zwar ausschließende Rechte, aber keine Grundgesetze hatten, so war die Aristokratie noch tyrannischer, als die Königswürde. Wenn die Könige die Patrizier herunterseßten, so giengen sie mit den gemeinen Bürgern behutsam um; und diese Staatslist rückte die beyden Stände näher zusammen, weil ihre Absicht war, sie mit einander zu vermengen. Als aber die Aristokratie eingeführt worden war, hatten die Patrizier und die gemeinen Bürger nichts mehr mit einander gemein. Die Geburt erhub jene zu allen Würden, und schloß alle übrige davon aus; und die Religion, wie die Gesetze, schien aus den zweenen Ständen zwo ganz verschiedene Gattungen von Menschen zu machen.

Diese Regierung, wie es scheint, hatte also zum Grundsatze: die Patrizier machen alles aus,

und

und alles gehöre ihnen zu. Folglich waren sie geneigt, keine andern Gesetze zu erkennen, als die Gebräuche, welche sie einführten; und diese Gebräuche waren unrechtmäßige Besitzungen, himmelschreyende Wucher, und allerley Bedrückungen.

Die gemeinen Bürger schüttelten allmählig das Joch ab. Wenn sie noch nicht frey waren, nachdem sie Zunftmeister erhalten hatten, so waren sie dennoch keine solchen Sklaven mehr. Die Macht, welche sich gegen die Aristokratie aufwarf, mußte zunehmen, obschon sie beym Anfange schwach war, weil sie aus den vornehmsten Kräften der Republik entstand.

Bey dieser Staatsveränderung fiengen die gemeinen Bürger an, einen eigenen Stand auszumachen, weil sie anfiengen Bürger zu werden. Zuvor waren sie Unterthanen gewesen, die unter dem härtesten Despotismus schmachteten.

Seitdem der zweyte Stand seine Comitien, seine Gesetze, sein Gericht hatte, gab es in der Republik zwo Mächte, die nicht auf einerley Grund gebauet waren. Sie konnten keinen Grund haben: eine jede suchte sich der andern zu entziehen, und beyde thaten einander Abbruch, so viel sie konnten.

Wenn eine Regierung, wie wir anderswo bemerket haben, nur so weit frey ist, als sie sich auf Grundgesetze steuret, nach welchen die Obergewalt sich richten muß; so frage ich: wo sind die Grundgesetze, durch welche die Freyheit der

Rö-

Römer sicher gestellet wird? Die Patrizier waren nicht frey, weil sie vor einen Richter konnten berufen werden, welcher ihr Feind war, bey dem sein Willen für Gesetze galt, und der ihnen alle Tage einige von ihren Vorrechten wegnahm. Die gemeinen Bürger waren es auch nicht, weil sie zu schwach waren, sowohl das Eigenthum ihres Vermögens, als ihrer Person sicher zu behaupten; weil man in den Comitien, die sich in Centurien versammelten in ihrer Gegenwart Gesetze wider sie machen konnte; und weil jeden Augenblick der Senat einen Dictator ernennen dorfte, welcher despotisch über sie herrschete. Da beyde Stände schwach waren, so wurde keiner von beyden dem andern vollkommen dienstbar. Sie waren es nur so weit, als sie es seyn konnten, da sie auf beyden Seiten ihre Freyheit einander benahmen.

Wir haben gesehen, daß zu Sparta die Freyheit nur deßhalben gesichert war, weil die Sitten zwischen den entgegengesetzten Mächten das Gleichgewicht unterhielten.

Wir sehen nichts dergleichen zu Rom. Im Gegentheile waren die Mächte, die nach den Umständen auf Gerathewohl ausgetheilt wurden, vielmehr beschäfftiget, einander zu vertilgen, als sich im Gleichgewichte zu halten; und wenn wir jemals eine Art von Gleichgewicht unter ihnen gewahr werden, so werden wir sehen, daß es durch die Sitten schnell zerstöret seyn werde. Denn

wenn die Römer arm waren, so waren sie es nicht aus eigenem Willen, wie die Spartaner.

Unter den Verändrungen, welche an der Verfassung der römischen Republik vorbeygiengen, giebt es welche, die man als merkwürdige Zeitpunkte beobachten muß, weil sie zu neuen Verändrungen den Weg bahnten. Von dieser Art ist die Neuerung, die während der Belagerung von Vejos eingeführt worden ist, als die gemeinen Bürger das militarische Zunftmeisteramt erhalten haben.

So eifrig sie nach dieser Amtswürde getrachtet hatten, eben so verhaßt wurde sie ihnen, als sie dieselbe sicher zu erlangen glaubten. Sie unterhielt einen Unterschied, der sie herabsetzte, weil die Patrizier, sobald sie das Bürgermeisteramt wieder einführten, die Vorsteher der Republik, und zwar mit ausschließendem Rechte geblieben wären. Folglich wollten die gemeinen Bürger das militarische Zunftmeisteramt aufheben, und sie versuchten alles, damit beyde Stände ein gleiches Recht zum Bürgermeisteramte erhalten möchten.

Die Zunftmeister des Volkes hätten diese Unternehmung nicht anders zu Stande bringen können, als wenn sie die Comitien der Centurien in ihrer Gewalt gehabt hätten, wie die Comitien der Zünfte in ihrer Gewalt waren.

Allein weil es leichter für sie war, die Comitien der Centurien zu unterdrücken, als sie in ihre Gewalt zu bekommen, so unterdrückten sie die-

dieselbigen, und brachten es dahin, daß die Wahl der vornehmsten Amtspersonen, wie die Wahl der Gerichtspersonen aus dem Volke, von den Zünften verrichtet wurde.

Es scheint, daß die gemeinen Bürger oft hätten den Vorzug haben sollen, auch als die Comitien noch in Centurien gehalten wurden: denn wenn die Austheilung in gewisse Klassen allezeit nach dem Vermögen, wie es hätte seyn sollen, gemacht worden wäre, so hätten die ersten Centurien eine große Anzahl gemeiner Bürger unfehlbar in sich enthalten müssen.

Es läßt sich aber nicht vermuthen, daß die Zinsmeister, welche mit einer unbeschränkten Gewalt die Austheilung machten, so ungeschickt sollten gewesen seyn, die Bürger also einzutheilen, daß die gemeinen den größten Theil der Wahlstimmen für sich hätten erhalten können. Sie werden wohl bedacht gewesen seyn, in den ersten Centurien mehr Patrizier als gemeine Bürger zu erhalten; und nach dieser Einrichtung allein wird es für einen gemeinen Bürger beynahe unmöglich geworden seyn, die Mehrheit der Stimmen für sich zu erlangen. Dieses hat vermuthlich den Mitwerbern aus diesem Stande das größte Hinderniß in den Weg geleget, und es läßt sich muthmaßen, daß sie erst alsdann zum militarischen Zunftmeisteramte endlich gelanget sind, nachdem man einige Verändrung in der Art die Wahlen vorzunehmen gemachet hatte.

Wir haben gesehen, daß die Zünfte nach S. Tullius eine bloße Localeintheilung gewesen sind. Dieser König machte keine Klassen daraus, weil er ihnen keinen Einfluß in die Regierung lassen wollte.

Als in der Folge die Zunftmeister des Volkes die Zünfte versammelten, so hätten sie dieselben allerdings in Klassen eintheilen, und eine Rangordnung unter ihnen einführen können. Sie thaten es nicht, weil sie keine Ursache hatten, einer Zunft den Vorrang mit Ausschlusse der andern zu geben, und weil es im Gegentheile nützlich für sie war, daß sie derjenigen, die ihnen geschickt schien, den Vorrang zuwenden konnten. Sie wurden dann einig, daß man bey jeder Comitie durch das Loos den Rang entscheiden sollte, nach welchem sie ihre Stimme zu geben hätten.

Jene, welche das Loos zur ersten bestimmte, wurde Prärogativa genannt, und die übrigen folgten gemeiniglich ihrer Wahl, also, daß man jenen Kanditaten, den sie ernannt hatte, schon für erwählet ansah. Dieß war eine Wirkung des Aberglaubens. Denn man war der Meynung, die Götter haben durch das Loos nur deßhalben einer Zunft das Recht gegeben, zuerst zu wählen, weil sie denjenigen erwählen sollte, welchen sie selbst dazu ausersahen.

Man sieht also, wenn man den Gebrauch, den Rang, nach welchem man wählen sollte, durch das Loos zu bestimmen, bey den Comitien

tien der Centurien eingeführet hätte, so würde man den gemeinen Bürgern einen großen Vortheil eingeräumet haben, weil alsdann eine von den Centurien, wo sie die Oberhand hatten, zuerst hätte wählen können, und weil die übrigen einer ersten Wahlstimme würden gefolget seyn. Dieses haben die Zunftmeister des Volkes, wie es scheint, zu Stande gebracht. T. Livius spricht zuweilen von der Prärogativa, wann von der Wahl der vornehmsten Gerichtspersonen die Rede ist. Allein warum hätte er diesen Ausdruck brauchen sollen, wenn das Recht der Prärogativa nicht entweder in den Comitien der Centurien eingeführt, oder die Wahl in Comitien der Zünfte vorgenommen worden wäre? Wenn man zwar die bloße Etymologie zu Rathe ziehen will, so konnte das Beywort Prärogativa auf die Centurie, die nach ihrem Range die erste Stimme gab, wie auf die Zunft, die nach dem Loose zuerst wählte, passen. Aber der Gebrauch richtet sich nicht allezeit nach der Etymologie, und es scheint, daß das Wort Prärogativa entweder auf eine Zunft, oder auf ein Vorrecht, welches das Loos entschied, bezogen wurde.

Die Eroberung von Vejos war ein Vorboth von der Größe der Römer. Völker, die in eine Menge kleiner Städte abgetheilt waren, mußten nothwendig unter den beständigen und wiederholten Angriffen eines Volkes, daß immer bewaffnet war, und seine Unternehmungen eigensinnig durchsetzte, alle nach einander unterliegen. Die

Römer waren nicht mehr zufrieden, auf die Länder ihrer Nachbarn Ausfälle zu machen. Sie hatten größere Absichten, und ein größeres Kriegsglück. So wie sie weiter schritten, machten sie sich nach den Umständen einen Entwurf, noch weiter zu schreiten; und gleichwohl versorgten sich die Völker in Italien gegen eine Art zu erobern nicht, die sie nicht vorhergesehen, weil sie niemals ein Beyspiel davon gesehen hatten.

Lange Kriege folgten itzt aufeinander. Sie schienen im Anfange den Patriziern günstig zu seyn, weil sie die Unternehmungen der Zunftmeister eine Zeit lang unterbrachen. Aber am Ende brachten sie dem Volke Vortheil, weil es dadurch seine Kräfte besser fühlte; und jemehr es sie fühlte, destomehr wollte es das Recht behaupten zu regieren.

Beyde Stände, welche immer mit einander eiferten, fanden also, obschon aus verschiedentlichen Absichten, gleichen Nutzen dabey, die Waffen nicht von sich zu legen; und die Republik, welche immer gezwungen war, auf Eroberungen auszugehen, mußte nothwendig groß werden.

XII. Kapitel.

Bis auf die Verheerung der Stadt Rom von den Galliern.

Die Eroberung von Vejos verursachte eine desto größere Freude, weil man beynahe nicht mehr gehoffet hatte, diese Stadt einzunehmen.

Die

Die Frauen liefen in die Tempel, um den Göttern Dank abzustatten; und der Senat ordnete mehr Tage nach einander zum öffentlichem Gebethe an, als in irgend einer Gelegenheit sonst geschehen war. Alles, auch sogar der Triumph des Dictators, war außerordentlich, welcher auf einem Wagen prangte, der mit vier Schimmeln bespannet war. Aber durch diese Pracht, an die man nicht gewöhnet war, schien er sowohl die Freyheit als die Gottesfurcht der Römer zu beleidigen: denn also hatten ehmals die Könige selbst triumphiret, und also stellte man auch Apollo und Jupiter vor.

Währender Belagerung hatte Camillus das Gelübd gemacht, den zehnten Theil der Beute in den Tempel nach Delphi zu schicken. Es war diese Verbindlichkeit hart zu erfüllen, weil er die Beute den Soldaten Preis gegeben hatte, nachdem die Stadt im Sturme eingenommen worden war. Gleichwohl befahl der Senat, daß ein jeder den zehnten Theil seiner gemachten Beute zurückbringen sollte. Dieser Befehl gab Anlaß zu murren, und zu sagen, das Gelübd des Camillus wäre nur ein Vorwand, um den Soldaten einen Theil ihrer Beute zu entziehen.

Der Senat machte den Vorschlag, in dem Lande der Volscier eine Pflanzstätte von dreytausend Bürgern anzulegen; und er ernannte drey Männer, um die Felder, die man ihnen bestimmte auszutheilen. Er glaubte dadurch dem Murren ein Ende zu machen. Aber jene, welchen er die-

dieses Erdreich anboth, schmeichelten sich, eine bessere Wohnung zu Vejos zu finden, wohin der Zunftmeister T. Sicinius die Hälfte der Römer versetzt wissen wollte. Dieser Vorschlag war dem Volke desto angenehmer, weil Vejos eine schönere Lage als Rom selbsten hatte.

Es wäre der Untergang der Republik gewesen, wenn man die Einwohner in zwo Städte vertheilet hätte, wo sie nicht leicht unter einerley Gesetzen würden gelebet haben, und wo sie früh oder spät gegen einander in Kriege verwickelt worden wären. Der Senat war so vernünftig, daß er sich diesem Anschlage widersetzte. Er wies auf das Kapitolium, rief die Schutzgötter des Vaterlands an, mischte mit einem Worte die Religion in das Spiel; und der Vorschlag des Sicinius wurde verworfen.

Dieser Streit hatte schon zween Monate gedauret. Ja, das Volk hatte die Zunftmeister, welche aus der Stadt Vejos ein zweytes Rom machen wollten, im Zunftmeisteramte bestätiget; und der Senat, um sich an dem Volke zu rächen, setzte anstatt der militarischen Zunftmeister wieder Bürgermeister ein. Als man aber seinem Verlangen nachgegeben hatte, befahl er sogleich, um seine Dankbarkeit zu bezeigen, durch einen Rathsschluß, daß jedem Hausvater sieben Jucherte von den Feldern der Vejenser zugetheilt werden sollten. Die Eintracht wurde alsdann so gut wieder hergestellt, daß das Volk einwilligte, für das folgende Jahr Bürgermeister zu erwählen.

Unter-

Unterdessen konnten es die Zünftmeister dem Camillus nicht verzeihen, daß er durch seine Vermittlung, wie sie glaubten, die Eintracht zwischen dem Senate und dem Volke hergestellt hatte. Sie verlangten Rechenschaft von ihm über die Beute, die man zu Vejos gemacht hatte; sie gaben ihm Schuld, er habe einen Theil davon entwendet, und beriefen ihn vor das Volk. Camillus entgieng seinem Urtheile durch eine freywillige Verbannung. Gleichwohl wurde er zu einer Geldstrafe verdammet. In diesen Umständen rief Clusium, eine Stadt in Hetrurien, die von den Galliern belagert war, die Römer um Beystand an.

Unter allen Einfällen der Gallier auf Italien ist der älteste, von dem die Geschichte Meldung macht, unter der Regierung des ersten Tarquinius um jene Zeit geschehen, als sich die Phoceenser zu Marselien niederließen. Sie breiteten sich in den Provinzen aus, die zwischen den Alpen und den apenninischen Bergen gelegen sind. Sie vertrieben die Hetrurier daraus, und legten den Grund zu verschiedenen Städten. Sie hatten sich dort seit mehr als zweyhundert Jahren angesetzt, als sie unter den Befehlen des Brennus ihres Anführers Clusium belagerten.

Rom schickte die drey Söhne des M. Fabius Ambustus an sie, und ließ ihnen seine Vermittlung anbiethen. Ohne diese anzunehmen oder auszuschlagen, waren ihre Antworten so stolz und trotzig, daß sich die Abgesandten dadurch be-

leidiget fanden. Die Fabius, welche ihren Verdruß verbissen, erhielten die Erlaubniß, in die Stadt hineinzugehen, unter dem Vorwande, den Frieden zu unterhandeln; und gleich darauf thaten sie einen Ausfall an der Spitze der Belagerten.

Brennus, der über diese Verletzung des Völkerrechts erbittert war, schickte nach Rom, und kündigte den Krieg an, wenn man ihm diese Abgesandten nicht auslieferte. Der Senat, der sich nicht entschließen konnte, diese Genugthuung zu leisten, und dennoch die Folgen einer Verweigerung befürchtete, wollte für sich keinen Entschluß fassen. Weil er dann nur bedacht war, sich vor allem Vorwurfe der gemeinen Bürger sicher zu stellen, verwies er diesen Handel an die Versammlung des Volkes, welches nicht allein die Fabius nicht auslieferte, sondern sie zu militarischen Zunftmeistern ernannte. Brennus hub die Belagerung von Clusium auf, und rückte nach Rom an.

Um diesen Krieg zu beurtheilen, dessen Umstände sehr unwahrscheinlich sind, müßte man die Kräfte der Republik kennen. Die letzten Aufzeichnungen, die man in den Geschichtschreibern antrifft, sind folgende. Im Jahre 254 nach Erbauung der Stadt Rom zählte man 157700 streitbare Bürger; im Jahre 260, 110000; und im Jahre 279, 103000. Die Bevölkerung war also vermindert, und gleichwohl saget man nicht, was die Ursache davon gewesen seyn mag. In

der

der Folge nahm sie beständig zu, obschon Rom oftmals durch Hunger und Pest verheeret worden ist, und man hat keine Spur, daß man die Einwohner einer andern Stadt dahin versetzet habe. Im Jahre 288 belief sich ihre Zahl auf 124215; im Jahre 294, auf 132049; und im Jahre 361, das ist, drey Jahre vor dem Kriege der Gallier, konnte Rom, nach der gemachten Aufzeichnung 152583 bewaffnete Bürger aufstellen.

Sobald die Kriege ein wenig bedenklich schienen, nahmen die Römer ihre Zuflucht zu einem Dictator, wie Titus Livius anmerket, und sie vertraueten das Heil der Republik dem erfahrensten Feldherrn an. Unterdessen da nun ein neuer Feind gegen sie anrückte, brauchten sie nicht die geringste Vorsorge. Die militarischen Zunftmeister stellten sich voll Verachtung gegen die Gallier an, welche doch über die Hetrurier Siege erfochten hatten, und derer Namen allein Schrecken um sich verbreitete. Sie huben eilfertig Soldaten aus: sie versäumten die Zeichendeuter zu befragen, und zogen voll Kühnheit, wie zu einem sichern Siege, in das Feld. Sie wurden bey Allia, eilf Meilen von Rom, geschlagen. Ihre Niederlage war allgemein. Die Römer thaten kaum einen schwachen Widerstand; und im Schrecken entfloh der grösste Theil nach Vejos, anstatt nach Rom zurückzukehren, wovon sie nicht so weit entfernet waren.

Nach Titus Livius soll ihr Kriegsheer weit geringer, als das Heer der Gallier gewesen seyn; nach

nach andern, die es auf 40000 Männer rechnen, war es ungefähr gleich. Wenn von allen diesen Soldaten kein einziger nach Rom zurückgekommen wäre, so hätte die Republik dennoch nicht wehrlos bleiben sollen: aber sie muß nach der Verbannung des Camillus eben so ohnmächtig geworden seyn, ais sie nach der Verbannung des Coriolan gewesen war. Die Gallier, welche erstaunet waren, daß die Römer so wenig Widerstand thaten, schienen nicht zu wissen, daß sie gesieget hatten. Sie sahen eine so übereilte Flucht für eine Falle an: sie fürchteten in einen Hinterhalt zu gerathen, und getraueten sich nicht fortzurücken. Endlich nachdem sie von der Gegend Kundschaft eingeholet hatten, machten sie sich auf den Weg.

Als sie an die Stadtmauern von Rom kamen, fanden sie wieder Ursache sich zu erstaunen. Sie konnten nicht glauben, was sie sie sahen: denn die Thore der Stadt waren offen, und sie wurden keine einzige Wache gewahr. Weil der Tag zu Ende gieng, hielten sie nicht für gut hineinzurücken. Die Römer waren nicht weniger erstaunet, da sie die Gallier auf einmal vor einer Stadt stillehalten sahen, welche sich nicht vertheidigte. Sie machten sich in der Nacht auf einen Ueberfall Rechnung; und als dieses nicht geschehen war, erwarteten sie es mit Anbruche des Tages. Die Gallier wollten es noch nicht wagen. Das Betragen der Römer schien ihnen ohne Zweifel verdächtig, und sie besorgten, sich

in

in einer Stadt, die sie nicht kannten, bloß zu stellen.

Obschon das geschlagene Heer, wovon sich ein Theil nach Vejos geflüchtet hatte, nur aus 40000 bestanden war, so hatte doch Rom wo man vor dreyen Jahren 152000 streitbare Bürger zählete, nicht Soldaten genug, um an seine Vertheidigung zu denken. Es waren, nach Florus, nicht mehr als 1000 Soldaten darinnen, welche sich mit allem Mundvorrathe, den sie zusammenbringen konnten, in das Kapitolium verschlossen. Die Greisen, die Weiber, und Kinder zerstreueten sich auf dem Felde, oder retteten sich in die benachbarten Städte. Die alten Senatore, welche weder die Waffen ergreifen, noch zur Flucht sich entschließen konnten, opferten sich für das Vaterland auf, setzten sich vor ihr Hausthor, und machten sich zum Tode gefaßt.

Dieses soll die Gallier, als sie in der Stadt herumzogen, zum meisten gerühret haben. Sie blieben mit Ehrfurcht vor den Greisen stehen, und getraueten sich nicht, ihnen nahe zu treten; bis einer von ihnen, der etwas kecker war, dem Marcus Papirius mit der Hand vertraulich in den Bart griff. Dieser Senator, der sich beleidiget glaubte, gab ihm einen Schlag mit dem Stocke, und wurde ermordet. Auf der Stelle machte man alle nieder, die sich mit ihm fürs Vaterland geopfert hatten. Man könnte fragen, wie Titus Livius diese Umstände erfahren haben. Son-

derbar scheint es sehr wunderlich, daß er sogar den Namen des Senators wußte, dem man in den Bart gegriffen hat.

Sey es, wie es wolle: das Kapitolium war durch seine Lage vertheidiget. Brennus, der es im Sturme nicht erobern konnte, hielt es eingeschlossen. Unterdessen wurden die Häuser von den Flammen verzehret, man riß die Tempel nieder, und die Verwüstung in Rom war allgemein.

Nachdem die Gallier im Besitze der Stadt waren, verheerten sie auch die Felder: und weil sich kein Feind vor ihnen blicken ließ, streiften sie unbesorget herum. Aber Camillus, der sie beobachtete, überfiel sie in einer Nacht, und erwürgte eine grosse Anzahl. Er hatte die Ardeater, zu denen er geflohen war, zu den Waffen aufgefodert.

Auf die Nachricht dieses Sieges versammelten sich die Römer, die sich nach Vejos geflüchtet hatten, und brachten mit Hülfe der Lateiner ein Kriegsheer auf die Beine, welchem nichts mehr als ein Anführer mangelte. Sie warfen die Augen auf Camillus; aber sie glaubten nicht berechtiget zu seyn, ihm die Befehlshaberstelle aufzutragen, wenn sie nicht durch einen Rathsschluß die Gewalt dazu erhielten; und gleichwohl schien es unmöglich diesen zu erhalten, weil der Senat im Kapitolium eingeschlossen war. Pontius Cominius war so kühn nnd glücklich, daß er in das Schloß hineinkam, und einen Rathsschluß zurück-

rückbrachte, welcher dem Camillus die Dictatorstelle übertrug.

Die Verwägenheit des Pontius setzte das Kapitolium einer Ueberraschung aus, weil seine Fußstapfen den Feinden einen Weg entdeckten, welcher sie bis an die Mauern hinleitete. Die Wache war eingeschlafen, und die Gallier glaubten schon im Besitze der Festung zu seyn, als M. Manlius durch das Schreyen der Gänse, die der Juno geweihet waren, erwachte, und sie zurücktrieb.

Unterdessen fieng es im Kapitolium an Lebensmitteln zu gebrechen an, und man hatte von Camillus keine Nachricht. Aber der Mangel war eben so groß in dem Lager der Gallier, wo eine ansteckende Krankheit große Verwüstung anrichtete. Der Friede war dann für beyde Theile erwünschlich, und man ließ sich auf eine Unterhandlung ein.

Auf einmal kam Camillus zum Vorscheine, eben in dem Augenblicke, als die Römer mit Golde sich loskauften, und die Gallier das Gold mit falschem Gewichte wogen. Nehmet euer Gold zurück, sagte er zu den Römern; und ihr Gallier, rüstet euch zum Kampfe. Alsobald jagte er sie aus Rom hinaus, schlug sie zum zweytenmal, und ließ keinen einzigen entwischen. Es ist wunderbar, daß Titus Livius einen Sieg, der so wenig Wahrscheinlichkeit hat, ernstlich erzählet habe. Polybius saget kein Wort davon.

XIII. Kapitel.

Bis zur Aufhebung des militarischen Zunftmeisteramts, wo beyde Stände der Republik gleiches Recht zum Bürgermeisteramte erlangen.

Die Zunftmeister machten den Vorschlag, den Senat und das Volk nach Vejos zu übersetzen. Und in der That schien es vernünftig, eine gebaute Stadt einer zerstörten vorzuziehen. Aber die Religion, wie es scheint, erlaubte nicht das Kapitolium zu verlassen. Das Volk richtete sich nach diesem Beweggrunde, und Rom wurde in weniger als einem Jahre wieder aufgebaut. Es läßt sich vermuthen, wenn die Römer ihren Wohnplatz verändert hätten, so würden sie auch ihre Grundsätze verändert haben: zum wenigsten ist es ausgemacht, daß in fremden Mauern die Liebe zum Vaterlande nicht mehr so stark gewesen wäre, als in jenen, wo sie gebohren waren, und wo ihre Vorältern gelebet hatten.

Von der Erbauung der Stadt Rom an bis auf die Zeit, wo dieselbe von den Galliern eingenommen wurde, ist die römische Geschichte ziemlich ungewiß; entweder weil man in den ersten Jahrhunderten wenig schrieb, oder weil die Schriften, die man aufbehalten hatte, größten Theils verzehrt worden sind, als Rom in Flammen gesetzt wurde. Die erste Sorge der Oberkeit war, wieder hervorsuchen zu lassen, was das Feuer verschonet hatte.

Eh sich Rom von seinem Schaden hatte erholen können, griffen die Aequier, Volscier, und Hetrurier eilfertig zu den Waffen, und schmeichelten sich die Römer zu besiegen, weil sie von den Galliern besiegt worden waren. Die Lateiner, und die Herniker, welche seit so langer Zeit Bundsgenossen der Republik gewesen waren, vereinigten sich mit ihnen. Camillus, den man zum drittenmal als Dictator ernannte, erhielt über sie alle den Sieg. Dieser Feldherr stand vier Jahre lang beynahe allein an der Spitze der Kriegsheere, und erfuhr allezeit das nämliche Kriegsglück.

Der Ruhm, den er sich erwarb, erweckte die Eifersucht des M. Manlius, mit dem Zunamen Kapitolinus, weil er das Kapitolium gerettet hatte. Er war ein Consular, der unter den Patriziern viele Achtung genoß. Weil er selbst Ansehen genug hatte, um die Ehre eines Mannes verdunkeln zu können, den er mit neidischen Augen ansah, setzte er den Camillus in allen seinen Reden herunter. Aber sein Unwille fiel hauptsächlich auf die Senatore, welche nach seiner Meynung weder seinen Talenten, noch seinen Diensten Gerechtigkeit widerfahren ließen. Aus Rachbegierde entschloß er sich, das Volk aufzuwiegeln, und die Regierung zu verändern.

Unter den Drangsalen der Republik hatten die Bedrückungen und das Elend zugenommen. Die Armen, welche nichts als zerstörte Häuser, verwüstete Felder, und Schulden übrig hatten,

waren ohne Rettung verloren, und der Grausamkeit ihrer Gläubiger ausgesetzt, welche sie anhalten und ins Gefängniß werfen ließen: die Gesetze selbst waren gegen sie. Manlius allein schien beschäfftiget, ihnen Linderung zu verschaffen. Soll ich dann das Kapitolium nur deßhalben gerettet haben, sagte er, um meine Mitbürger mit Ketten beladen zu sehen? Er bezahlte ihre Schulden. Um Geld zu bekommen, ließ er seine Felder verkaufen; und er erklärte, er würde dergleichen Unterdrückungen nicht dulden, so lang er noch etwas übrig hätte.

Durch dieses Betragen machte er sich die verschuldeten Bürger geneigt, welche ihn für ihren Erretter ansahen. Sie umgaben und begleiteten ihn mit vielem Gelärme; und sie waren rüstig alles zu wagen, unter einem Anführer, der sie vor der Herrschaft der Gallier gerettet hatte, und der sie vor der Tyranney der Patrizier retten zu wollen schien.

Je mehr Manlius von der Neigung des Pöbels sich versichert glaubte, desto freyer erklärte er sich gegen die Patrizier. Er behauptete, man habe in dem Lager des Brennus mehr Gold gefunden, als man vonnöthen hätte, alle Schulden des Volkes zu bezahlen: er ließ sich verlauten, man sollte die Senatore zwingen, dasselbe zurückzugeben, und er versprach eine neue Theilung der Felder. Man redete zu Rom von nichts mehr als vom Golde der Gallier: man schwur, es den Händen der Senatore zu entreissen: man

fragte,

fragte, wo es verstecket sey: und Manlius gab zu verstehen, er wollte es sagen, wann es Zeit darzu wäre.

In solchen Umständen konnte nur ein Dictator das Volk in Schranken halten. Ihm allein gehorchte man, ohne zu fragen, warum man gehorchen müsse. Weil man ihn selten als Vorsteher bey der Republik sah, so flößte seine Gegenwart Ehrfurcht ein; und seine Gewalt blieb ferner unbeschränkt, weil man noch gewohnt war, dieselbe in Ehren zu halten. Der Senat beschloß dann einen Dictator zu ernennen. Weil er aber nicht vermuthen lassen wollte, als wenn er den Manlius fürchtete, so nahm er einen neuen Krieg der Volscier zum Vorwande. Dieses Volk, welches so oft war geschlagen worden, trat allezeit mit neuen Kräften wieder auf; und Livius ist darüber erstaunet.

A. Cornelius Cossus, der zum Dictator erwählet war, ernannte T. Quintius Kapitolinus zum Befehlshaber der Reuterey. Obschon seine Gegenwart zu Rom nothwendig schien, so eilte er doch, sich an die Spitze der Legionen zu stellen, entweder weil er wollte vermuthen lassen, daß dieses die Absicht seiner Dictatorsstelle sey, oder weil der Einbruch der Feinde keinen Aufschub verstattete. Vier Jahre zuvor hatte es geschienen, als wenn die Volscier durch den Camillus, der sie unterjochet hatte, völlig zu Grunde gerichtet wären. Sie waren zuvor siebenzig Jahre lang gegen Rom beständig in Waffen gestanden. Gleich-

wohl war das Heer, gegen welches Cornelius auszog, nicht weniger zahlreich. Er schlug es; und die Volscier griffen nachmals dennoch wieder zu den Waffen.

Die Meutereyen, welche Manlius anrichtete, hießen den Dictator bald nach Rom wiederkehren. Man hielt die Comitien, wo Cornelius an der Spitze des Senats, und Manlius an der Spitze des Volkes, wie zween Heersführer, erschienen, die jeden Augenblick einander angreifen wollten. Aber der Pöbel fürchtet sich, so bald man ihn nicht fürchtet.

Der Dictator befahl dem Manlius, jene zu nennen, denen er Schuld gab, daß sie das Gold der Gallier entwendet hätten, und zu sagen, an welchem Orte sie es verstecket hielten. Er befragte ihn nur über diesen einzigen Umstand; denn jede andere Untersuchung würde zu lang und hart aufzuklären gewesen seyn.

Manlius suchte dieser Frage auszuweichen. Der Dictator bestand darauf; und als er sich weigerte, eine klare Antwort darauf zu geben, so ließ er ihn als einen Aufrührer und Verleumder ins Gefängniß führen. Manlius wies auf das Kapitolium, das er gerettet hatte; er rief die Götter an; er beschwur das Volk: aber Niemand hatte das Herz sich zu regen, und die Befehle des Dictators wurden vollzogen.

Gleichwohl verbarg das Volk seinen Schmerzen nicht. Man legte Trauerkleider an, wie bey einem

einem öffentlichen Unglücke. Als Cornelius seinen Triumph hielt, sagte man, er triumphire nicht über die Volscier, sondern über einen Bürger; und weil die Gefangenen die vornehmste Zierde dieses Gepränges waren, sagte man, es fehle nur Manlius an dem Wagen des Dictators.

Die gemeinen Bürger wurden beherzter, nachdem Cornelius seine Würde abgelegt hatte, und sie machten sich Vorwürfe über ihre Schwachheit. Das Volk, sagten sie, leget selbst dem Manlius Kapitolinus Fesseln an. Nachdem es schon Sp. Cassius, und Sp. Metius zum Tode befördert hatte, fand es einen neuen Beschützer, und giebt ihn wieder seinen Feinden Preis. Muß dann die Gunst des Volkes allen zum Untergange gereichen, denen es geneigt ist? und wird es immerfort den Vertheidigern der öffentlichen Freyheit seinen Beystand versagen?

Auf diesen Zuspruch rottete sich das Volk zusammen, und schien fest entschlossen, die Gefängnisse zu erbrechen. Der Senat glaubte es zu beruhigen, wenn er Manlius frey liesse: aber er gab den Aufrührern nur einen Anführer an ihm. Manlius trat desto kecker auf, weil ihm die Furchtsamkeit des Senats für die Gesinnungen des Volkes gutzusprechen schien.

Wenn das Volk gleich unzufrieden war, so kannte es doch seine Kräfte nicht, oder wagte es nicht, sie zu brauchen. Manlius machte ihm Vorwürfe darüber. Werdet ihr immer Tyrannen fürch-

fürchten, sagte er, welche euch fürchten sollten? oder hoffet ihr mit Klagen geizige Männer zu erweichen, deren Grundsatz ist, euch im Elende darben zu lassen? Nein: ihr müsset die Waffen ergreifen: ihr werdet mich an eurer Spitze sehen: ich will keine Gewalt haben, als nur euch zu dienen. Ich werde eine neue Theilung der Felder vornehmen, die Schulden aufheben, die Stelle der Bürgermeister und des Dictators vernichten, und zwischen allen Bürgern eine vollkommene Gleichheit einführen.

Der Senat gab eine Verordnung heraus, welche den militarischen Zunftmeistern auftrug, Acht zu haben, daß die Republik keinen Nachtheil leiden möchte. Dieser Redensart bediente sich der Senat, wann der Staat in Gefahr zu seyn schien. Er wußte nicht, was für Mittel er ergreifen sollte, um der Unruhe zu steuern, als die Zunftmeister, welche den Manlius um die Gunst des Volkes beneideten, ihre Meynung erklärten, die einen allgemeinen Beyfall erhielt. Es wurde beschlossen, den Manlius anzuklagen, daß er nach der Tyranney strebe, und diese Anklage sollte von den Zunftmeistern geschehen, welches schon erklecken würde, ihn verdächtig zu machen. Man zweifelte nicht, er werde durch diesen Verdacht verhaßt werden, und das Volk werde aufhören ihn zu beschützen, wann er vor seinem Gerichte stehen würde.

Die Comitien wurden auf dem Marsfelde gehalten, wo man die Aussicht auf das Kapitolium

lium hatte. Bey diesem Anblicke konnte sich das Volk nicht entschließen den Manlius zu verdammen, wenn er auch immer so strafbar wäre. Die Zunftmeister, welche diese Gesinnungen in den Gemüthern bemerkten, huben die Versammlung auf, und beriefen sie nach etlichen Tagen wieder, auf einen Ort, wo dieses Gebäude nicht mehr in die Augen fiel. Manlius wurde verurtheilt, von der Spitze des tarpejischen Felsen herabgestürzt zu werden.

Das Volk bereuete bald dieses Urtheil, und bedauerte den Manlius. Die Pest, welche dazwischen kam, und das ganze folgende Jahr währete, erneuerte seine Gewissensbisse. Es glaubte deßhalben von Jupiter gestraft zu werden, weil es jenen Bürger um das Leben gebracht, der seinen Tempel gerettet hatte. Unterdessen war die Republik drey Jahre lang frey von Mishälligkeiten, weil es mit den Volsciern und mit den Pflanzvölkern auf Circäum und Velitre im Kriege verwickelt war.

Als Rom von den Galliern erobert wurde, hatte man einen neuen Zinsmeister, anstatt eines andern, der im vorigen Jahre gestorben war, aufgestellet, und man bildete sich ein, dieß wäre die Ursache alles Unglücks, daß sich in denselben fünf Jahren zugetragen hatte. Man beschloß deßhalben, wenn einer von beyden Zinsmeistern mit Tod abgienge, so sollte der überlebende sein Amt aufgeben müssen, und sich keinen Amtsgehülfen beygesellen dörfen. Weil nun dieser Fall

erfolget war, erwählte man zween neue Zinsmeister. Sie legten aber bald darauf ihre Stelle nieder, weil man etwas an ihrer Wahl zu tadeln fand: der Senat hielt dafür, daß die Götter dieses Jahr das Zinsmeisteramt nicht besetzt haben wollten, und machte die Erklärung, es werden keine Zinsmeister aufgestellt werden.

Die Zunftmeister ergriffen diese Gelegenheit, wider den Senat zu schreyen, und beschuldigten ihn, er suche nur einen Vorwand, um die Aufzeichnung zu verhindern. Die Senatore, wie sie sagten, hatten keine andere Absicht, als die Schätze zu verbergen, welche sie durch Wucher erworben hatten. Sie fürchteten, es möchten die Zinsmeister das Elend der Bürger, welche im Nothfalle gewesen waren, Schulden zu machen, allzuklar aufdecken, und sie zettelten nur deßhalben beständig Kriege an, weil sie den Frieden hasseten, wo dem Volke vergönnet wäre, seine Angelegenheiten zu untersuchen, und den Zunftmeistern in den Comitien, ihre Stimme zu erheben. Ein Heer der Pränestiner, welches sich vor den Thoren zu Rom blicken ließ, machte diesen Mishälligkeiten ein Ende. Das Volk verlangte Waffen. T. Quintius Cincinnatus, der zum Dictator ernannt war, erlegte die Feinde. In zwanzig Tagen eroberte er neun Städte, hielt seinen Einzug, und legte sein Amt nieder.

Im folgenden Jahre wurden drey militarische Zunftmeister aus den gemeinen Bürgern von den Volsciern geschlagen, welche sich doch ihren Sieg

nicht

nicht zu Nutzen machten. Der Senat verschmerzte leicht diesen Verlurst, weil die militarischen Zunftmeister durch ihr Ansehen die Ruhe in Rom zu erhalten wußten.

Sobald sie aus ihrem Amte getreten waren, fiengen die Unruhen wieder an, und man mußte Zinsmeister ernennen, um die Schulden zu untersuchen, welche dazu Anlaß gaben. Aber der Krieg verhinderte die Aufzeichnung wieder. Man mußte gegen die Volscier ausrücken, die einen neuen Einbruch gethan hatten. Ihr Land wurde mit Feuer und Schwerte verheeret. Allein der Krieg gieng mit dem Feldzuge nicht zu Ende. Die Volscier setzten ihn fort, und die Lateiner vereinigten sich mit ihnen. In diesem Umstande brachten die Zinsmeister dem Volke nicht allein keine Linderung zuwegen, sondern sie beschwerten es noch mit einer neuen Auflage.

Der Feldzug fiel wieder glücklich aus; sonderbar für den Senat, welcher allen Nutzen davon zu ziehen glaubte. Die Noth, welche von den Auflagen und von dem Wucher verursacht worden war, hatte die Gemüther so sehr niedergeschlagen, daß das Volk zu glauben schien, es sey zum Leiden erschaffen. Die vornehmsten gemeinen Bürger, welche nicht immer streiten wollten, ohne was zu gewinnen, schienen allem Ehrgeize entsagt zu haben. Sie machten nicht allein auf das militarische Zunftmeisteramt keinen Anspruch, sondern bekümmerten sich auch nicht einmal, Zunftmeister des Volkes zu werden. Man

hätte nun endlich sagen sollen, der Senat habe die ganze Oberherrschaft erhalten, als eine kleine Eifersucht den Dingen eine andere Gestalt gab.

M. Fabius Ambustus, der Vater jener drey Fabius, von denen wir gesprochen haben, hatte seine jüngere Tochter dem C. Licinius Stolo, einem reichen gemeinen Bürger, und seine ältere dem S. Sulpitius einem Patrizier, der dortmals militarischer Zunftmeister war, zur Ehe gegeben. Als einmal die zwo Schwestern im Hause des Sulpitius zusammen plauderten, kam dieser nach Hause, und sein Gerichtsdiener, der vorausgieng, schlug nach dem Gebrauche mit dem Stocke des Ruthenbündels an die Thüre. Die junge Fabia schien über dieses Getös erschrocken: ihre Schwester machte ihr Muth, aber mit einem Lächeln, welches ihr vorzuwerfen schien, daß sie nur die Frau eines gemeinen Bürgers sey. Sie gieng beschämet, voll Verdruß und Eifersucht, von ihrer Schwester fort.

Ihr Unmuth blieb ihrem Vater nicht verborgen. Gleichwohl getraute sie sich nicht, ihm etwas zu gestehen, das für ihren Mann beschämend war, und das ihre Eifersucht gegen ihre Schwester an den Tag gelegt hätte. Fabius errieth das Geheimniß: er liebte seine Tochter, und versprach ihr, daß sie in kurzer Zeit in ihrem Hause die nämlichen Ehren empfangen sollte, um welche sie das Haus ihrer ältern Schwester beneidet hatte; denn er war fest entschlossen, die Ehre

re der Patrizier der Eitelkeit seiner Tochter aufzuopfern.

Er verabredete alsobald die Sache mit Licinius, und mit L. Sextius, einem jungen gemeinen Bürger, welcher fähig war, einen kühnen Entschluß zu fassen, und noch fähiger, denselben auszuführen. Sie fanden, daß alles davon abhieng, dem Volke weiß zu machen, es könnte von Niemanden, als von sich selbsten Gerechtigkeit erwarten; es müsse folglich die vornehmsten Gerichtsstellen im Besitze haben; und sie machten den Anschlag, bey dem ersten günstigen Augenblicke das Ding durchzutreiben.

Vor allen Dingen war erfoderlich, daß Licinius und Sextius Zunftmeister des Volkes würden: und sie wurden es auch. Alsdann ließ Sextius drey Gesetze anschlagen: eines betraf die Schulden, und lautete, man sollte von der Hauptsumme die Zinse, welche die Schuldner schon bezahlet hätten, abziehen, und den Ueberrest in dreyen Jahren, zu dreyen gleichen Theilen, entrichten: das andere gieng die Felder an, und verboth, daß Niemand mehr als fünfhundert Jucherte besitzen sollte: das dritte hub das militarische Zunftmeisteramt auf, setzte die Bürgermeisterwürde wieder ein, und befahl, daß von zweenen Bürgermeistern allezeit einer aus dem gemeinen Bürgerstande genommen werden müßte. Die zween Zunftmeister nahmen sich vor, diese drey Gesetze mit einander zu verbinden, und das dritte, an welchem nur den vornehmsten gemei-

nen Bürgern gelegen war, mit den zweyen übrigen, woran das ganze Volk Theil nahm, durchzusetzen.

Der Geiz und die Ehrsucht der Patrizier widersetzte sich diesen Neuerungen. Der Senat setzte seine einzige Hoffnung auf das Veto der Amtsgehülfen dieser zween Zunftmeister. Er wußte sie einzunehmen, und diese hielten durch ihren Widerspruch alles auf. Sextius konnte diese Hindernisse nicht auf die Seite räumen; aber er verlor deßhalben seine Fassung nicht. **Ich werde dieses Wort, das ihr so gern höret, auch zu sprechen wissen,** sagte er zu den Senatoren: **und ich will verhindern, daß sich jemals das Volk zur Wahl der militarischen Zunftmeister versammle.** Und er hielt Wort.

Er wußte, so wie Licinius, fünf Jahre lang sich im Zunftmeisteramte des Volkes zu erhalten; und während dieser fünf Jahre bestanden beyde hartnäckig darauf, sich der Wahl der vornehmsten Gerichtspersonen zu widersetzen. Unter dieser ganzen Zeit hielt man die Comitien nur, um die Zunftmeister des Volkes, und die Baumeister zu erwählen; und die Republik blieb ohne militarische Zunftmeister, wie ohne Bürgermeister.

Niemals war in Rom die Mishälligkeit größer dewesen. Ohne Zweifel waren die Volsciер endlich außer Stand gesetzt, sich diese Zwietracht zu Nutzen zu machen, weil sie keine Feindseligkeit begiengen. Aber die Einwohner von Velitre

fielen auf die Felder der Republik ein, und belagerten Tusculum, eine Stadt, die mit den Römern im Bunde stand. Als die zween Zunftmeister sahen, daß diese Beschimpfung für das Volk, wie für den Senat beleidigend war, merkten sie wohl, daß sie den Unwillen beyder Stände über sich erregen würden, wenn sie von ihrem Widerspruche nicht abließen. Sie ließen dann ab davon, und man erwählte militarische Zunftmeister.

Der Krieg gieng mit einem Feldzuge nicht zu Ende. Man schlug die Feinde, entsetzte Tusculum, und belagerte Velitre. Weil aber diese Stadt von denen Feldherren, welche die Belagerung angefangen hatten, nicht erobert worden war, mußte man gestatten, daß neue militarische Zunftmeister erwählet wurden.

Dieser neue Feldzug, in welchem nichts merkwürdiges vorbeygieng, that den einheimischen Unruhen nur geringen Einhalt. Licinius und Sextius, welche schon das achte Jahr im bürgerlichen Zunftmeisteramte bestätiget worden waren, hatten es dahin gebracht, daß M. Fabius Ambustus, der alle ihre Vorschläge offenbar unterstützte, auch zu einem militarischen Zunftmeister erwählet wurde. Unter acht von ihren Amtsgenossen, die sich widersetzet hatten, brachten sie drey auf ihre Seite, und die fünf übrigen schienen sich nicht viel zu widersetzen, und machten nur die Vorstellung: weil nun ein grosser Theil des Volkes bey der Belagerung von Velitre sich befinde, so sollte man die neuen Gesetze

ver-

verschieben, und warten, bis nach der Zurückkehr des Kriegsheeres alle Bürger ihre Stimmen geben könnten.

Die Unternehmung des Licinius und Sextius war also weit mindern Schwierigkeiten ausgesetzt, und diese zween Zunftmeister wurden dadurch nur desto verwägener. Sextius sonderbar brach öffentlich wider die vornehmsten Senatore aus. Er gab ihnen Verweise, stellte sie über ihr Vermögen, über ihre Würden zur Rede, rückte ihnen ihre Bedrückungen vor, und fragte sie, ob nicht ein jeder mit fünf hundert Jucherten Feldes leben könnte. Endlich hielt er der Schilderung ihrer Reichthümer, die er vieleicht übertrieb, das Bild von der Noth des Volkes entgegen, die er nicht übertreiben konnte. Nachmals wendete er sich an die gemeinen Bürger, und erklärte ihnen, sie werden nicht eher frey seyn, als bis sie an allen Ehrenstellen Theil hätten; und sie werden nicht Theil daran haben, bis das Gesetz nicht mehr gestattete, sie den Patriziern allein zu übertragen. Er machte ihnen die Anmerkung, daß von dem Anfange des militarischen Zunftmeisteramts bis auf P. Licinius Calvus, den ersten gemeinen Bürger, der zu dieser Stelle gelangte, vier und vierzig Jahre verstrichen seyn; und er sagte zum Beschlusse, sie würden schwerlich, oder vieleicht niemals das Bürgermeisteramt erlangen, wenn es nicht gebothen wäre, einen von beyden Bürgermeistern aus ihrem Mittel zu nehmen. Weil er vom Volke Beyfall erhielt, machte er

noch

noch einen neuen Vorschlag; und der Senat wußte nicht mehr, wie weit dieser Zunftmeister seine Unternehmungen treiben wollte.

Die Bücher der Sibyllen waren unter der Verwahrung zweener Patrizier, die man Zweenmänner (Duumviri) nannte. Sie allein hatten das Recht, dieselbigen nachzuschlagen, und man konnte vermuthen, daß sie die Auslegung allezeit nach den Absichten ihres Standes gemacht haben. Sextius verlangte, man sollte statt ihrer Zehnmänner aufstellen, von denen eine Hälfte aus den Patriziern, und die andere aus den gemeinen Bürgern möchte genommen werden. Da er entschlossen war, alle Gesetze, die er vorschlug, mit einander durchzusetzen, wartete er die Zurückkunft des Heeres ab, damit er seinen Amtsbrüdern allen Vorwand sich zu widersetzen benähme.

Nachdem man im folgenden Jahre unter neuen militarischen Zunftmeistern diese Sache wieder vorgenommen hatte, schien es, als ob sie durch die fortwährende Widersetzung der Zunftmeister des Volkes ins Stecken gerathen sollte; aber Licinius und Sextius, die man in ihrem Amte bestätiget hatte, beriefen die Zünfte zusammen, und erklärten, daß sie auf das Veto ihrer Amtsbrüder keinen Bedacht nehmen wollten.

In einem so kützlichten Umstande trug der Senat dem Camillus die Dictatorstelle auf: aber man fieng an, diese Amtswürde, an die man schon zuviel gewöhnet war, minder in Ehren zu halten, und sie verloren ihr Ansehen, da man sie vor ei-

ner

ner unruhigen Versammlung auftreten ließ. Fürwahr, jemehr Hindernisse me[illegible]den zweenen Zunftmeistern in den Weg legte, destoweniger gaben sie nach. Obschon die Widersetzung ihrer Amtsgehülfen gegen sie war, so verließen sie sich doch auf die Verordnungen, welche sie vorschlugen, und wodurch sie die Gunst des Volkes gewannen. Sie holten schon die Stimmen der Zunftmeister ein, und es schien, als wäre der Dictator nur zugegen, um von den Gesetzen, die sie einführen wollten, einen Zeugen abzugeben.

Unterdessen war ihr Betragen nicht ordentlich. Es kam sehr seltsam heraus, daß Zunftmeister auf das Recht der Widersetzung bey ihren Amtsgehülfen nicht achteten, weil die ganze Wesenheit der zunftmeisterlichen Macht allein in diesem Rechte bestand. Aber in dem Streite, worinnen sich die zween Stände befanden, merkte man auf die Gesetze nicht mehr; die Uebermacht gab den gemeinen Bürgern das Recht alles zu wagen, und zwang die Patrizier sich zu unterwerfen.

Camillus faßte hiebey den einzigen Entschluß, den er fassen konnte. Er erklärte sich zum Beschützer der zunftmeisterlichen Macht gegen die zween Zunftmeister, die ihre Rechte verletzten. Allein selbst dem Dictatoramte zu Trotze fuhren Licinius und Sextius fort, die Stimmen einzuholen.

Alsdann hub Camillus die Versammlung auf: er schickte die Gerichtsdiener aus, um das Volk mit Gewalt auseinander zu treiben: er drohete,

wenn

wenn man ihm nicht gehorchte, Legionen auszuheben, und alle Bürger, die im Stande wären Waffen zu tragen, aus der Stadt zu führen. Aber die zween Zunftmeister droheten ihm selbst, ihn mit einer Strafe zu belegen, wenn er als Dictator etwas unternähme. Das Lärmen, das aus diesem seltsamen Streite entstand, brachte zuwegen, was keine Befehle vermochten: man konnte nichts ausmachen, und das Volk gieng aus einander. Licinius und Sextius wurden dadurch nur desto hitziger, ihre Unternehmung auszuführen.

Camillus war zufrieden, daß er für dieses mal ihre Absichten vereitelt hatte, und legte die Dictatorstelle nieder, weil man glaubte, in der Art, wormit die Vordeutungen geschehen waren, einigen Fehler entdecket zu haben. Es gab also eine Zwischenregierung. Der Senat urtheilte, eines Dictators zu bedörfen, und der Zwischenregent ernannte P Manlius zu dieser Würde.

Dieser neue Dictator erwählte zum Feldherrn der Reuterey einen gemeinen Bürger, mit Namen C. Licinius, welchen man mit dem Zunftmeister nicht vermengen muß Durch diese Wahl, die kein Beyspiel hatte, stieß er dem Senate überaus vor den Kopf, und vergebens glaubte er sich dadurch zu rechtfertigen, daß Licinius militarischer Zunftmeister gewesen und sein Verwandter sey.

Unterdessen hielten die zween Zunftmeister mit ihrer Unternehmung inne, weil sie bey Gele-

genheit erkannten, daß der Pöbel nicht alle Gesetze, die sie vorschlugen, gleich günstig aufnehmen wollte. Wenn er die Theilung der Felder und die Vertilgung eines Theils der Schulden wünschete, so sah er doch die Bemühungen, die man sich gab, um die Bürgermeisterwürde den Patriziern zu entreißen, sehr gleichgültig an. Damit sie dem Pöbel andere Gesinnungen beybrachten, stellten Licinius und Sextius sich an, als wollten sie das Zunftmeisteramt nicht mehr, in welchem sie sich neun Jahre lang erhalten hatten. Sie schienen müde zu seyn, gegen ihre Amtsbrüder, oder gegen einen Dictator beständig zu kämpfen. Sie beklagten sich über die Undankbarkeit des Volkes, welches die Zunftmeister, die ihm Felder einräumen, und seine Fesseln zerbrechen wollten, ohne Ehre und Ansehen grau werden ließ: und sie erklärten, wenn man sie noch länger haben wollte, so müsse man sich lediglich entschließen, alle Gesetze einzuführen, welche sie vorschlugen; und wenn man im Gegentheile nur ein einziges verwerfen wolle, so möge man nur andere Zunftmeister nehmen.

Die Patrizier vertheidigten sich durch die Zeichendeutungen, unter welchen Rom gebauet worden war, und unter welchen diese Stadt zu allen Zeiten Krieg und Frieden geschlossen hatte. Allein diese Zeichen des himmlischen Schutzes waren ihr Eigenthum. Nach ihrer Sage konnte man unter gemeinen Bürgermeistern keine Zeichendeutungen mehr haben, und folglich hätte die-

diese Neuerung den Umsturz der Religion selbsten nach sich ziehen sollen.

Sie brachten gegen das Bürgermeisteramt, wenn es unter die beyden Stände getheilt werden sollte, die nämlichen Gründe herbey, die sie gegen die Verbindungen ihrer Geschlechter mit den Geschlechtern aus dem gemeinen Bürgerstande angeführt hatten. Allein ihre Gründe waren noch schlechter: denn man hätte ihnen leicht zur Antwort geben mögen, daß die gemeinen Bürger, als Bürgermeister, an den Zeichendeutungen Theil haben können, weil sie als militarische Zunftmeister daran Theil gehabt hatten. So abergläubisch das Volk immer war, so hieß doch die Hoffnung, Felder und eine Verminderung der Schulden zu erhalten, die Gründe der Religion schweigen. Um die Gesetze, die es wünschte, sicher zu erlangen, entschloß es sich, alle anzunehmen, die im Vorschlage waren, und es bestätigte Sextius und Licinius in dem Zunftmeisteramte.

Die Zunftmeister nahmen alsobald das Gesetz vor die Hand, wodurch Zehnmänner statt der zweene aufgestellt werden sollten. Es wurde angenommen, und die Bücher der Sibyllen wurden Bürgern, fünf aus jedem Stande, in Verwahrung gegeben. Das Volk war vergnügt mit diesem Schritte, welcher es an dem Priesterthume Theil nehmen ließ, und der ihm noch andere Vortheile zu versprechen schien, und es bewil-

willigte, daß man noch einmal militarische Zunftmeister erwählen dörfte.

Die Belagerung von Velitre daurete noch: aber man sah voraus, daß sich diese Stadt bald ergeben würde. Ein Krieg, der etwas bedenklicher war, unterbrach die Mishälligkeiten. Man brachte in Erfahrung, daß die Gallier eilfertig im Anzuge waren. Auf diese Nachricht traten alle Bürger unter den Befehlen des Camillus zusammen, der in einem Alter von achtzig Jahren das fünftemal zum Dictator ernannt wurde. Dieser Befehlshaber besiegte die Gallier. Velitre ergab sich bald darauf, und die Mishälligkeiten nahmen wieder ihren Anfang.

Camillus, welcher die Dictatorstelle niederlegen wollte, behielt sie, um dem dringenden Verlangen der Senatore nachzugeben. Weil aber diese Stelle seit einiger Zeit etwas von ihrem Ansehen verloren hatte, so glaubte er sich bloß auf die Pflicht eines Mittlers zwischen dem Senat und dem Volke einschränken zu müssen. Nachdem also die Zunftmeister das militarische Zunftmeisteramt aufgehoben, und festgestellt hatten, daß in Zukunft einer von den zween Bürgermeistern aus dem gemeinen Bürgerstande müsse genommen werden, machte Camillus den Vorschlag eine neue Gerichtsperson zur Verwaltung der Gerechtigkeit aufzustellen; denn in der That verstatteten die Kriege den Bürgermeistern nicht, derselben mit genugsamer Sorgfalt obzuliegen. Dieser Vorschlag wurde genehmiget. Alsdann er-

ermahnte er den Senat, welcher das Gesetz der Zunftmeister nicht gutheißen wollte, einen aus den zweenen Plätzen im Bürgermeisteramte dem Volke abzutreten; und das Volk ermahnte er, die neue Gerichtbarkeit den Patriziern zu überlassen. Diese Bedingnisse, die von beyden Seiten angenommen wurden, stellten den Frieden wieder her, und zum Andenken dieser Begebenheit legte Camillus den Grundstein zum Tempel der Eintracht.

Als die Baumeister sich weigerten, die großen Spiele, die der Dictator gelobet hatte, aufführen zu lassen, bothen sich junge Patrizier an, dieses Amt auf sich zu nehmen. Der Senat, der es sich gefallen ließ, führte bey dieser Gelegenheit ein neues Baumeisteramt ein, welches den Patriziern eigen blieb, und das man das größere (Curulis) nannte, um dasselbige von dem Baumeisteramte der gemeinen Bürger zu unterscheiden. Der curulische Sitz, den man den Baumeistern aus den Patriziern verstattete, war eines von den Unterscheidungszeichen der Bürgermeister, der Zinsmeister, und des Dictators. Sie hatten das Recht, ihn bey den Schauspielen und Versammlungen des Volkes zu brauchen, und sie dorften ihn überall, wo sie hingiengen, sich nachtragen lassen.

Man nannte die neue Gerichtsperson, welcher die Verwaltung der Gerechtigkeit aufgetragen war, Prätor. Man gab ihm das lange gestückte Purperkleid, das man Prätexta hieß, den

curulischen Sitz, und sechs Gerichtsdiener. Weil diese Würde einen Theil des Bürgermeisteramts begriff, besorgte der Prätor in Abwesenheit der Bürgermeister alle ihre Verrichtungen. Sp. Furius, ein Sohn des Camillus, ist der erste Prätor, und L. Sextius der erste Bürgermeister aus dem gemeinen Bürgerstande gewesen. Einige Zeit hernach ist es Licinius geworden.

Der Ehrgeiz der vornehmsten aus den gemeinen Bürgern war nun befriediget, und man hatte die Patrizier schadlos gehalten. Itzt mußte man noch den Pöbel zufrieden stellen. Man brachte dieses zu Stande durch das Gesetz, welches die eroberten Felder betraf. Es wurde angenommen, und man ernannte drey Vorgesetzte, um dasselbe zu vollstrecken. Dieses Gesetz, das nach Licinius Stolo das licinische Gesetz genannt wurde, verordnete, es sollte kein Bürger, unter was immer für einem Vorwande, in Zukunft mehr als fünf hundert Morgen besitzen dörfen; und den Ueberrest sollte man an arme Bürger unentgeldlich austheilen, oder um geringen Preis vermiethen.

XIV. Ka-

XIV. Kapitel.

Bis zur Erwählung vier neuer Priester, und fünf neuer Zeichendeuter, wo endlich die gemeinen Bürger zu allen Würden gelanget sind.

Die Eintracht war nicht so vollkommen hergestellt, daß nicht noch ein Samen der Mißhälligkeiten zurückgeblieben wäre. Sie brachen zwar nur in stilles Murren aus: aber dennoch beklagten sich die Zunftmeister, daß man für einen Bürgermeister, den der Bürgerstand erhalten, zwo neue Gerichtsstellen für die Patrizier eingeführt habe. Nach ihrer Meynung hätte man ihnen das Prätoramt, wodurch sie die Rechtsverwaltung in ihre Hände bekamen, und das curulische Baumeisteramt, wodurch alles Ansehen der bürgerlichen Baumeister vernichtet wurde, nicht überlassen sollen. Sie widersprachen auf gewisse Art alles, was man gemacht hatte; und verlangten, man sollte ohne Absicht auf die Herkunft und ohne Unterschied aus beyden Ständen wählen, um alle sowohl bürgerliche als priesterliche Würden zu besetzen.

Aber die Pest, welche unter dem Bürgermeisteramte des Lucius Sextius anfieng, und weit um sich griff, machte andern Besorgnissen Platz. Man beschäfftigte sich nur, Mittel auszufinden, um dieser Landplage Einhalt zu thun. Nachdem man vergeblich ein Lectisternium versuchet hatte, nahm man seine Zuflucht zu einem andern Aber-

glauben, welcher eben deßhalben, weil er neu war, destomehr Vertrauen erwarb.

Bey den Völkern in Italien, so wie bey den Griechen, machten die Spiele einen Theil des Religiondiensts aus; und folglich schienen sie tauglich, den Zorn der Götter zu besänftigen. Nach diesem Vorurtheile ließen die Römer, welchen bisher nur die Kämpfe im Circus bekannt waren, sich einfallen, daß neue Spiele nur desto dienlicher seyn würden, die Gunst der Götter zu gewinnen; und sie ließen aus Hetrurien Schauspieler kommen, die nach dem Laute der Flöten tanzeten. Allein es tanzten die Schauspieler, und die Pest daurete dennoch fort. Um diesen Zeitpunkt bestimmet Titus Livius den Anfang der theatralischen Spiele bey den Römern.

Endlich gaben alte Greise den Rath, einen Dictator zu ernennen, welcher in die Mauer am Tempel des Jupiters, von der Seite des Tempels der Minerva, feyerlich einen Nagel einschlagen sollte. Sie erinnerten sich, daß sie in ihrer Kindheit hatten sagen gehört, diese Ceremonie habe schon Wunder hervorgebracht. L. Manlius Imperiosus, der zum Dictator ernannt wurde, schlug den Nagel ein. Die Pest, die schon zwey Jahre daurete, ließ nach, weil sie nachlassen mußte und die Römer glaubten, von dieser ansteckenden Krankheit durch eine noch ansteckendere Krankheit geheilet zu seyn.

Der Aberglaube dieses Nagels kam von einem Brauche her, der sich zu jenen Zeiten einge-

schli-

schlichen hatte, wo man noch wenig zu schreiben wußte. Im Anfange schluzen die Römer, nach dem Beyspiele der Hetrurier, alle Jahre einen Nagel in die Mauern eines Tempels ein, um die Zahl der Jahre aufzuzeichnen. Nachdem sie in der Folge nicht mehr so unwissend waren, ließen sie ohne Zweifel diese Ceremonie außer Acht; und sie würden vieleicht niemals mehr daran gedacht haben, wenn sie nicht zu einem Aberglauben geworden wäre. Im übrigen stand es nur den vornehmsten Oberkeitspersonen zu, diesen geheiligten Nagel einzuschlagen.

Die Pest hatte seit einem Jahre nachgelassen, als mitten auf dem Platze sich ein Abgrund aufthat, den man nicht einfüllen konnte. Nachdem die Zeichendeuter erkläret hatten, er werde sich nicht eher schließen, als bis man das Kostbarste, was in Rom wäre, hineingeworfen hätte; stürzte sich M. Curtius, ein junger Patrizier, voll Ueberzeugung, daß in Rom nichts kostbarers als Muth und Waffen sey, ganz bewaffnet in den Abgrund hinein, welcher sich alsobald schloß. Dieses Mährchen, das Titus Livius nicht glaubet, verdienet in der Geschichte eines abergläubischen und leichtgläubigen Volkes einen Platz.

Die Römer hatten die Völker, welche sowohl im Latium, als in derselben Nachbarschaft wohnten, sehr oft besieget. Aber deßhalben waren sie doch nicht unterjochet; und man sieht, daß sie zwar frühzeitig zu siegen wußten, aber lange nicht gelernet haben, ihre Herrschaft zu befestigen.

Ja, sie haben dieselbe erst alsdann befestiget, nachdem sie eine Völkerschaft nach der andern vertilget hatten: sie erhielten mehr über die Länder, als über die Völker die Herrschaft; und als sie Italien erobert hatten, so wurden die Felder beynahe nur von ihren Sklaven angebaut, welche an die Stelle der vorigen Einwohner kamen.

Bisher hatten sie nur zu kämpfen und zu siegen gewußt. Sie hatten so wenig Staatsklugheit, daß sie sich mit ihren Bundsgenossen zertrugen, wenn gleich der Feind vor ihren Thoren war. Sie legten den Lateinern und Hernikern, die bald seit hundert Jahren mit ihnen im Bunde standen, ein schweres Joch auf, und brachten sie zur Empörung.

Die Herniker, welche zuerst die Waffen ergriffen, fiengen den Feldzug mit einem Siege an. Die Römer geriethen in einen Hinterhalt, wo der Bürgermeister Genucius das Leben verlor. Er war der erste aus dem gemeinen Bürgerstande, welcher das Kriegsheer anführte.

Niemals hatten die zween Stände den Ausgang einer Sache mit mehr Besorgniß erwartet. Der Senat frolockte über die Bestürzung des Volkes. Die Götter, rief er aus, haben die Verunehrung ihrer Zeichendeutungen gerächet. Nun mögen die Zunftmeister wieder den Vorschlag thun, gemeine Bürger zum Bürgermeisteramte zu erheben! Gleichwohl wurde C. Licinius Calvus Bürgermeister im folgenden Jahre: aber er führte das Kriegsheer nicht an. Ap. Claudius,

dius, der zum Dictator ernannt wurde, zog gegen die Herniker aus, die alle ihre Kräfte gesammelt, und ohne Unterschied des Alters alles, was noch Waffen tragen konnte, ausgerüstet hatten. Der Kampf war hartnäckig, und der Sieg kam den Römern theuer zu stehen. Nachdem Claudius sein Amt niedergelegt hatte, setzten die Bürgermeister diesen Krieg fort, als die Gallier drey Meilen von Rom ein Lager schlugen. Man ernannte T. Quintius Pennus zum Dictator.

Die zwey Kriegsheere waren durch den Fluß Teveron getrennet: sie standen jedes an einem Ende der Brücke, und hatten oft kleine Scharmützel miteinander, um diesen Posten zu erobern. Ein Gallier von einer außerordentlichen Größe trat allein auf die Brücke hervor, und foderte die Römer heraus: der Tapferste unter euch, sagte er, soll gegen mich auftreten, und nach den Streichen, die wir auf einander führen werden, möge man urtheilen, welches aus beyden Völkern herzhafter im Kriege sey. Die Zweykämpfe mußten nach dem Geschmacke eines Volkes seyn, welches sich für das allertapferste hielt, und nur in den Waffen geübet war. Die Römer hörten es mit Stillschweigen an, als T. Manlius von dem Dictator die Erlaubniß zu kämpfen verlangte. Ich will zeigen, sagte er, daß ich aus einem Geschlechte stamme, wovon einer diese Barbarn vom Kapitolium zurückgeschlagen hat. Und er erlegte fürwahr den Gallier. Man gab ihm den Zunamen Torquatus von einem Halsgeschmeide,

das

das er diesem Barbarn abgenommen hatte. Die Gallier sahen diesen Kampf für ein so schlimmes Zeichen an, daß sie in der folgenden Nacht eilfertig die Flucht nahmen. Sie retteten sich erstlich zu den Tyburtinern, die ihnen Lebensmittel gaben, und mit denen sie einen Bund schlossen. Nachmals zogen sie sich in Kampanien. Im folgenden Jahre kamen sie den Tyburtinern ihren Bundsverwandten wieder zu Hülfe, und ließen sich bis unter den Mauern von Rom blicken. Die Republik, welche sich allezeit in Gefahr glaubte, wann sie mit ihnen im Kriege verwickelt war, machte Q. Servilius Ahala zum Dictator. Die Römer lieferten eine Schlacht vor den Augen ihrer Weiber und Kinder. Der Verlurst war groß auf beyden Seiten, und die Gallier zogen sich nach Tybur zurück.

Ich habe bisher von den Feldzügen der Römer oft zu sprechen unterlassen, weil die Siege selten etwas zu ihrer Vergrößerung beytrugen. Weil sie aber itzt Erobrungen machen, werde ich in Zukunft öfter von ihren Kriegen sprechen müssen. Gleichwohl bin ich nicht Vorhabens, weitläufig darüber zu werden. Ich werde nur erzählen, was nothwendig ist, um zu zeigen, wie sie nach und nach groß geworden sind.

Der Krieg mit den Hernikern daurete fort, und die Tarquinier fiengen einen neuen an. Zum Glücke verlangten die Lateiner Frieden, obschon sie seit langer Zeit mit Kriege gedrohet hatten. Sie erneuerten ihr Bündniß mit der Republik,

und

und leisteten ihr Beystand. Diese Veränderung, welche sie nicht erwartet hatte, setzte sie in den Stand, ein neues Kriegsheer der Gallier zurückzuschlagen, welches der Dictator C. Sulpicius besiegte.

In eben demselben Jahre machte das Volk ein Gesetz, um den Ränken der gemeinen Bürger vorzubauen, welche durch allerhand Mittel nach dem Bürgermeisteramte trachteten. Die Zunftmeister schlugen es mit Genehmhaltung des Senates selber vor. Sie erkannten sonder Zweifel, daß dem Bürgerstande so viel als der Republik daran gelegen war.

Ein anderes Gesetz, das man unter dem folgenden Bürgermeisteramte einführte, würdigte die Geldzinse herunter, und setzte dem Wucher Schranken, welcher in einer Stadt, die keine Handlung hat, desto schädlicher ist, weil es scheint, er dörfe dort willkührlicher als anderswo getrieben werden. Man bemerket auch, daß man für die Vollstreckung des licinischen Gesetzes besorget war. Selbst der Urheber davon, C. Licinius wurde zu einer Geldstrafe verdammet, weil er es hatte übergehen wollen. Da er tausend Morgen Landes besaß, hatte er seinen Sohn frey gesprochen, damit er sie mit ihm theilen möchte. Man sah diese Freysprechung als einen Nachtheil der Gesetze an.

Als bey dem Kriege mit den Tarquiniern ein Theil von Hetrurien die Waffen ergriffen hatte, befahl der Senat einen Dictator zu ernennen. Seitdem

dem einer von den zween Bürgermeistern aus dem gemeinen Stande genommen wurde, suchte der Senat nur einen Vorwand, um ihnen die Regierung abzunehmen. Allein die Dictatorstelle fiel dem C. Marcius Rutilus einem gemeinen Bürger zu, und dieser erwählte den C. Plautius einen andern gemeinen Bürger zum Feldherrn der Reuterey.

Seitdem einer von beyden Bürgermeistern aus dem Bürgerstande war, konnte man leicht voraus sehen, daß die gemeinen Bürger auch die Dictatorstelle erlangen würden, weil die Bürgermeister den Dictator ernannten. Gleichwohl war der Senat eben so sehr darüber aufgebracht, als wenn er es nicht vorgesehen hätte, und misbilligte öffentlich diese Wahl. Ja, er versuchte sogar die Legionen zu verhindern, unter den Befehlen des Marcius auszurücken. Allein das Volk legte nur destomehr Eifer an den Tag. Der Dictator hieb das feindliche Heer gänzlich zu Schanden, brachte acht tausend Gefangene ein, und hielt wider den Willen des Senats einen Triumph.

Die gemeinen Bürger hatten also die vornehmste Befehlshaberstelle erhalten. Es scheint sie haben sich auch schon zum curulischen Baumeisteramte hinaufgeschwungen: nichts fehlte ihnen mehr, als das Zinsmeisteramt, die Prätorstelle, und das Priesterthum zu erlangen.

Der

Der Senat war eifersüchtig über ihre Beförderung, und versuchte sie vom Bürgermeisteramte auszuschließen. Um diesen Vorschlag zu Stande zu bringen, war ihm daran gelegen, daß weder der gemeine Bürgermeister, noch der Dictator bey den Comitien den Vorsitz haben möchte: deßhalben verzögerte er unter verschiedenen Vorwendungen die Berufung der Comitien so lange, daß sie auf eine Zwischenregierung hinausfiel. Alsdann hatte er die Oberhand bey der Versammlung, weil der Zwischenkönig, der dabey den Vorsitz hatte, und der vom Senate selbst erwählet war, seine Absichten beförderte; und man machte, daß die Wahl auf zween Patrizier fiel. Die zween neuen Bürgermeister, welche auch das Bürgermeisteramt für den Stand der Patrizier zu erhalten wünschten, wendeten zu diesem Ende alle nöthige Mittel an, und erhielten auch ihre Absicht. Bey ihren Nachfolgern gieng es auf die nämliche Weise zu.

Diese Staatslist konnte nicht immerfort dauren. Gleichwohl ließ sich der Senat schon verlauten, er wolle das Volk an dem Bürgermeisteramte nicht mehr Theil nehmen lassen. Allein die Zunftmeister erklärten, sie würden sich der Berufung der Comitien widersetzen, wenn man sie nicht zur Wahl eines Bürgermeisters aus dem gemeinen Stande versammeln wollte. Die Verzögerung, die dieser Streit verursachte, verschub die Wahl auf eine Zwischenregierung, unter welcher die Mishälligkeiten bis auf den eilften Zwi-

schen-

schenkönig (* fortwähreten. Weil dann das Volk seine alte Klagen über den Wucher erneuerte, gab der Senat nach, und die Comitien erwählten P. Valerius Publicola und C. Marcius Rutilus zu Bürgermeistern.

Nachdem Sextius und Licinius erhalten hatten, was sie für sich verlangten, vergaßen sie völlig des Gesetzes, welches die Schulden betraf. Ihre Nachfolger im Zunftmeisteramte dachten eben so wenig daran, und der Senat machte sich das Misvergnügen des Volkes in diesem Punkte zu Nutzen, um die gemeinen Bürger, die um das Bürgermeisteramt warben, dreymal davon auszuschließen. Die neuen Bürgermeister wollten zum wenigsten die Klagen stillen, welche beständig zwischen den Schuldnern und Gläubigern entstanden, und sie stellten fünf Vorgesetzte auf, um die Schulden zu untersuchen, und einige Verordnungen darüber zu treffen. Obschon es schwer ist, eine Partey zu befriedigen, ohne der andern vor den Kopf zu stoßen, und obschon alle Vermittlung sogar beyden Theilen hätte misfallen mögen; so giengen doch die Vorgesetzten so weislich zu Werke, daß die Schuldner zu klagen aufhörten, und die Gläubiger dennoch nicht Ursache hatten, sich zu beklagen. Der Friede schien zwischen beyden Ständen so gut hergestellt, daß der Senat in den folgenden Comitien beynahe ohne Wi-

der-

(*) Jeder Zwischenkönig regierte fünf Tage, wie jene, die nach dem Tode des Romulus die Regierung übernommen hatten.

derstand die zwo Bürgermeisterstellen vergab, und mit zween Patriziern besetzte.

Dieser Vortheil konnte nur von kurzer Dauer seyn. Und in der That erwachte die Eifersucht zwischen beyden Ständen bey den Comitien wieder, die zur Erwählung der Zinsmeister gehalten wurden; und die gemeinen Bürger entschädigten sich für das Bürgermeisteramt, daß man ihnen genommen hatte.

C. Marcius Rutilius trat unter den Mitwerbern für das Zinsmeisteramt auf. Dieser Schritt, der von einem gemeinen Bürger ohne Beyspiel war, schien unter dem Bürgermeisteramte zweener Patrizier, die bey den Comitien den Vorsitz hatten, zur Unzeit gethan zu seyn. Die Bürgermeister schlossen ihn auch wirklich von der Wahl aus: aber die Hochachtung, die er sich erworben hatte, machte ihn zu allen Würden fähig, und das Volk erwählte ihn.

Um die gemeinen Bürger vom Bürgermeisteramte auszuschließen, kam der Senat auf den Einfall, einen Dictator bey den Comitien vorsitzen zu lassen, welcher bloß zu diesem Ende ernannt wurde. Gleichwohl hatte C. Cornelius Scipio, ein Patrizier, M. Popilius Länas, einen gemeinen Bürger, zu seinem Amtsgehülfen. Es gab unter dem Volke schon Männer, bey welchen man die Ehrenstellen und die Dienste statt der Herkunft zu betrachten anfieng. Von dieser Art war unter andern Popilius. Er war zweymal Bürgermeister gewesen; und eben er hatte den Marcius

Rutilius zum Dictator ernannt. Unter diesem dritten Bürgermeisteramte überwand er die Gallier, und er hielt den Triumph über sie, als eben ein Dictator die Wahl auf zween Bürgermeister aus den Patriziern geleitet hatte. Das Volk freute sich des Triumphes, und murrte wider den Senat. Unter den zween Bürgermeistern aus dem Stande der Patrizier wurden die Küsten von griechischen Seeräubern beunruhiget, die Gallier fielen wieder in das Land der Römer ein, und die Lateiner versagten der Republik ihren Beystand.

Zwischen den griechischen Seeräubern, die nicht stark genug waren, ein Treffen zu Lande zu wagen, und zwischen den Römern, die noch keine Schiffe hatten, gieng eben nichts merkwürdiges vorbey. Die Gallier wurden gänzlich geschlagen. Vor der Hauptschlacht wurde ein Zweykampf gehalten, in welchem Marcus Valerius einen Gallier im Angesichte der beyden Lager erschlug. Man hat erzählet, ein Rab, der auf seinem Helme saß, habe für ihn gefochten. Der Zuname Corvus, den er hatte, mag zu diesem Mährchen Anlaß gegeben haben. Eben dieser Valerius wurde im folgenden Jahre Bürgermeister, und hatte M. Popilius zu seinem Amtsgesellen.

Die Gallier stellten endlich ihre Feindseligkeiten ein, und die gemeinen Bürger, die einen Bürgermeister aus ihrem Stande hatten, führten keine Klage. Aber die Ruhe wurde durch ei-

ne Pest gestöret, um derentwillen man ein Lectisternium verordnete.

Unter diesem Bürgermeisteramte erneuerten die Karthaginenser mit der Republik das Bündniß, welches sie schon bey der Vertreibung der Könige gemacht hatten. Etliche Jahre hernach nahm der Krieg mit den Samnitern den Anfang. Dieser Krieg daurete lang, und er hat den Römern zur Eroberung Italiens den Weg gebahnet.

Die Samniter bewohnten das Land, welches man heut zu Tage Abruzzo nennt. Da sie nach ihrer Lage nicht im Stande waren, sich auf die Handlung zu verlegen, so wurden sie bloße Soldaten, wie die Römer: sie waren, wie sie, zu Strapazzen abgehärtet, an eine scharfe Mannszucht gewöhnet, und voller Muth. Ehmals trennte Latium diese zwo Völkerschaften von einander, und sie hatten nicht Gelegenheit gehabt sich zu bekriegen: ja, sie waren durch Bündnisse mit einander verbunden. Aber nachdem die Aequier, Herniker, Lateiner, und Volscier unterjocht worden waren, das ist, als diese Völker, durch ihre Niederlagen entkräftet, sich im Nothfalle befanden, der Republik, als Bundsgenossen oder als Unterthanen, sich zu unterwerfen; wurden die Römer Nachbarn der Samniter, und ihre Feinde. Capua gab zu einem Kriege Gelegenheit.

Campanien, wo diese Hauptstadt gelegen war, ist eines der schönsten und fruchtbarsten Länder in Italien gewesen. Diese Provinz war reich durch ihre Felder, und wurde durch die Handlung noch

reicher. Capua war dortmals in seinem blühendsten Zustande, das ist, in jenem Stande des Reichthums, wo die Bürger ihre Macht nach ihrem Luxus beurtheilen.

Ein wohlhabendes Volk locket zu Erobrungen an, und ist leicht zu erobern. Weh ihm, wenn es arme, und kriegerische Völker zu Nachbarn hat! Die Samniter mußten dann nothwendig Campanien mit Krieg überziehen. Die Campanier beschleunigten selbst diesen Zeitpunkt, da sie für die Sidiciner, welche in das Land der Samniter einfallen wollten, die Waffen ergriffen. Sie wurden geschlagen. Gleich nach dem ersten Feldzuge mußten sie sich in ihre Mauern verschließen, und hatten keine andere Hoffnung übrig, als daß sie die Römer um ihren Beystand bathen.

Der Senat wurde durch ihre Vorstellungen gerühret, und gab ihren Abgesandten zur Antwort, er wollte zwar gern ihr Bündniß annehmen; aber er könne nicht, ohne die Götter zu beleidigen, die Verbindlichkeiten verletzen, die er mit den Samnitern hätte. Er weigerte sich dann die Waffen zu ergreifen, und both sich nur an, bey seinen ehmaligen Bundsgenossen und Freunden sein Fürwort für sie einzulegen.

Wenn ihr uns nicht vertheidigen wollet, erwiederten die Abgesandten von Capua, **so vertheidiget euch selbsten, und beschützet eure Götter: denn euch übergeben wir uns, unsere Felder, unsre Städte, unsere Götter, alles**

was

was wir besitzen; und von nun an führen die Samniter wider eure Unterthanen Krieg. Die Campanier, welche sich einem Gebiether unterwerfen mußten, erwählten denjenigen, der zum weitesten entfernet war.

Nachdem der Senat die Schankung von Capua angenommen hatte, schickte er Abgesandte an die Samniter, und ließ ihnen bedeuten daß diese Stadt ein Eigenthum des römischen Volkes sey, und folglich sollten sie, kraft ihrer Verbindung und Freundschaft, ihre Truppen aus dem Lande der Republik zurückziehen. Die Antwort der Samniter war so, wie man es erwarten mußte. Sie sahen die Schankung, welche die Römer angenommen hatten, für eine Verletzung ihrer Verträge an. Es kam ihnen seltsam vor, daß sich der Senat auf eine Verbindung und Freundschaft berief, die er selbst zerbrechen wollte. Sie ärgerten sich, daß er noch Freundschaft im Munde führte, um ihnen ihre Erobrung zu entreißen, und sie befahlen ihrem Feldherrn, selbst in Gegenwart der Abgesandten, Campanien mit Feuer und Schwerte zu verheeren. Die Republik erklärte den Krieg, nach einem alten Gebrauche, den sie noch zuweilen beobachtete, durch Fecialen, und man rüstete sich auf beyden Seiten aus.

In dem ersten Feldzuge, unter dem Bürgermeisteramte des M. Valerius Corvus, und des C. Cossus, welche beyde Patrizier waren, verloren die Samniter zwo blutige Schlachten. Sie büß-

büßten in einer einzigen dreyßigtausend Männer ein, und in der andern, wo man die Anzahl der Todten nicht weiß, nahmen ihnen die Römer vierzigtausend Schilde weg. Im folgenden Jahre wurde ihr Land, welches sie zu vertheidigen nicht wagten, oder nicht vermochten, ohne Widerstand verheeret; und als die Römer sich rüsteten, einen dritten Feldzug zu beginnen, bathen sie um Frieden, und erneuerten ihr Bündniß mit Rom.

Man hätte glauben sollen, das Kriegsglück, welches die Römer erfahren hatten, möchte unter ihren ehmaligen Feinden Bestürzung verbreiten. Allein die Privernaten und die Volsciер begiengen neue Feindseligkeiten; und die Lateiner, welche seit langer Zeit das Joch abzuwerfen dachten, setzten sich zum Kriege in Verfassung, unter dem Vorwande, den Sidicinern gegen die Samniter Beystand zu leisten.

Der Senat, der von ihren Absichten Wind hatte, befahl ihren Vorgesetzten, und benanntlich den zween Prätoren, welche die Republik der lateinischen Städte regierten, nach Rom zu kommen. Gleichwohl stellte er sich an, als wenn er sie nur deßhalben rufen ließe, weil die Samniter Klagen gegen sie angebracht hätten. Aber die Lateiner ließen sich nicht hintergehen, und schienen darum keine Furcht zu haben. Sie hatten die Sidiciner, die Campanier selbsten, und verschiedene Pflanzstätten auf ihrer Seite; und weil sie den Kräften der Römer gewachsen zu seyn

glaubten, so wollten sie entweder die Herrschaft mit ihnen theilen, oder dem Latium die Freyheit wieder geben. Dieses getraute sich Lucius Annius, einer von den zween Prätoren, vor dem ganzen Senate zu erklären, und er verlangte, daß in Zukunft einer aus beyden Bürgermeistern allezeit ein Lateiner seyn sollte, und daß die Glieder des Senates in gleicher Anzahl aus beyden Nationen genommen werden müßten. Ein solcher Vorschlag konnte nicht anders als verworfen werden.

Da sich der Senat in diesen Krieg verwickelt sah, hielt er für nothwendig, die strengste Manszucht einzuführen. Die Sprache, die Gebräuche, die Waffen, und sonderbar die militarischen Einrichtungen waren bey den Römern und Lateinern vollkommen gleich. Deßhalben wurde bey den Feldherren eine große Achtsamkeit, und bey den Soldaten Gehorsam erfodert. Um alle Verwirrung zwischen den römischen und lateinischen Soldaten zu verhindern, welche zuvor unter einerley Fahnen gedienet hatten, wurde verbothen, außer der Schlachtordnung zu streiten, ohne die Erlaubniß dazu erhalten zu haben.

Die zween Bürgermeister, T. Manlius Torquatus, und P. Decius Mus, führten die Legionen in Campanien, wo die Lateiner ihre Kräfte versammelt hatten. Man will wissen, daß beyde einerley Erscheinung gehabt haben. Ein Gespenst, das ihnen im Schlafe erschien, bedeutete ihnen, die unterirdischen Götter wollen den Feld-

Herrn von einem der beyden Völker, und das Heer von dem andern zum Opfer haben; und jene Nation werde den Sieg erhalten, deren Feldherr sich selbst, und zugleich die feindlichen Legionen aufopfern wollte. Manlius und Decius hatten sich einander ihren Traum erzählet, und wurden einig, wenn einer aus den zweenen Flügeln ihres Heeres zum Weichen gezwungen würde, so wollte sich der Bürgermeister, der ihn anführte, für das Vaterland aufopfern. Die Antwrot der Zeichendeuter, die sie zu Rathe zogen, stimmte mit ihrer Erscheinung übereins, und bestätigte sie in ihrem Entschlusse.

Die Feinde waren bey dem Berge Vesuvius gelagert. T. Manlius, ein Sohn des Bürgermeisters, welcher ausgeschickt war, die Stellung der Feinde zu erforschen, näherte sich einem Truppe der Reuterey, dessen Führer ihn zu einem Zweykampfe herausfoderte. Der junge Römer, der nur seinen Muth zu Rathe zog, vergaß des Verbothes, das man gegeben hatte. Er nahm die Ausfoderung an, und kam als Sieger von dem Kampfe; er brachte die Beute seines Feindes in das Lager zurück.

Du hast den Gehorsam übertreten, sagte der Bürgermeister zu seinem Sohne: und ich muß entweder meine Pflicht gegen die Republik, oder gegen mein Kind auf die Seite setzen. Wenn ich deinen Ungehorsam nicht bestrafete, so würde keine Mannszucht mehr gelten. Du sollst also dein Vergehen mit dem Tode büßen. Gerichts-

diener, verrichte dein Amt! Bey diesem fürchterlichen Ausspruche wurden die Soldaten mit Erstaunen und Entsetzen erfüllet, und wagten kein Wort zu sprechen. Sie standen voll Schauer, und schwiegen: und als der Kopf des jungen Manlius zur Erde fiel, brachen sie in Thränen, Klagen, und Verwünschungen aus. Aber dieses barbarische Beyspiel mußte der Mannszucht Bestand geben.

Nachdem die Schlacht angefangen hatte, wich die erste Reihe des Flügels, den Decius anführte, auf die zweyte zurück. Itzt, sagte der Bürgermeister zum Hohenpriester, itzt haben wir des Beystands der Götter vonnöthen. Sprich jene Worte her, die ich dir nachsprechen soll. Er stand aufrecht, hatte einen Wurfspieß unter den Füßen, lehnte das Kinn auf die rechte Hand, und war mit einem langen Kleide angethan, wovon ihm ein Theil über den Kopf geschlagen war, und sein Gesicht verhüllte; der andere Theil gieng um seinen Leib herum, wie eine Scharpe. In dieser Stellung verrichtete er das folgende Gebeth: Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, Götter Lares, Götter Novensiles, Götter des Landes, Götter, die ihr uns und unsere Feinde in eurer Macht habet, Götter Manes, ich bethe euch an, ich bitte euch, ich verlange von euch, ich erwarte von euch, daß ihr den Römern Sieg und Stärke verleihet; verbreitet Furcht, Schrecken, und Tod unter die Feinde. Ich erkläre, daß ich für

die römische Republik, für ihr Heer, für ihre Legionen das Heer der Lateiner, ihre Legionen, und mich selbst den unterirdischen Göttern und der Erde opfere.

Nachdem dieses Gebeth vollendet war, stieg Decius zu Pferde, und stürzte sich mitten unter das feindliche Heer, wo er mit vielen Wunden durchstochen wurde. Die Römer waren der Meynung, die unterirdischen Götter und die Erde wollen sich vom Blute sättigen, und sie zweifelten nicht, daß ein jeder, der sich diesen Gottheiten opferte, das Recht habe, alle, die er neben sich opfern wollte, zum Tode zu liefern. Die Lateiner hatten die nämlichen Vorurtheile, und glaubten, daß sie durch den Tod des Decius eben diesen Göttern zur Beute geworden seyn. Die Furcht mußte sich dann unter ihnen verbreiten, und sie wurden geschlagen.

Dieser Krieg endigte sich im dritten Jahre, unter dem Bürgermeisteramte des Furius Camillus und des Cajus Mänius, welchen Rom auf dem öffentlichen Platze Bildsäulen zu Pferde errichten ließ: eine Ehre, die bis dahin noch wenigen widerfahren war. Drey Feldzüge hatten die Kräfte der Lateiner und ihrer Bundsgenossen vollkommen erschöpfet. Es liegt nur an euch, sagte Camillus zum Senate, daß kein Latium mehr sey. Der Senat wollte es erhalten. Weil er aber nicht alle Völker, welche die Waffen ergriffen hatten, mit gleicher Strengheit, oder mit gleicher Nachsicht behandeln wollte, so machte er na-

mentlich mit einem jeden unter verschiedentlichen Bedingnissen Frieden. Man brachte die Vordertheile der Schiffe die man den Antiaten abgenommen hatte, nach Rom, und zierte den öffentlichen Rednerstuhl damit aus.

Im zweyten Jahre dieses Krieges erhielt Q. Publilius Philo, ein gemeiner Bürger, die Dictatorstelle, und machte zu Gunst des Volkes drey Gesetze. Das erste, daß ein Plebiscitum für alle Bürger insgemein verbindlich seyn sollte. Man hatte dieses Gesetz schon eingeführt, aber die Patrizier hatten ohne Zweifel Mittel gefunden, denselben auszuweichen. Das zweyte, daß die Gesetze im Senate gutgeheißen werden sollten, eh sie bey den Comitien vorgetragen würden, wo man das Recht haben sollte, dieselben anzunehmen oder zu verwerfen. Zuvor gelangten sie von den Comiten an den Senat, und wurden ohne Bewilligung dieser Versammlung nicht angenommen, wodurch der Senat den größten Antheil an der Gesetzgebung besaß. Das dritte, daß einer von den zweenen Zinsmeistern allezeit aus dem gemeinen Bürgerstande genommen werden sollte. Er gab zum Grunde dieses Gesetzes an, daß man zwey Jahre zuvor eines gemacht hatte, welches verstattete, die beyden Bürgermeister unter den gemeinen Bürgern zu wählen. Die Senatore glaubten, daß die über die Lateiner erhaltenen Siege den Schaden nicht ersetzeten, den die Republik bey diesem Dictatoramte gelit-

ten

ten hatte. Einige Zeit hernach wurde Publilius zur Prätorstelle erhoben.

Indessen daß der Friede mit den Samnitern noch daurete, hatten die Römer einige unbedeutende Kriege mit den Ausoniern von Cales, mit den Sidicinern, und den Privernaten. Sie überwanden alle diese Völker. Die Pest, welche dazwischen kam, war eine größere Plage, und eine noch größere folgte darauf. Aus einer Art von Tollwuth ohne Beyspiel, schienen Weiber von verschiedenem Stande sich zum Tode der Männer verschworen zu haben. Sie brachten viele der vornehmsten Bürger durch Gift um das Leben. Man muß sich eben so sehr über die Anzahl der Verbrecherinnen, als über die Verschwörung, die sie gemacht hatten, erstaunen. Hundert und siebenzig wurden zum Tode verdammet, und man wollte nicht alle erforschen, welche gestraft zu werden verdienten. Da man nicht wußte, was ihre Absicht mochte gewesen seyn, sah ihre Wuth einem Wunder ähnlich; und um die Götter zu besänftigen, ernannte man einen Dictator, welcher einen Nagel in die Mauer von Jupiters Tempel einschlug.

Als die Nachrichten der Pest, die zu Rom wüthete, bekannt wurde, fiengen die Paläopolitaner, ein Volk in der Nachbarschaft von Neapel, in den Feldern der Pflanzstätten, welche die Republik in Campanien angelegt hatte, Feindseligkeiten an. Sie verließen sich auf die Einwohner von Nola, die ihnen wirklich Hülfe zuschick-

ten,

ten, und auf die Samniter, welche sich rüsteten, den Frieden mit den Römern zu brechen.

Es hat verschiedene Arten von Erobrungen gegeben. Wir haben gesehen, daß in Asien die Eroberung von mehrern Provinzen oft das Werk eines einzigen Sieges war. Es war eben nicht vonnöthen, Völker, die zu allen Zeiten einer unbeschränkten Herrschaft unterworfen waren, unter das Joch zu bringen. Man kriegte eigentlich nicht mit ihnen, sondern mit dem Monarchen, und es war genug, daß man diesen überwunden hatte.

In Europa, wo heut zu Tage die Regenten ihre Gränzen mit Festungen besetzet haben, eröffnet ein Sieg den freyen Eintritt in eine Provinz nicht. Man wird durch Festungen aufgehalten, die man belagern muß; und man nennt eine Stadt, die man nach einem langen Feldzuge eingenommen hat, und die man bey dem Frieden zurückgiebt, eine Eroberung.

Es versteht sich, daß die Völker in Italien weder nach Art der Asiaten, noch nach Art der heutigen Europäer, Erobrungen machen konnten.

Sie konnten es nicht nach Art der Asiaten thun; weil eine ganze Nation mit der andern Krieg führte, wovon beyde gleich arm, gleich zu Strapazzen abgehärtet, und gleich herzhaft waren, und beyde hielten sich nach ihrer Niederlage noch für frey, wenn sie wieder zu Felde ziehen konnten.

Sie machten auch ihre Erobrungen nach Art der heutigen Europäer nicht; denn sie hatten keine Festungen auf ihren Gränzen. Sie vertheidigten ihr Land mit Kriegsheeren, und sie hatten Kriegsheere, so lang sie Soldaten, das ist, so lang sie streitbare Bürger hatten.

Also waren sonderbar die Samniter und Römer beschaffen. Man kann sich einbilden, daß erst alsdann eines von diesen zwey Völkern erobert werden mag, wann es keine Soldaten mehr hat; und folglich kann das siegende Volk erst alsdann eine Eroberung machen, wann es das besiegte Volk vertilget hat. Das sind die Eroberungen, die wir bewundern.

Unterdessen daß der Bürgermeister L. Cornelius Lentulus die Samniter beobachtete, welche sich noch nicht erkläret hatten, belagerte Q. Publilius Philo, sein Amtsgenoß, Palåopolis. Als das Jahr seines Bürgermeisteramts verstrichen war, eh er diese Stadt eingenommen hatte, wurde er in der Befehlshaberstelle des Kriegsheeres unter dem Titel eines Vicebürgermeisters bestätiget; und er ist der erste, der dieses Vorzugs genoß. Ich merke es an, weil dieser Gebrauch, der immer mehr in den Schwang kam, der Republik schädlich geworden ist.

Die Lucanier und Apulier, zwey Völker, welche den Samnitern Feinde waren, bothen dem römischen Volke ihren Beystand an, und wurden in ihr Bündniß aufgenommen; die Bürgermeister fielen auf Samnium ein, wo sie sich dreyer

Städte

Städte bemeisterten. Paläopolis ergab sich auch dem Publilius, welchem man die Ehren des Triumphs gestattete, obschon er vom Bürgermeisteramte ausgetreten war. Man hatte zuvor noch kein Beyspiel davon gehabt, und nachmals ist es zu einem Gebrauche geworden. Es war zu derselben Zeit ein anderer Krieg im großen Griechenlande. Diese Provinz enthielt Apulien, Calabrien, Lucanien, Brutium, und Campanien in sich.

Tarentum, eine griechische Pflanzstätte, welche die Lacedämonier angelegt hatten, war die Hauptstadt in Calabrien, Lucanien, und Apulien gewesen. Ihre Lage war vortheilhaft für die Handlung: sie war reich geworden, und in ihrem Wohlstande hatte sie ihre Herrschaft verloren. Sie vermochte Nachbarn nicht zu widerstehen, die sie vormals beherrschet hatte, und rief Alexandern, den König von Epirus und Bruder der Olympias, um Hülfe an. Nachdem dieser Fürst über die Brutier und Lucanier mehrere Siege erfochten, und ihnen verschiedene Städte abgenommen hatte, kam er elend ums Leben; und dieser Krieg nahm eben in demselben Jahre ein Ende, wo der Krieg mit den Samnitern wieder anfieng.

Tarentum zitterte, nachdem es den König von Epirus verloren hatte, und als es das Kriegsglück der Römer in Campanien sah. Man erfuhr dort zu gleicher Zeit, daß sich Paläopolis dem Publilius ergeben, daß die Bürgermeister drey

Städte in Samnium eingenommen, und daß die Republik die Apulier und Lucanier in ihr Bündniß einverleibet hatte. Man sah also die Römer gegen die Stadt heranrücken. Tarentum, welches in Gefahr stand, sie zu Feinden oder zu Gebiethern zu haben, setzte seine einzige Hoffnung auf die Samniter noch, welche allein nicht stark genug schienen. Es dachte dann nur auf Mittel, alle Völker im großen Griechenlande gegen Rom zu bewaffnen. Aber sie fanden alle dabey ihren Untergang.

Rom schien furchtbarer geworden zu seyn, seitdem die gemeinen Bürger an der Regierung Theil hatten. Gleichwohl war bey diesem Volke, welches allen übrigen die Freyheit nehmen wollte, auch die Freyheit eines jeden Bürgers nicht in Sicherheit. Ein Jüngling, der für die Schulden seines Vaters Bürge geworden war, kam von Ruthenstreichen ganz zerfleischet auf den öffentlichen Platz. Dieser Anblick, und die Erzählung der Mishandlungen, die er ausgestanden hatte, machten einen so großen Eindruck, daß die Bürgermeister auf Befehl des Senates dem Volke ein Gesetz vortrugen, welches verboth, einen Bürger Schulden halben in Fesseln zu schlagen. Aber diese Verordnung, welche den Reichen eine Verletzung der Treue schien, wurde schlecht beobachtet.

Der Krieg daurete fort, und die Zahl der Feinde vermehrte sich. Die Lucanier hatten, auf das Zureden der Tarentiner, das Bündniß der Römer auf-

aufgegeben, und sich zu den Samnitern geschlagen. Die Vestiner waren auch diesem Bunde beygetreten; und die Republik sah schon die Marser, Pelignier und Marucinier, welche an die Vestiner gränzten, für lauter Feinde an.

Nachdem die Bürgermeister dem Gebrauche nach über die Provinzen das Loos gezogen hatten, fiel dem Junius Brutus die Befehlshaberstelle des Heeres gegen die Vestiner zu. Er besiegte sie, trieb sie in ihre Mauern zurück, verheerte ihre Felder, und nahm ihnen zwo Städte weg, die er den Soldaten zu plündern Preis gab. Die Samniter konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, weil sie selbst ihre Gränzen gegen das andere Heer vertheidigen mußten. Camillus, welcher es anführte, war krank geworden, und trat die Befehlshaberstelle dem L. Papirius Cursor ab, den er zum Dictator ernannte.

Papirius war zum Heere gekommen, als jener, der die geheiligten Hühner verwahrte, ihm einige Schwierigkeiten aufwarf, worüber er nach Rom zurückkehren mußte, um die Vogeldeutungen einzuholen. Eh er abgieng, verboth er dem Q. Fabius Maximus, Feldherrn der Reuterey, in seiner Abwesenheit eine Schlacht zu liefern. Dieser gehorchte nicht. Es both sich die Gelegenheit zum Siege an: er konnte sie nicht ausschlagen, und erlegte die Feinde, von denen zwanzig tausend auf dem Platze blieben. Als er nachmals die eroberte Beute hatte verbrennen lassen, damit sie nicht etwa dem Papirius zum Trium-

phe dienen müßte, würdigte er sich nicht einmal, demselben von seinem Siege Nachricht zu geben, und ließ seine Briefe an den Senat selbsten abgehen. Papirius, welchem nicht so viel die Vogeldeutungen, als ein Sieg nahe gieng, den man ohne ihn erfochten hatte, machte sich alsobald auf den Weg, und kam im Lager an, als Fabius, der von allem Wind bekam, eine Anrede an die Soldaten gehalten, und von den Legionen die Versicherung erlanget hatte, daß sie ihn in ihren Schutz nehmen wollten.

Der Dictator, welcher die Verletzung der Mannszucht und seine Beleidigung zu bestrafen hatte, drohete dem Befehlshaber der Reuterey, daß er seinen Frevel mit dem Kopfe büßen sollte. Er fragte, ob er ihm nicht verbothen habe, eine Schlacht zu liefern, und ob er seinem Verbothe, den Zeichendeutungen, und den Göttern zu Trotze, das Heil der Republik habe auf das Spiel setzen dörfen; und er befahl den Gerichtsdienern, ihm die Kleider abzunehmen, und ihre Ruthen und Beile bereit zu halten. Fabius verbarg sich unter die Soldaten, welche die Gerichtsdiener zurücktrieben. Sie bathen für ihn, murreten, droheten, wollten sich empören; und erst die einfallende Nacht machte dem Lärmen ein Ende. Der Dictator war unerbittlich, und befahl dem Fabius, sich am folgenden Morgen wieder einzustellen.

Fabius entfloh nach Rom, und sein Vater führte ihn vor den Senat. Fabius Ambustus war

war es, von dem wir schon gehöret haben; ein Mann voll Ansehen, der schon einmal Dictator, und dreymal Bürgermeister gewesen war. Kaum fieng er an, sich über die Strengheit des Dictators zu beklagen, so hörte man das Getöse der herankommenden Gerichtsdiener. Diesesmal dorfte man keine Fabia seyn, um dadurch erschrecket zu werden. Papirius war es wirklich, welcher der Fürbitte der Senatore kein Gehör gab, und den Fabius zu ergreifen befahl. Der Vater appellirte an das Volk.

Das Volk kam zusammen. Der junge Fabius hatte das Kriegsheer, den Senat, die Zunftmeister, und das ganze Volk auf seiner Seite. Aber was vermag ihre Hülfe gegen einen Befehl, von welchem die Erhaltung der Mannszucht abzuhangen schien, und der sich auf Zeichendeutungen und die Götter berief. Die Versammlung, welche die Obergewalt in ihrer Macht hatte, besaß freylich das Recht, sich zum Richter aufzuwerfen; aber die Ordnung wäre dadurch verkehret worden: und wenn die Dictatorstelle einmal ihre Macht verloren hätte, so wäre sie vielleicht für allezeit geschwächt gewesen. Deßhalben hielt das Volk, obschon es gegen den Papirius aufgebracht war, den Dictator dennoch in Ehren, welcher die Beyspiele des Brutus und des Manlius anführte, und die Folgen eines unbestraften Ungehorsams mit Nachdrucke bewies. Man wußte nicht, wie die Sache ausgehen würde, als auf einmal das Volk zu bitten und zu flehen anfieng.

Der Senat und die Zunftmeister beschwuren den Dictator, er sollte sich besänftigen lassen, und beyde Fabius fielen auf die Kniee nieder, und streckten ihre gefalteten Hände zu ihrem Richter aus. Sobald der Widerstand aufhörte, konnte die Amtswürde von ihrer Srengheit abstehen, und Papirius schenkte, als eine Gnade, dem flehenden Volke den Bürger, den er dem empörten Volke abgeschlagen hatte. Also wurde Fabius erhalten, welcher nachmals jederzeit ein Kriegsheld, und bis in sein Alter jederzeit die Stütze der Republik geblieben ist.

Als der Dictator wieder zum Heere gekommen war, lieferte er eine Schlacht, von welcher der Vortheil sehr zweifelhaft war. Er gab der Unzufriedenheit der Truppen die Schuld. Nachmals erwarb er sich ihre Gunst durch sein leutseliges Bezeigen, und in einem zweyten Treffen trug er einen vollkommenen Sieg davon. Die Samniter, welche durch so viele Niederlagen geschwächet waren, bathen um Frieden, und erlangten einen Waffenstillstand auf ein Jahr, den sie aber nicht hielten. Sie hofften nun mehr Vortheil zu erhalten, weil sie mit den Apuliern einen Bund geschlossen hatten. Aber sie thaten noch zween unglückliche Feldzüge, wobey sie ihre besten Truppen verloren. Ihre und ihrer Bundsgenossen Felder wurden verheeret, und sie konnten den Frieden nicht erhalten, den sie verlangten. Weil sie den Krieg fortsetzen mußten, zogen sie zu Felde, und der Zeitpunkt war gekommen, wo

sie

sie ihren Schaden erholen konnten, und wo sie die Römer nicht mehr zu fürchten hatten. Es stand in ihrer Gewalt, die feindlichen Legionen aufzureiben, welche Cajus Pontius ihr Feldherr, in einem Thale, das man die caudinischen Galgen nannte, zwischen Capua und Beneventum eingeschlossen hatte. Es scheint nach der Erzählung des Livius, daß hier alle Truppen der Republik seyn versammelt gewesen, und hätte sie diese verloren, so würde Rom keine Soldaten zu seiner Vertheidigung gehabt haben.

Herennius, der Vater des Pontius, wurde von den Samnitern befraget, was man zu thun hätte, und er gab den Rath, entweder alle Römer unverletzt zurückzuschicken, um dadurch sie zu Freunden zu machen; oder alle zu erlegen, damit man sie lange nicht mehr zu fürchten haben dörfte. Pontius wählte das Mittel. Er trat mit den Bürgermeistern in Unterhandlung, ließ das römische Kriegsheer unter dem Joche durchziehen, und behielt sechshundert Geiseln zurück. Durch den Vertrag verpflichtete sich die Republik, die Samniter nicht mehr zu bekriegen, und die Pflanzvölker zurückzunehmen, welche sie auf ihrem Lande angesetzt hatte. Wir wollen itzt sehen, wie sie sich von aller Verbindlichkeit loszumachen glaubte.

Sp. Posthumius, einer von den Bürgermeistern, welche dieses unglückliche Heer angeführt hatten, gab einen Rath, der nur seinem Heldenmuthe Ehre machet. Er rieth, ihn und alle,

die an dem Vertrage Theil gehabt hatten, den Samnitern auszuliefern; und er versicherte, daß der Feind zwar an ihnen sich rächen könnte, wie er wollte; aber das römische Volk, das keinen Vertrag gutgeheißen hatte, würde zu nichts verbunden seyn. Dieser Rath wurde gebilliget. Die Schlachtopfer wurden mit Fesseln beladen, und dem Pontius vorgestellt, welcher sie losließ, und zurückschickte. Er beklagte sich mit Rechte über die Untreue der Römer, welche den Vertrag hätten gutheißen, oder die Dinge in den vorigen Stand wieder setzen sollen.

Nachdem der Krieg heftiger als jemals angefangen hatte, bothen die Tarentiner ihre Vermittlung an, und droheten, ihre Waffen gegen dasjenige Volk zu kehren, das die Vermittlung nicht annehmen wollte. Aber die Bürgermeister achteten auf diese Drohung nicht. Sie hatten schon einen Sieg erfochten, griffen die Samniter zum zweytenmal an, machten sie beynahe ohne Widerstand nieder, ließen siebentausend unter dem Joche durchziehen, und bemächtigten sich der Stadt Satricum. Nach diesem Erfolge sagte ihnen Rom einen zweyjährigen Waffenstillstand zu. Es wäre vergeblich, wenn ich mich mit der umständlichen Beschreibung eines jeden Feldzugs aufhalten wollte. Aber es ist nicht allerdings unnützlich, das Kriegsglück der Römer, und den Verlurst ihrer Feinde Jahr für Jahr anzumerken.

Im

Im Jahre 437 nach Erbauung der Stadt Rom kam Apulien unter die Gewalt der Republik.

438 wurden die Samniter, welche Satricum entsetzen wollten, auf das Haupt geschlagen.

439 eroberten die Römer Satricum, nachdem sie den Samnitern eine zweyte Schlacht geliefert hatten. Der Dictator Q. Fabius belagerte Sora. Die Samniter versuchten zweymal diese Stadt zu entsetzen. Man weiß nicht, ob sie in einer ersten Schlacht einen Vortheil erhielten; aber in einer zweyten wurden sie vollkommen geschlagen.

440 nahmen die Bürgermeister Sora durch eine Verrätherey ein. Ausonia, Minturne, und Vescia wurden auf gleiche Art erobert, und die ganze Völkerschaft der Ausonier vertilget. Die Stadt Luceria, welche sich zu den Samnitern geschlagen hatte, erfuhr das nämliche Schicksal. Alles wurde niedergehauen. Die Samniter verloren in der Schlacht bey Capua dreyßigtausend Männer.

441 wurde Nola, Atina, und Calatia eingenommen.

443 verloren die Samniter Cluvia, Bovianum, und eine Schlacht, wo zwanzigtausend auf dem Platze blieben. In dem nämlichen Jahre fiel zwischen den Römern und Hetruriern ein Treffen vor. Es ist zweifelhaft, wer das Schlachtfeld erhielt, und der Verlurst war groß auf beyden Seiten.

444 verloren die Hetrurier zwo Schlachten. Die letzte kostete sechszigtausend Männer. In einem andern Treffen zwischen den Samnitern und Römern war der Verlurst zu beyden Seiten gleich.

445 schlug Fabius die Hetrurier, und eroberte Perusia. Papirius erfocht über die Samniter einen Sieg.

446 wurden die Marser und Pelignier nebst den Samnitern geschlagen. Die Umbrier unterwarfen sich beynahe ohne Widerstand, nachdem sie große Kriegsrüstungen gemacht hatten. Den Hetruriern wurde ein zweyjähriger Waffenstillstand zugestanden.

447 verloren die Salentiner mehrere Schlachten und verschiedene Städte. Die Samniter wurden neuerdings geschlagen.

448 fiel eine Schlacht vor, wo die Samniter dreyßigtausend Männer einbüßten. Sie erhielten Hülfsvölker, und wurden wieder erleget. Die Römer erneuerten ihr Bündniß mit Karthago.

449 erfuhren die Samniter verschiedene Niederlagen, und man nahm ihnen etliche Städte weg.

450 wurde mit den Samnitern Friede geschlossen. Die Aequier, welchen die Republik unter verschiedenen Vorwänden den Krieg erklärte, verloren in sechszig Tagen vierzig Städte, die meist von den Römern verheeret, und die Einwohner niedergemacht wurden. Dieser grausa-

me

me Staatsgriff zwang die Marser, Marucinier, und Peligner, den Frieden zu begehren. Rom gestand ihn zu, und machte ein Bündniß mit ihnen.

453 wurden die Marser geschlagen, welche die Waffen wieder ergriffen hatten: sie verloren ihre Städte, und unterwarfen sich. Die Hetrurier erfuhren das nämliche Schicksal, und erhielten einen Waffenstillstand auf zwey Jahre.

Wenn man nur obenhin diese Kriege beschaut, so sieht man, daß alle Völker gleich sehr für ihre Freyheit eiferten; daß sie die Waffen nicht eher von sich legten, als sie ganz entkräftet waren; und daß Rom die Völker vertilgte, um sie zu erobern. Diese Stadt gab insgemein nur einen ganz kurzen Waffenstillstand zu, weil sie ihren Feinden nicht Zeit lassen wollte, neue Kräfte zu sammeln; und die Völker, welchen sie den Frieden zugestand, waren schon zu Grunde gerichtet. Man nahm ihnen einen Theil ihrer Felder weg; man setzte Pflanzungen darauf an; und die mächtigen Bürger zogen allmählig die Felder an sich, die man ihnen gelassen hatte.

Der Krieg hatte den Mishälligkeiten der zween Stände Einhalt gethan. Die zahlreichen Pflanzungen, welchen der Senat in den eroberten Ländern Felder einräumte, verhinderten, oder endigten die Klagen des Volkes, und reinigten Rom von den unruhigsten Bürgern. Sobald aber die Republik von außen ungestört war, fiengen

die innerlichen Mishälligkeiten wieder an. Das Priesterthum gab die Veranlassung dazu.

Es waren dortmals vier Hohepriester und vier Zeichendeuter, alle aus dem Stande der Patrizier. Die Zunftmeister Q. und Cn. Ogulinus machten den Vorschlag, für die gemeinen Bürger vier Stellen der Hohenpriester und fünf Stellen der Zeichendeuter zu errichten, weil die Zahl der letztern hätte ungerad seyn sollen. Die Patrizier, die schon so oft nachgegeben hatten, und vorausahen, daß sie wieder würden nachgeben müssen, stellten sich an, als wäre ihnen nichts angelegener, als die Religion, und sie sagten, die Götter müssen die Verunehrung der geheiligten Dinge verhindern. Ap. Claudius der ihre Gründe vortrug, wiederholte alles, was in dergleichen Streithändeln schon gesagt worden war. Aber ihre Gründe verloren alle Tage von ihrer Kraft. Man wollte sich hart bereden lassen, daß das Priesterthum verunehret wäre, wenn Männer dazu gelangeten, die schon alle Würden besetzet, unter den günstigsten Zeichen der Götter gesieget, und durch die Verwahrung der sibyllinischen Bücher schon einen Antheil zum Priesterthume erworben hatten. Diese Vorstellung machte P. Decius Mus, ein Sohn desjenigen, der sich geopfert hatte; und das Gesetz wurde eingeführt. Durch diese Neuerung wuchs die Versammlung der Priester auf acht, und die Versammlung der Zeichendeuter auf neun Glieder an.

Ikt

Itzt waren alle Ehrenstellen für beyde Stände gemein. Gleichwie die Römer zuvor den Adel nach der Herkunft beurtheilten, also beurtheilten sie ihn von derselben Zeit an nach den oberkeitlichen Würden. Da die Patrizier, als Patrizier, keinen Vorzug hatten, so wurden sie unter dem Pöbel vermenget, wann sie keine andern Ehrentitel, als ihre Geburt, aufweisen konnten; und die gemeinen Bürger kamen in den Stand des Senates, wann sie curulische Amtswürden erlanget hatten. Diese Veränderung hub auf gewisse Art allen Unterschied zwischen den gemeinen Bürgern und den Patriziern auf; und anstatt dieser zween Stände kamen itzt zween neue Stände, des Volks und des Senates, in Betrachtung.

XV. Kapitel.

Bis zur Eroberung Italiens.

Im Jahre 456 nach Erbauung der Stadt Rom fieng der Krieg mit den Samnitern wieder an. Ich will die Geschichte davon nicht Jahr für Jahr beschreiben. Genug, daß er für sie eine beständige Kette von Unglücksfällen gewesen ist. Nach vielen Niederlagen wurden ihre Truppen aus Samnium verjaget, und flüchteten sich in Hetrurien. Ihr ganzes Land wurde verheeret, und ihre vornehmsten Städte fielen den Römern in ihre Gewalt.

Nachdem sie sich mit den Hetruriern vereiniget hatten, waren sie deßhalben nicht glücklicher. Die Bürgermeister erhielten neue Siege über die zwey vereinigten Völker. Sie verheerten Hetrurien, und zwangen die Einwohner um Frieden zu bitten. Endlich legten die Samniter, nach neuen Versuchen und neuem Verlurste, die Waffen nieder, weil sie nicht mehr im Stande waren, ihre Freyheit zu behaupten. Dieser Krieg, der neun und vierzig Jahre gedauret hat, gab zu vier und zwanzig Triumphen Gelegenheit. In einer der letzten Schlachten opferte sich P. Decius Mus, nach dem Beyspiele seines Vaters, für das Kriegsheer auf. Die Republik hatte ihre größten Siege dem Fabius zu danken.

Allezeit mußten am Ende des Krieges Mishälligkeiten wieder anfangen. Unerachtet des Gesetzes, welches den Gläubigern verboth, den Schuldnern die Freyheit zu rauben, folgte man dennoch dem Gebrauche, einen Schuldner, der nicht bezahlen konnte, mit Fesseln zu belegen, und man sah den nämlichen Auftritt wieder, welcher zu diesem Gesetze die Veranlassung gegeben hatte. Veturius, eines Bürgermeisters Sohn, hatte von C. Plotius Geld aufnehmen müssen. Nachdem ihn dieser Wucherer durch übertriebene Zinse außer Stand gesetzt hatte zu bezahlen, griff er an seine Person, foderte von ihm alle Dienste, welche Sklaven thun müssen, und wollte ihn noch überdas mishandeln. Dieser junge Mensch war ihm entflohen: er meldete sich bey

den

den Bürgermeistern, und foderte Recht von ihnen. Man sah an seinem Körper die Striemen von den Streichen noch, die er empfangen hatte. Die Bürgermeister statteten alsobald dem Senate Bericht davon ab, welcher den Plotius ins Gefängniß werfen ließ, und Befehl gab, allen, die Schulden halben gefangen waren, die Freyheit zu schenken. Das Volk war mit diesem Urtheile nicht vergnügt, sondern verlangte eine gänzliche Aufhebung der Schulden; und es zog auf Janikulum hinaus, mit dem festen Entschlusse, nicht mehr in die Stadt zu kommen, bis man ihm würde Genügen gethan haben. Q. Hortensius, der zum Dictator ernannt wurde, wußte gleichwohl das Volk zurückzubringen, ohne ihm alles, was es verlangte, zu bewilligen. Das publilische Gesetz, welches verordnete, daß ein jeder Bürger gehalten seyn sollte, die Plebiscita zu beobachten, wurde beständig verletzet; und dieses war für das Volk einer unter den Hauptgegenständen des Mißvergnügens. Hortensius erneuerte dieses Gesetz, und wußte das Volk zu bereden, daß es für dieselbe Zeit nichts weiter verlangte.

Zwölf Jahre zuvor waren die Senonenser, Völker aus Gallien, die an dem adriatischen Meere wohnten, den Hetruriern zu Hülfe gekommen: sie waren in der Schlacht, wo sich Decius aufgeopfert hatte, geschlagen worden. Nun griffen sie zu den Waffen wieder, um Hetrurien zu bekriegen, und sie belagerten Aretium,

eine

eine Stadt, welche dortmals mit den Römern im Bunde war. Die Republik rüstete sich zum Kriege, und machte zugleich Friedensvorschläge. Aber die Senonenser erschlugen die Abgesandten, die Rom an sie schickte, und das Heer, welches zum Schutze der Aretiner ausgezogen war, wurde in Stücke gehauen. Rom verweilte nicht lang sich zu rächen. Der Bürgermeister Cornelius Dolabella eilte mit großen Schritten in das senonensische Gallien, welches sich gegen einen schnellen und unversehenen Einfall nicht schützen konnte. Er verwüstete die Felder, brannte die Häuser nieder, ließ alle streitbare Männer über die Klinge springen, führte die Greisen, Weiber und Kinder mit sich fort, und verwandelte das ganze Land in eine abscheuliche Wüste. Im folgenden Jahre wurden die Einwohner des bojischen Galliens, welche sich gegen die Römer gewaffnet hatten, in die Pfanne gehauen, und bathen um Frieden. Dieser Krieg der Gallier nahm im dritten Jahre sein Ende.

Die Hetrurier und Samniter hatten durch ihren langen Widerstand alle benachbarte Völker, die sich in ihre Streithändel gemischet hatten, mit sich ins Verderben gezogen; und von dem bojischen und senonensischen Gallien an, bis über Apulien und Lukanien hinaus, war alles unterjochet; das ist, alle Völker waren so sehr erschöpfet und schwach geworden, daß sie nicht mehr unabhängig bleiben konnten. In diesen Umstän-

den fiengen die Tarentiner an, Feindseligkeiten

zu begehen, obschon sie bisher nicht gewaget hatten, sich offenbar zu erklären. Sie eroberten etliche römische Ruderschiffe, die ihre Küsten befuhren, und nahmen die Stadt Thurie ein, welche sich unter den Schutz der Republik begeben hatte, und als sich Rom bey ihnen beklagen ließ, beschimpften sie seine Abgesandten. Der Bürgermeister L. Aemilius zog wider sie aus, schlug die wenigen Truppen, die man ihm entgegen stellte, nahm verschiedene Städte ein, und verheerte das Land mit Feuer und Schwerte.

Die Tarentiner konnten sich nicht entschließen, sich zu unterwerfen. Allein da sie allzuschwach waren, sich selbst zu vertheidigen, konnten sie doch wenig Beystand von ihren Nachbarn erwarten. Die Mächtigsten waren durch eigene Niederlagen geschwächet: die übrigen getrauten sich entweder nicht, sich gegen die Römer zu erklären, oder sie waren ihrem Bündnisse beygetreten.

Seit langer Zeit hatten die Tarentiner im Brauche, Fremde zu Hülfe zu rufen. Archidamus ein Sohn des Agesilas, Kleonymus von Sparta, Agathokles, Tyrann von Syrakus, und Alexander, König von Epirus, hatten ihnen Beystand geleistet. Itzt riefen sie Pyrrhus an; sie luden ihn zur Eroberung der römischen Republik ein; sie gaben ihm die Versicherung, daß sie nur eines Feldherrn vonnöthen hätten, und wenn sie sich mit den Messeniern, Lukaniern, und Samnitern vereinigten, so wollten sie ihm drey

bis

bis viermal hundert tausend Soldaten ins Feld liefern.

Man wird sich erinnern, daß Pyrrhus bey der Schlacht von Ipsus sich eingefunden hat. Er hatte die Kriegskunst unter den Feldherren des Alexanders gelernet, und ist für einen der größten Heersführer zu seiner Zeit gehalten worden. Er hätte nur weniger Unruhe des Gemüthes, und mehr Standhaftigkeit in seinen Anschlägen haben sollen. Cineas, sein Minister, mit welchem er sich von der eingebildeten Eroberung Italiens unterhielt, fragte ihn, was er nachmals im Sinne hätte. — Es ist nicht weit von Italien nach Sicilien, sagte der König, und wir werden diese Insel desto leichter erobern können, weil sie durch viele Parteyen zerrüttet ist. — Und hernach? — Hernach wollen wir nach Afrika gehen. Glaubest du, daß uns Charthago werde Widerstand thun können? — Und wenn Sie auch Carthago werden erobert haben? — Dann wollen wir mit unserer ganzen Macht in Griechenland und Macedonien einfallen, und beyde unterjochen. — Endlich wann alles besieget ist? — Da wollen wir ausruhen, und uns belustigen. — Ey! warum fangen Sie nicht heute zu ruhen und sich zu belustigen an?

Plutarch, der diese Unterredung erzählet, mag sie wohl erdichtet haben: aber sie zeichnet den Charakter eines unruhigen Helden, und eines Ministers, der vernünftiger als sein Gebiether ist, vortrefflich aus.

Livius

Livius untersuchet, was geschehen wäre, wenn Alexander nach der Eroberung Asiens seine Waffen gegen die Römer gekehret hätte; und er muthmaßet mit Grunde, daß er würde verloren haben, wie wir sehen werden, daß Pyrrhus verloren hat. Die Römer kannten fürwahr die Kriegskunst besser, als immer ein Volk, weil sie beständig gekrieget hatten. Sie hatten dortmals eine große Menge vortrefflicher Feldherren; und niemals waren die Soldaten besser zu Strapazzen abgehärtet, und zur Mannszucht gewöhnt gewesen. Wenn Alexander in allen Schlachten gesieget hätte, so würde ihn wenigst jeder Sieg viel gekostet haben. Er hätte sich dann geschwächet, und die Römer, welche dortmals zweymal hundert und zwanzig tausend streitbare Männer zählten, wären allezeit wieder mit neuen Kräften aufgetreten. Sie hätten leicht den Abgang ihrer Soldaten ersetzen können: und für Alexandern wäre es hart gewesen, neue Truppen kommen zu lassen. Gleichwie die Römer nur ein Mittel hatten, die Samniter zu unterjochen, also gab es auch nur ein Mittel, sie selbst zu unterjochen. Man hätte durch lauter Siege alle Bürger, welche Waffen tragen konnten, ausrotten müssen. Würde das Alexander vermocht haben?

Pyrrhus kam den Tarentinern mit fünf und zwanzig bis dreyßig tausend Männern zu Hülfe. Er war erstaunet, daß der Krieg an den Sitten dieses weibischen Volkes keine Veränderung machte, und daß man sich ebenso sicher, als zu Frie-

denszeiten, mit Spielen und Feyrlichkeiten beschäftigte. Man hätte glauben sollen, er allein habe zu streiten, und die Tarentiner haben ihn nur berufen, um den Feind abzutreiben, der sie in ihren Vergnügungen hätte stören können. Er hieß sie die Waffen ergreifen, vertheilte sie unter seine Truppen, und legte ihnen ein strenge Mannszucht auf. Itzt schien er in ihren Augen ein unerträglicher Tyrann zu seyn. Pyrrhus verließ sich noch auf die Lukanier und Samniter, welche das Joch der Römer mit Ungeduld trugen, und die sich wirklich gefaßt machten, sich mit ihm zu vereinigen.

Als er vernommen hatte, daß der Bürgermeister Publius Valerius Levinus Lukanien verheerte, rückte er bis in eine Ebene vor, die zwischen den Städten Pandosia und Heraklea gelegen war; und er schickte einen Herold an die Römer, um ihnen seine Vermittlung anzubiethen. Der Bürgermeister gab zur Antwort, die Republik nehme Pyrrhus zu keinem Vermittler an, und werde ihn als Feind nicht fürchten. Der König, dem diese trotzige Antwort auffiel, stieg zu Pferde, um selbst die Römer zu beobachten, welche jenseits des Flusses Siris gelagert waren. Die Stellung dieser Barbarn, sagte er, sieht keineswegs barbarisch aus.

Er nahm sich vor nichts zu übereilen, weil er die Truppen der Bundsgenossen erwartete. Ueberdas glaubte er, daß eine Verzögerung für die Römer, die im feindlichen Lande waren, nach-

theilig werden könnte. Aber der Bürgermeister setzte über den Fluß, und das Treffen nahm seinen Anfang. Das Gefecht war lang und hitzig: man kam auf beyden Seiten öfters zum Weichen, und rückte mit gleicher Starkmuth wieder vor. Endlich gaben die Elephanten, die Pyrrhus auf den letzten Angriff aufbehalten hatte, den Ausschlag vom Siege. Diese Thiere, welche die Römer zum erstenmal sahen, breiteten unter ihrem Heere Schrecken aus: die Pferde, die ihren Geruch nicht ertragen konnten, giengen mit ihren Reutern durch. Alsdann überfiel Pyrrhus die Legionen mit seiner tessaliensischen Reuterey, brachte sie vollends zum Weichen, und richtete eine große Niederlage darunter an. Aber er ließ selbst beynahe eben so viele Todte auf dem Schlachtfelde liegen. Ich bin verloren, sagte er, wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte. Nun fieng er an zu besorgen, daß die Eroberung Italiens nicht so leicht werden möchte, als er geglaubet hatte.

Es stießen die Lukanier und Samniter zu ihm, welche sich entschuldigten, daß sie nicht früher gekommen waren. Viele Städte, die sich zuvor mit den Römern verbunden hatten, schlugen sich auf seine Seite, und er verheerte die Felder derjenigen Völker, welche der Republik getreu blieben. Allein er versuchte vergeblich Capua und Neapel zu überraschen; Valerius, der ihn beobachtete, und seinen Nachtrab beunruhigte, war ihm zuvorgekommen. Dieser Bürgermeister hatte zwo neue

Legionen erhalten, und sein Heer war eben so stark, als es vor der Schlacht gewesen war.

Weil dem Pyrrhus dieser Anschlag nicht gelungen war, versuchte er eine noch kühnere Unternehmung. Er rückte auf einmal nach Rom an, und kam bis Präneste, das ist, weniger als sieben Meilen auf diese Stadt zu. Aber Coruncanius, der Amtsgehülfe des Valerius, kam eben mit einem siegenden Heere aus Hetrurien. Als sich der König zwischen zweyen consularischen Kriegsheeren eingeschlossen sah, nahm er seinen Weg nach Tarentum zurück.

Obschon Rom den Grundsatz hatte, die Kriegsgefangenen niemals einzulösen, schickte sie doch Abgesandte an Pyrrhus, um für diejenigen, die in der Schlacht bey Heraklea waren gefangen worden, ein Lösegeld anzubiethen. Denn die Soldaten hatten wirklich tapfer gefochten, und man konnte das Unglück desselben Tages bloß dem Schrecken zuschreiben, den die Elephanten verursachet hatten.

Der König erwies allen Abgesandten große Ehren, und sonderbar dem C. Fabricius, den er gewinnen wollte. Der großmüthige Römer, obschon er arm und aus dem gemeinen Bürgerstande war, verwarf alle Anerbiethungen, die man ihm machte. Pyrrhus, der ihn darum höher schätzte, that ihm den Antrag, mit den Römern ein Bündniß zu schließen, und alle Gefangene ohne Lösegeld zurückzugeben. Er verlangte nur, daß die Tarentiner in dem Bündnis-

se

se mitbegriffen seyn sollten. Als die Abgesandten zurückkehrten, erlaubte er allen Gefangenen, die sich bey den Saturnalien einfinden wollten, ihnen zu folgen, dafern sie ihr Wort von sich gäben, zurückzukommen, wenn die Republik in den Frieden nicht einwilligte; und er schickte eine Gesandtschaft nach Rom.

Cineas war der Vorsteher dieser Gesandschaft. Da er ein Schüler des Demosthenes gewesen, schien es, als müßte er die Gabe zu überreden haben. Die Senatore waren in der That schon alle zum Frieden geneigt, als Ap. Claudius, der beste Redner unter den Römern zu denselben Zeiten, ihnen andere Gesinnungen beybrachte. Man gab dem Pyrrhus zur Antwort, die Republik werde sich mit ihm in keine Unterhandlung einlassen, bis er von Italien ausgezogen seyn würde. Nach den Saturnalien befahl der Senat allen Gefangenen, die nach Rom gekommen waren, bey Todesstrafe nach Tarentum zurückzukehren.

Im folgenden Frühjahre unter dem Bürgermeisteramte des P. Sulpicius, und des P. Decius fiel Pyrrhus in Apulien ein, und die zween Bürgermeister kamen ihm entgegen, und holten ihn bey Asculum ein, wo sie ihm eine Schlacht lieferten. Man weiß nicht, welches von beyden Heeren gesieget hat: die Nacht machte dem Streiten ein Ende, und der Verlurst war groß auf beyden Seiten. Ob Decius sich aufgeopfert habe, ist unbekannt; aber Pyrrhus hatte die Vor-

sorge gebrauchet, seinen Truppen Muth einzusprechen, wenn er sich etwa aufopfern sollte, wie das Gerücht erschollen war.

C. Fabricius und Q. Aemilius folgten auf die zween vorigen Bürgermeister. Der Leibarzt des Pyrrhus machte dem erstern den Antrag, diesem Fürsten Gift beyzubringen, wenn man ihm eine angemessene Belohnung für diesen Dienst zusichern wollte. Der tugendhafte Fabricius hatte Abscheu vor diesem Anerbiethen, und entdeckte dem Könige von Epirus die Untreue seines Leibarztes. Es machte die Rechtschaffenheit seines Feindes Eindruck auf Pyrrhus: er schickte ihm alle Gefangene ohne Lösegeld zurück, und ordnete den Cineas wieder ab, um den Frieden zu Stande zu bringen. Der Senat schickte ihm eine gleiche Anzahl von Gefangenen zu: aber auf den Antrag des Friedens gab er die nämliche Antwort, die er schon einmal gegeben hatte.

Die Römer ersetzten ihren Verlurst wieder; aber der König von Epirus vermochte das nicht. Er hatte seine besten Truppen verloren; und er bereuete, daß er sich so leichtsinnig in diesen Krieg eingelassen hatte, den er nicht hätte aushalten können, wenn er auch noch mehr Siege erfochten hätte. In dieser Lage both ihm Sicilien ein Mittel an, welches für seine Großmuth, Tapferkeit, und Unruhe angemessen war. Syrakus, Agrigentum, und Leontium riefen ihn um Beystand gegen die Karthaginenser an. Er bediente sich dieses Vorwands, und war froh, daß er einen

nen hatte, um aus Italien zu kommen. Gleichwohl ließ er in der Stadt Tarentum eine Besatzung zurück.

In seiner Abwesenheit, die zwey Jahre daurete, fiengen die Römer den Krieg gegen die Samniter, Lukanier, und Brutier wieder an, die von dem Könige von Epirus Bundsgenossen waren; und sie setzten ihn eifrig fort, obschon die Pest, welche zu Rom einriß, Bestürzung verbreitete. Als alle diese Völker nach vielem Verlurste sahen, daß sie sich zu vertheidigen nicht vermochten, schickten sie an Pyrrhus, und ließen ihm vorstellen, wenn er ihnen nicht eilends zu Hülfe käme, so wäre es ihnen unmöglich, sich dem Joche der Römer zu entziehen. Der König von Epirus, der in Sicilien weit mehr verlegen war, als er in Italien gewesen, kehrte nach Tarentum zurück. Er war schon verdammet, Vorwände zu suchen, um von allen seinen Unternehmungen abzustehen.

Er versuchte zum letztenmal sein Glück in einer Schlacht bey Beneventum. Da wurde er von Curius Dentatus geschlagen, und verlor fünf und zwanzig tausend Männer. Nun suchte er keinen Vorwand mehr, sondern dachte nur auf Mittel seine Bundsgenossen zu hintergehen, um die Gelegenheit zu finden, sich aus dem Staube zu machen; und, als man sichs am wenigsten versah, spannte er die Segel aus, und kehrte nach Epirus zurück.

Er hatte in dem Schlosse zu Tarentum Milo mit einer Besatzung zurückgelassen; und die Tarentiner standen unter der Bothmäßigkeit des Königs von Epirus. Sie glaubten, daß die Karthaginenser ihnen beyspringen möchten. Sie riefen dieselbigen um Hülfe an; und es kam eine karthaginensische Flotte, welche sie zur See belagerte, indessen daß das römische Kriegsheer sie von der Landsseite einschloß. Da sie sich nun unter das Joch von Karthago oder von Rom begeben mußten, hatten sie nicht einmal die Freyheit für sich zu wählen. Milo hatte sich mit dem Bürgermeister Papirius Cursor in eine Unterhandlung eingelassen, und sie waren gezwungen, sich den Römern zu ergeben. Sie lieferten ihre Waffen und ihre Schiffe aus; man schleifte ihre Mauern, und legte ihnen einen Tribut auf.

Samnium, Lukanien, Brutium, und die übrigen Provinzen, die sonst für die Freyheit gestritten hatten, waren nun entvölkert, und auser Stande, sich zu vertheidigen: sie unterwarfen sich, und die Römer brachten die Eroberung Italiens vollends zu Stande. Unter diesem Namen war das Gallien diesseits der Alpen nicht begriffen. Weil nun die Republik ihre Herrschaft erweitert hatte, erwählte man vier neue Schatzmeister, und ihre Anzahl wurde nachmals auf acht vermehret.

XVI. Ka-

XVI. Kapitel.

Von der Verfassung der Republik um das Ende des fünften Jahrhunderts.

Wir haben gesehen, daß die Zünfte des Servius Tullius nur eine bloße Localeintheilung waren. Dieser König hatte Rom in vier Theile, und das römische Feld in siebenzehn abgetheilt: daraus sind in allem ein und zwanzig Zünfte entstanden.

Die Anzahl der Zünfte in der Stadt ist niemals verändert worden: die ländlichen Zünfte haben sich vermehret, so wie die Republik Eroberungen gemacht hatte. Nach der Erobrung von Vejos richteten die Zinsmeister in den Feldern, die man den Hetruriern abgenommen hatte, vier neue auf: da sie unter den Bürgermeistern entstanden waren, nannte man sie consularische Zünfte, um sie von den alten zu unterscheiden.

Nachmals führte man zu verschiedenen Zeiten für die neueroberten Provinzen noch zehn andere ein. Es waren dann fünf und dreyßig Zünfte, wovon vierzehn consularische genannt wurden. Aber die zwo lezten sind erst im Jahre 513 nach Erbauung der Stadt Rom errichtet worden.

Um das Ende des fünften Jahrhunderts ist die Oberherrschaft, wie es scheint, von den Comitien nach Centurien beynahe ganz auf die Zunftcomitien gekommen. Es gab nur etliche Privatfälle noch, wo man die Stimmen in Centurien

einholte: es sind Bürgermeister in den Versammlungen der Zünfte erwählet worden. (*)

Die Geschichtschreiber geben uns kein Licht, wie es bey dieser Veränderung zugegangen sey. Ohne Zweifel ist sie langsam geschehen. So sehr die gemeinen Bürger sich werden bemühet haben, um alle Geschäffte an die Zunftcomitien zu bringen, eben so sehr werden die Patrizier beeifert gewesen seyn, dieselbigen an die Comitien nach Centurien zurückzuleiten. Aber endlich ist diese Veränderung zu Stande gekommen, als die Ehrenstellen beyden Ständen gemein wurden.

Sobald die Zünfte anfiengen, einen Einfluß auf die Regierung zu haben, konnten sie nicht mehr für eine bloße Localeintheilung gehalten werden, sondern sie wurden eine politische Abtheilung. Aus diesem Gesichtspunkte muß man sie in Zukunft betrachten. Wir wollen sehen, in was für einer Absicht die Republik diese Abtheilung gemacht habe.

Als sie in den eroberten Ländern Zünfte errichtete, stiftete sie alte Bürger darein; und sie übersetzte die Einwohner, welchen sie ihr Land nahm, um den neuen Zünften eine Stelle anzuweisen, nach Rom, oder unter die ländlichen Zünfte des Servius Tullius. Einerseits hatten diese neuen Bürger, welche sich unter den Augen der Oberkeiten befanden, wenig Einfluß, weil sie in ein und zwanzig Zünfte vertheilet, und in jeder

(*) Man sehe: Mém. de l'Acad. des belles lettres. T. 4. Dissertation de Mr. Boindin sur les tribus.

jeder von geringer Anzahl waren. Anderseits dienten die neuen Zünfte nicht allein, die Provinzen im Zaume zu halten; sondern sie führten auch dort den Geist und die Liebe der römischen Regierung ein.

Diese Zünfte gränzten nicht an einander, wie die Zünfte des Servius Tullius. Sie waren in verschiedenen Provinzen gelegen, und eine von der andern abgesondert.

Wann ein Volk das Wahlrecht erhielt, so vereinigte man es nicht mit einer der consularischen Zünfte, an welche es gränzte, sondern man vertheilte es unter die alten ländlichen Zünfte. Durch diese Vertheilung, die einem Volke nicht sonderlich gelegen war, hatte es weniger Gewalt in den Comitien.

Die Bürger, die keine Felder hatten, wurden in die vier Zünfte der Stadt vertheilet, welche aus diesem Grunde sehr übel bestellet waren. Sie enthielten die Freygelassenen, und alles, was wir Pöbel nennen. Es war eine Schande, unter diese Zünfte zu gehören. Die ländlichen, welchen die vornehmsten Familien beytraten, schienen allein ansehnlich zu seyn; und unter diesen waren die consularischen zum meisten angesehen, obschon sie zuletzt errichtet worden sind, weil sie aus alten Bürgern bestanden.

Sobald die Zünfte nicht mehr eine bloße Localeintheilung waren, so kam es natürlicher Weise den Zinsmeistern zu, das Volk in Zünfte einzutheilen. Wann sie diese Eintheilung machten,

so

so waren sie bedacht, so viel es seyn konnte, den Reichen mehr als den Armen, und den alten Bürgern mehr als den neuen, Einfluß zu lassen. Ihre Macht in diesem Stücke war durch kein Gesetz eingeschränkt, oder auch nur bestimmet. Der Misbrauch, den einer von dem Zinsmeisteramte machte, ist ein Beweis davon.

Im Jahre 442 misbrauchte Ap. Claudius, der zum Zinsmeister erwählet war, seine Gewalt auf eine unmäßige Weise. Um sich in dem Senate einen Anhang zu machen, besetzte er ihn sogar mit Söhnen der Freygelassenen. Sein Amtsgenoß, C. Plautius, legte sein Amt nieder, weil er sich einer Wahl schämte, die ohne seine Einwilligung geschehen war, und die man für unregelmäßig hielt.

Die Bürgermeister des folgenden Jahres, C. Junius Bubulcus und Q. Aemilius brachten ihre Klagen wider Claudius bey dem Volke vor. Sie erklärten, daß sie auf seine Wahl keine Achtung geben wollten, und alsobald beriefen sie den alten Senat wieder her.

Als Claudius sah, daß ihm dieser Versuch nicht gelungen war, machte er einen andern. Er vertheilte den ganzen Pöbel von Rom unter die ländlichen Zünfte. Diese Volksmenge hatte nach einer solchen Vertheilung den größten Einfluß bey den Comitien. Sie wurde zu einer mächtigen Faction, wovon Claudius das Oberhaupt war, und welche die Ehrenstellen an seine Lieblinge feilgab.

gab. Sie machte C. Flavius, den Sohn eines Freygelassenen, zum curulischen Baumeister.

Wir haben gesehen, daß ein Gesetz ergangen war, welches geboth, daß ein Zinsmeister niemals allein in seinem Amte verbleiben, sondern dasselbe niederlegen sollte. Folglich hätte Claudius sein Amt aufgeben sollen, als Plautius davon abgieng. Man konnte ihn aber nicht dazubringen.

Er that noch mehr: er behielt das Zinsmeisteramt fünf Jahre lang, obschon er es nach achtzehn Monaten hätte niederlegen sollen. Er behauptete, das ämilische Gesetz habe nur jene Zinsmeister betroffen, welche dortmals im Amte waren, als es der Dictator Aemilius gemacht hatte. Der Zunftmeister Publius Sempronius foderte ihn vor Gericht. Er machte ihm Vorwürfe, daß sein Geschlecht allezeit das Volk gehasset habe, und der Geist der Tyranney sey von seinen Vorältern auf ihn gekommen. Er wollte ihn ins Gefängniß schicken: aber drey andere Zunftmeister setzten sich dawider, und Claudius blieb allen Gesetzen zu Trotze Zinsmeister noch.

Q. Fabius und P. Decius folgten auf ihn. Sie stellten die Ordnung wieder her, da sie den ganzen Pöbel in die vier Zünfte der Stadt zurückwiesen. Fabius sonderbar hatte es zu Stande gebracht; und dieser Dienst schien von einer solchen Wichtigkeit zu seyn, daß man ihm bey dieser Veranlassung den Zunamen Maximus gab.

Im übrigen verrichtete Claudius nützliche Dinge, die er in achtzehn Monaten nicht hätte vollenden kön-

können; als zum Beyspiele: die appianische Straße (via appia), welche man nachmals für alle Straßen, die man machte, zum Vorbilde nahm; und einen Kanal, um gesünderes Wasser nach Rom zu leiten, als das Wasser in der Tyber war, welches allein man bisher getrunken hatte. Dieser Mann ist in seinem Zinsmeisteramte sowohl durch das Gute, als durch das Böse, das er gestiftet hat, berühmt geworden.

Die Zinsmeister, saget Herr von Montesquieu, warfen alle fünf Jahre ihre Augen auf den gegenwärtigen Zustand der Republik, und theilten das Volk in seine verschiedenen Zünfte also ein, daß die Zunftmeister und die Ehrgeizigen über die Wahlstimmen nicht Meister werden konnten, und daß das Volk selbsten nicht im Stande war, seine Macht zu misbrauchen. (*) Dieses ist in der That die heimliche Absicht der Zinsmeister gewesen; und es läßt sich fassen, warum die Zunftmeister oft so viele Mühe hatten, ihre Unternehmungen durchzusetzen. Da das agrarische Gesetz und die Aufhebung der Schulden hauptsächlich nur dem Pöbel von Rom nahe gieng, so hatten die Zunftmeister nur vier sichere Stimmen, so lang dieser Pöbel in vier Zünften ausgetheilt war. Wir müssen noch das Betragen der Republik gegen die Völker in Italien beobachten.

Sie gestand nicht allen einerley Vorrechte zu. Gleichwie sie sehr hart mit denjenigen verfuhr, wel-

(*) Grandeur & décadence des Romains. c. 8.

welche ihr Bündniß aufgegeben hatten, also war sie gnädig gegen jene, die ihr getreu blieben. Sie hatte zwo Gattungen von Bundsgenossen: einige wurden socii, andere fœderati geheißen.

Unter den erstern waren die freyen Völker, welche die Freundschaft der Republik der Ehre vorgezogen hatten, sich ihren Eroberungen zu widersetzen. Sie waren mit ihr im Kriege vereiniget, und hatten an der Ausbeute Theil. Von dieser Art sind die Lateiner und Herniker gewesen, bis auf 365, wo sie sich mit den Aequiern, Volsciern, und Hetruriern verbanden.

Unter den letztern waren die Völker begriffen, die man bezwungen hatte; aber nur jene, gegen die man nachsichtig verfahren war, denen man erlaubet hatte, sich nach ihren Gesetzen zu regieren, und die man municipes nannte. Die Republik ließ ihnen die Vorrechte angedeihen, so wie sie mit ihnen mehr oder weniger zufrieden war: diese bestanden in einer Bewilligung der Bürgerrechte, ganz oder zum Theile. Einigen gab sie das Wahlrecht, und sie konnten zu den bürgerlichen und militarischen Ehrenstellen gelangen. Bey andern erstreckten sich die Vorrechte lange nicht so weit, und sie hatten als Bürger nur einen Ehrentitel, der ihnen an der Regierung keinen Antheil verstattete.

Die eroberten Völker, mit denen man nach aller Strenge verfuhr, wurden von vorgesetzten beherrschet, die man ihnen alle Jahre zuschickte, und die ihnen Gesetze vorschrieben. Es gab zwo Gat-

Gattungen solcher Vorgesetzten: einige wurden von dem Volke ernannt; andere standen in der Wahl des Prätors.

Das Schicksal der Pflanzstätten war nicht einerley. Man ließ ihnen kein Vorrecht, wenn sie ohne Unterschied aus römischen Bürgern und aus Bundsgenossen in Latium bestanden. Enthielten sie aber lauter römische Bürger, so machte man bald Zünfte aus ihnen; und folglich genossen sie alle Rechte: ein andermal ließ man ihnen nur die Ehrentitel, nebst der Macht sich ihre Oberkeit zu wählen; und alsdann hatten sie keine Stimme bey den Comitien.

Unterdessen war die Verfassung aller dieser Völker nicht so festgestellt, daß sie sich nicht verändern konnte, und daß sie nicht in der That oft sich veränderte. Einige wurden ihrer Vorrechte verlurstig; andere erwarben sich welche. Die Rechte der Municipes wurden eine Belohnung für jene, die von Vorgesetzten beherrschet wurden; und die Regierung der Vorgesetzten wurde bey den Municipes für eine Strafe eingeführt. Aber die größte Gnade war, in die Zünfte aufgenommen zu werden. Die Republik hatte zum Grundsatze: zu belohnen, und vorzüglich zu strafen; und ihre Strafen sind strenge gewesen.

XVII. Ka-

XVII. Kapitel.

Gemüthsart der Römer.

Rom wurde auf einem fremden Boden gebauet, erhielt sich vom Raube, und die ungezogne Tapferkeit von ohngefähr dreytausend Straßenräubern war ihr Schutz. Sie raubten Früchte, Vieh, Felder, und Weiber. Da sie entweder siegen oder sterben mußten, kämpften und siegten sie bey Völkern, die nicht in diesem Nothfalle waren, und mehr hitzig als vernünftig zu Werke giengen. Bald vergaßen sie unter ihren Siegen, was sie gewesen waren: sie wurden auf einmal zu Bürgern; und die Raubbegierde, aus welcher sie die Waffen zur Hand genommen hatten, veränderte ihren Namen in Vaterlandsliebe, als sie etwas zu verlieren hatten. Gleichwohl blieben sie nicht im bloßen Wehrstande. Sie hatten Angriffe gethan, und mußten noch ferner angreifen. Weil sie außer ihrer Stadt unter den Mishälligkeiten, welche sie innerlich quälten, eine Zerstreuung suchen mußten, so wurden sie beständig von einem Kriege zum andern verleitet. Um die schon eroberten Völker vollends zu unterjochen, mußte man noch andere bezwingen, und alle auf gewisse Art ausrotten, damit allen die Macht benommen bliebe, ihre Freyheit wieder zu erlangen. Weil dann die Nothwendigkeit zu siegen nicht aufhörte, fuhren die Römer in ihrem Kriegsglücke fort, und glaubten endlich, daß sie zum Herrschen gebohren seyn.

Die Regierung war nicht völlig monarchisch, weil es nicht in der Macht des Regenten stand, sich aller Obergewalt anzumaßen. So lang das Volk an der Herrschaft Antheil hatte, nahm es auch an der Beute und an den Erobrungen Antheil. In der Folge, nachdem es arm geworden war, wurde es weniger gefürchtet, weniger geschätzet, und die Oberherrschaft fiel ganz den Patriziern zu, welche sich nach dem Geburtsrechte für unabhängig hielten, und natürlicher Weise hart und unbillig waren.

Die bürgermeisterliche Macht stellte nur einen Schatten von Freyheit vor, und erzeugte viele Tyrannen für einen, den sie abgeschafft hatte. Der Krieg wurde itzt nur für die Patrizier geführet. Wenn die gemeinen Bürger nicht im Stande waren, die Kosten eines jeden Feldzugs herbeyzuschaffen, so machten sie Schulden; und wenn sie nicht bezahlen konnten, so wurden sie Sklaven derjenigen, für welche sie Felder erobert hatten.

Dieß ist die Quelle der Mishälligkeiten gewesen. Die Patrizier waren hartherzig und blind: sie gaben nichts freywillig her, und ließen sich alles mit Gewalt nehmen. Ein erster Vortheil wurde für die gemeinen Bürger ein Recht mehr zu fodern, und wieder zu erlangen. Das militarische Zunftmeisteramt wurde errichtet, das Bürgermeisteramt unter beyden Ständen getheilt; beyde erhielten zu allen Ehrenstellen gemeinsamen Antheil.

Die

Die Schulden, und die agrarischen Gesetze waren der große Werkzeug der Zunftmeister des Volkes. Sie waren der Vorwand zu Unternehmungen, welche den Ehrgeiz zum Beweggrunde hatten. Die Armen blieben arm, und die Zunftmeister wurden zu den Ehrenstellen erhoben.

Mitten unter den Verwirrungen verlangte man Gesetze. Sie wurden gemacht, verdrehet, vergessen, und übertreten. Weder die Rechte der Patrizier, noch die Rechte der gemeinen Bürger, noch jene der Oberkeiten waren festgestellt. Die Habsucht war die Richtschnur der mächtigen Bürger; sie machten sich Rechte aus ihren Ansprüchen, und rissen alles widerrechtlich an sich. Die Oberherrschaft wurde dann auf gewisse Art mit Gewalt errungen. Da die Bürger sowohl in, als außer der Stadt einerley Denkensart hatten, so gab man in den Mishälligkeiten eben so wenig, als in den Kriegen, auf die Gerechtigkeit Achtung: in jenen wurden die gemeinen Bürger als Aufrührer, und die Patrizier als Tyrannen behandelt: in diesen mußten die Römer Usurpatoren und ihre Feinde Rebellen heißen. Sonderbar wurden die verbundenen Völker mishandelt. Ob sie gleich sich nicht für Unterthanen hielten, so glaubte doch Rom ihre Gebiethe-rinn zu seyn: und sie strafte an ihnen die Liebe zur Freyheit, als eine Empörung.

Tapferkeit ist der schönste Vorzug der Römer gewesen. Wir wollen sie bewundern, aber ihr zugleich ihren wahren Werth bestimmen. Sie

mußten tapfer seyn, weil sie sich beständig im Nothfalle sahen, entweder zu siegen, oder in die Dienstbarkeit zu gerathen. Außerdem muß ein Volk alles wagen, wenn es sich nach Zeichendeutungen, welche ihm den Beystand der Götter versprechen, des Sieges versichert glaubt. Seine Tapferkeit wird alsdann ein wahrer Schwärmgeist. Es kämpfet für das, was es Vaterland heißt, und glaubet für die Götter zu kämpfen, die es in alle seine Unternehmungen, auch in die ungerechtesten, mit einmischet. Aber die Tugenden, wie mir scheint, verlieren viel von ihrem Werthe, wenn sie sich auf Vorurtheile gründen, welche der Vernunft zur Schande gereichen.

Wir müßten bedauren, wenn es keine Griechen gegeben hätte. Aber was haben wir den Römern zu verdanken? was haben sie erfunden? was haben sie vollkommener gemacht? Sie haben freylich große Männer gehabt: aber ein solches Volk ist allemal eine Plage für den Erdkreis.

Man lobet ihre Genügsamkeit, ihre Uneigennützigkeit, und ihre Armuth. Man spricht von Cincinnatus, der seinen Acker pflügte; von Fabricius, welcher die Anerbiethungen des Pyrrhus ausschlug; und von Curius Dentatus, der den Samnitern zur Antwort gab: **Ich will lieber Leute regieren, die Gold haben, als daß ich es selber habe.** Allein man darf von einer

ner Nation nicht nach etlichen Bürgern urtheilen: man muß die Denkensart beobachten, die bey ihr herrschet. Der Geiz der Reichen stürzte das Volk in die Dürftigkeit: dieser veranlaßte den himmelschreyendsten Wucher: dieser belegte die Bürger, die nicht bezahlen konnten, mit Fesseln: dieser ist mit einem Worte der Grund aller innerlichen Zerrüttungen gewesen. Freylich waren die Römer nicht geldgeizig, so lang sie das Geld nicht kannten: aber sie geizten nach Kupfer, und das Metal verändert in der Hauptsache nichts.

Die Beyspiele der Uneigennützigkeit, die man im fünften Jahrhunderte findet, sind eine bloße Wirkung der Eifersucht, die zwischen den zweenen Ständen herrschete. Die gemeinen Bürger, wie Fabricius und Curius, liebten ihre Armuth, weil sie dadurch vor dem Neide geschützet waren; und sie liebten sie destomehr, weil sich die Patrizier durch ihren Geiz verhaßt machten. Diese Denkensart mußte bey allen gemeinen Bürgern herrschen, welche sich durch ihre Dienste auszeichnen konnten, und der Achtung, die man sich durch Reichthum erwirbt, nicht vonnöthen hatten.

Die reichen Bürger dachten ganz anders. Niemals hat man ihren Wucher einzuschränken, oder ihre Gewaltthätigkeiten zu verhindern gewußt. Obschon das licinische Gesetz nicht verstattete, mehr als fünfhundert Morgen Landes

zu besitzen, eigneten sie sich doch in den letzten Kriegen ganze Provinzen zu: sie verjagten die vorigen Einwohner daraus, und bevölkerten sie mit ihren Sklaven. In diesen Zustand waren viele eroberte Länder aus Habsucht gerathen, als Rom die Eroberung Italiens vollendet hatte.

Sieben-

Siebentes Buch.

I. Kapitel. (*)

Von den Karthaginensern bis auf ihr Bündniß mit Xerxes.

Elisa, die unter dem Namen Dido besser bekannt ist, hat Karthago gestiftet. Pygmalion, ihr Bruder, regierte zu Tyrus: er war ein geiziger, grausamer Fürst, zum Unglücke seiner Unterthanen gebohren, und folglich selbst unglücklich. Sichäus, sein Oheim und Schwager, wurde ein Schlachtopfer seines Geizes. Er brachte ihn ums Leben, damit er sein Vermögen erlangte.

Sichäus war außerordentlich reich. Deßhalben ist zu vermuthen, daß der größte Theil seines Vermögens in Sachen bestund, die nicht heimlich ohne Wissen des Königs von Tyrus fortgeschafft werden konnten. Es ist also nicht wahrscheinlich, was immer auch die Geschichtschreiber sagen mögen, daß Dido dem Pygmalion die ganze Frucht seines Verbrechens entwandt habe.

(*) Um den Fortgang der römischen Waffen zu betrachten, muß man nothwendig die Karthaginenser, und die Völker in Sicilien kennen, derer Geschichte überhaupt gekannt zu werden verdienet. Dieß wird der Stoff von diesem Buche seyn.

Es scheint nur, sie sey mit einigen Schätzen entflohen, und habe an den Küsten von Afrika, bey Uptika, einer phönicischen Pflanzstätte, gelandet.

Tyrus ist berühmt von seinem Alterthume, und diese Stadt hat ihren Handel und ihre Macht zu Meere ausgebreitet. Gewerbsamkeit machte die Bürger reich: der Luxus, der auf das Reichthum folget, gab der Gewerbsamkeit neuen Antrieb; und die Künste, sowohl als die Wissenschaften, die sich auf die Bedürfnisse eines blühenden Volkes beziehen, kamen in Aufnahme.

Das Gefolg der Dido bestand ohne Zweifel nicht aus den unansehnlichsten Leuten von Tyrus: denn die Künste, Wissenschaften, und Tugenden fliehen vorzüglich die Tyrannen. Man darf also die Stiftung von Karthago nicht nach der Stiftung der Städte in Griechenland, und noch weniger der Stadt Rom beurtheilen. Die ersten Einwohner waren keine Flüchtlinge, die sich unter wilden Völkern niederließen; sie waren keine Räuber, die sich von allen Seiten gesammelt hatten, und die Städte bekriegten, wo man sie für Bürger nicht annehmen wollte. Es waren gewerbsame Leute, welche ein Land suchten, wo ihnen verstattet wäre, der Früchte ihrer Talente zu genießen.

Die Schriftsteller kommen in der Zeit, wo Karthago gebauet wurde, nicht übereins. Einige behaupten, es sey 142, andere, nur 65 Jahre vor Erbauung der Stadt Rom gewesen; und

und zwischen diesen zwoen Meynungen giebt es noch verschiedene, die alle um etliche Jahre voneinander abgehen. Aber der Zwischenraum von 65 auf 142 Jahre will für uns wenig sagen, da wir nicht so sehr die Bestimmung eines Datums, als lehrreiche Thatsachen suchen. Ich will nur die Vermuthung annehmen, daß die Stiftung von Karthago in jene Zeit falle, wo Lykurg seine Gesetze gab, das ist, auf das 885 Jahr vor Christi Geburt. Wenn es ein Fehler ist, so mag er nicht groß seyn. Er wird diese Begebenheit mit einem Zeitpunkte verbinden, den wir schon kennen, und das wird unserm Gedächtnisse zu Statten kommen.

Dido kaufte das Erdreich, worauf sie Karthago bauete, und unterwarf sich, den Afrikanern, die es ihr verkauften, einen Tribut zu bezahlen. Es ist möglich, wie man erzählet, daß sie sich ohne Widerstand niedergelassen habe: denn zu jenen Zeiten, wo die Gastfreyheit sonderbar die Tugend der armen Völkerschaften war, bezeigten sich die Völker eben so menschenfreundlich, wann man keine Gewalt gegen sie brauchte, als sie im Kriege grausam waren. Ueberdas hatten die Afrikaner, die sich weder auf die Handlung, noch auf die Schiffahrt verlegten, keine Ursache ihre Küsten zu vertheidigen. Da sie dieselbigen nicht zu brauchen wußten, so überließen sie andern ohne Schwierigkeit einen Theil davon; und wahrscheinlicher Weise sahen sie die Stiftung einer neuen Pflanzstätte eher mit Neu-

gierde, als mit Eifersucht an: deßhalben waren sie vielmehr geneigt, die Absichten der Dido zu fördern, als zu hintertreiben. Gleichwohl wäre es möglich, daß man diese Fürstinn nur deßwegen für die Stifterinn von Karthago gehalten hätte, weil sie diese Stadt etwa beträchtlich erweitert hat: denn Phönicier hatten, wie es scheint, schon mehr als drey Jahrhunderte zuvor, den ersten Grund dazu geleget.

Wir haben gesehen, nachdem die Hebräer das Land Kanaan erobert hatten, daß Sidon den Phöniciern eine Freystätte anboth; daß diese Stadt ihnen Schiffe gab, und viele Pflanzörter für ihre Handlung anlegte. Sie schickte Pflanzvölker auf die Inseln des mittelländischen Meeres, an die Küsten von Afrika und von Spanien aus; und die Erbauung von Utika und Cadix fällt in dasselbige Zeitalter. Zur Zeit des trojanischen Krieges befuhren die Phönicier die Meerenge von Gibraltar, und legten an den westlichen Küsten Spaniens und Afrikens verschiedene Städte an. Sie bereicherten sich durch die Handlung, und verlegten sich bey Zeiten auf die Künste; und alle mündliche Erblehre leistet Gewähr, daß die Wissenschaften bey ihrem Anfange den Phöniciern wenigst eben so viel zu verdanken hatten, als sie immer den Aegyptiern und Chaldäern mögen zu verdanken gehabt haben. Sie waren

freyer,

freyer, als diese Völker, weil die Handlung bey ihnen blühete, und dachten auch mit mehr Freyheit.

Die Tyrier und Karthaginenser hatten alles mit einander gemein: Sprache, Gebräuche, Gesetze, Religion, Gewerbsamkeit, Künste, und Wissenschaften. Man darf also nicht zweifeln, daß die Karthaginenser auch ihre Geschichtschreiber gehabt haben werden, weil selbst die Phönicier etliche Jahrhunderte zuvor einige gehabt hatten. Gleichwohl sind die ersten Zeiten ihrer Geschichte gänzlich unbekannt. Die Römer, die Karthago zerstöret haben, wollten, wie es scheint, von dieser Stadt nichts als ihre Erobrung bekannt werden lassen; und sie vernichteten alle Denkmäler, woraus wir hätten erfahren können, was sie gewesen ist.

Die Pflanzstätten, die an den Küsten von Griechenland angelegt wurden, sind langsam in ihrem Fortgange gewesen. Ganz anders hat es sich mit Karthago verhalten. Die Bürger dieser Stadt, welche gewerbsamer waren, verlegten sich auf die Schiffahrt und die Handlung, mit desto besserm Erfolge, weil sie nur dem Beyspiele der Tyrier nachfolgen dorften. Ihre Lage war vortheilhaft für beyde: wenn sie sich zur See mächtig machten, konnten sie es auch auf dem festen Lande in Afrika werden, und alles trug bey, die Karthaginenser zu einem handeltreibenden Volke zu machen. Schon zu den Zeiten des Cyrus waren sie durch ihre Seemacht in Ansehen. Eines

nes der ältesten Seetreffen, wovon in der Geschichte gesprochen wird, ist jenes, das ihre Flotte, mit der Flotte der Hetrurier vereiniget, gegen die Phocenser auf Jonien lieferte, welche der Herrschaft des Königs in Persien entflohen. Diese schmeichelten sich, den Sieg erhalten zu haben: aber ihr Verlurst war so groß, daß sie Cyrnos, das heutige Corsika, verließen. Sie mußten sich nach Rhegium flüchten, und vereinigten sich nachmals mit zwoen ihrer Pflanzstätten, von denen eine zu Marsilien, und die andere auf einem kleinen Eylande, Lukanien gegen über, sich zuvor angesetzet hatten.

Man hat von der ersten Regierungsform der Karthaginenser keine Spur übrig. Wahrscheinlicher Weise ist sie monarchisch gewesen, weil die Tyrier von keiner andern gewußt haben. Aber die Monarchie bestand zu jenen Zeiten nicht mehr, wo wir anfangen, die Geschichte von Karthago zu kennen. Wenn wir so weit zurückforschen, als uns möglich, so sehen wir eine Republik, von der wir uns keinen genauen Begriff machen können, und deren Verändrungen uns vollkommen unbekannt sind.

Ich vermuthe, man irre sich, wenn man die ersten Pflanzungen der Karthaginenser, auf die Inseln im mittelländischen Meere und auf die Küsten in Spanien, für Kriegseroberungen halten will. Sie sind im Anfange keine Soldaten gewesen, und haben keine Soldaten im Solde gehabt: sie waren Kaufleute, die überall zulände-

ten,

ten, wo sie mit Vortheil ihre Waaren umtauschen konnten. Sie hatten zu Tyrus erfahren, daß die Völker in Spanien, die nichts von Künsten und Kenntnissen wußten, Geld und Silber im Ueberflusse hatten, und daß sie diese Metalle in keinem Werthe hielten. Sie giengen dann, nach dem Beyspiele der Tyrier, und bothen den Spaniern Dinge von geringem Werthe an, wofür sie Gold und Silber zurückbrachten. Diese Schätze waren nicht alles, was man aus Spanien zog. Man holte auch Eisen, Bley, Kupfer, und Zinn von ihnen: und dieser Handelszweig war auch ziemlich beträchtlich.

Eine Sache erhält nur durch den Gebrauch, den man damit machet, seinen Preis. Die Spanier gewannen also selbst bey dem Tausche, den sie mit den Karthaginensern machten. Folglich war es ihr eigener Nutz, dieselben herbeyzuziehen; und es läßt sich vermuthen, daß sie nicht allein ihren Pflanzungen sich nicht widersetzet, sondern ihnen auch Felder zu kaufen angebothen, oder vieleicht frey abgetreten haben. Also hat Karthago bey Völkern, die mit dem Auslande Handel zu treiben suchten, Pflanzstätten angelegt. Eben so leicht haben sich die Karthaginenser bey wilden Völkern ansetzen können, die zwar keine Art von Handel eingehen wollten, die sich aber in ihre Wälder und auf ihre Berge zurückzogen, wann Fremde an ihren Küsten landeten.

Durch die Handelsleute von Tyrus und Karthago theilten das Morgenland und das Abend-

land

land sich einander ihre Erzeugnisse mit. Sie waren die Factore von allen Nationen, und gewannen bey allen. Sie konnten diesen Handel treiben, ohne sich zu schaden. Ja, sie waren einander selbst behülflich: denn Tyrus und Karthago waren so gelegen, daß eine Stadt der andern zur Waarenniederlage diente. Aus Eifersucht entstand kein Krieg zwischen diesen zwoen Städten; und man beobachtet, daß sie allezeit in sehr gutem Verständnisse gewesen sind. Die Pflanzstadt vergaß des Mutterorts niemals, von dem sie entsprungen war. Alle Jahre schickte sie Geschenke dahin, und ließ dort den Schutzgöttern beyder Völker Opfer entrichten.

Da die Karthaginenser eben so schnell als leicht durch die Handlung reich geworden waren, hatten sie frühzeitig Flotten und Soldaten. Alsdann wurden ihnen die erkauften Länder zu enge, und sie fiengen an, wider die Maurer, Numidier, und Afrikaner zu kriegen: sie machten sich von dem Tribute frey, den sie bezahlten; und erhielten Eroberungen in Afrika. Es läßt sich vermuthen, daß auch ihre Pflanzvölker versucht haben, sich zu erweitern, und folglich führten sie überall Kriege, wo sie Pflanzungen angelegt hatten.

Die Nationen, welche sie bestreiten mußten, waren eben nicht mächtig; aber sie schienen hart zu bezwingen zu seyn. Es war eine Menge kleiner Städte, die sich zwar zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung nicht füglich vereinigen konnten; aber alle waren kriegerisch, und alle eiferten gleich

sehr

sehr für ihre Freyheit. So war es in Spanien, Sicilien, und Italien beschaffen, wo die Karthaginenser ihre ersten Pflanzungen angelegt haben; und also war dortmals ganz Europa eingetheilt. Durch einen Sieg wurde man nur über ein kleines Gebieth Meister. Weiterhin traf man neue Feinde an: und wenn die Macht einer karthaginensischen Pflanzstätte immer so überlegen gewesen wäre, so hätte sie doch nur eine Stadt nach der andern bezwingen können; und aus diesem Grunde gieng es langsam mit ihrer Erweiterung zu. Unter allen diesen Kriegen waren für die Karthaginenser jene die wichtigsten, die sie in Afrika führten, wo ihnen sonderbar daran gelegen war, ihre Gränzen zu erweitern. Sie waren dort mächtig, als ihre Pflanzstätten vielmehr Niederlagen für die Handlung zu seyn schienen, als Plätze, die bestimmet seyn sollten, ihren Waffen einen Zutritt in das Land zu eröffnen.

Da sich die Karthaginenser mit ihrer Handlung beschäfftigten, hatten sie beynahe lauter Lohntruppen. Sie warben in Afrika, in Spanien, in Italien, in den Inseln am mittelländischen Meere, in Gallien, und in Griechenland Soldaten an. Sie konnten große Kriegsheere halten, weil sie reich waren, und weil überhaupt die Unterhaltung der Truppen nicht kostbar war: denn dortmals waren die allernothwendigsten Dinge sehr wohlfeil.

Der Krieg war noch keine Kunst geworden. Man führte ihn mehr tapfer, als regelmäßig.

Folg-

Folglich gab die Anzahl bey den Schlachten den Ausschlag, und die großen Heere trugen insgemein den Sieg davon. Die Karthaginenser mußten dann vieles Glück erfahren, und sie erfuhren es auch.

Das Geld war für sie die Seele des Krieges. Da sie sich immer im Stande fanden, Truppen zu kaufen, so konnten sie ihren Verlurst allezeit wieder ersetzen, und mit neuen Kräften über ihre Feinde herfallen.

In diesen Umständen gewöhnten sie sich, von ihrer Macht nach ihrem Reichthume zu urtheilen. Weil sie große Heere besoldeten, glaubten sie des Sieges gewiß zu seyn. Sie konnten sich nicht mehr einbilden, daß sie Unglück erfahren sollten; und da sie den übeln Ausschlag eines Feldzuges ihren Heersführern Schuld gaben, straften sie dieselbigen dafür.

Der Krieg, den sie mit den Griechen führten, die sich auf Sicilien angesetzt hatten, ist der erste, wovon man aus der Geschichte nähere Umstände weiß. Ohne Zweifel hatten sie lange Zeit zuvor auf dieser Insel Pflanzungen angelegt: aber man weiß die eigentliche Zeit davon nicht. Man sieht nur aus dem Vertrage, den sie mit Rom in dem Jahre der Vertreibung der Könige schlossen, daß sie einige Plätze an der mittäglichen Küste Siciliens hatten.

Man hielt dortmals die Karthaginenser für die vornehmste Macht im Abendlande. Darius schickte Abgesandte an sie, und schlug ihnen vor,

sich

sich mit ihm wider die Griechen zu vereinigen; und sie schloßen dieses Bündniß mit Xerxes, als dieser Fürst die Anschläge seines Vaters ausführen wollte. Sie verbanden sich, mit ihrer ganzen Macht die Griechen in Sicilien und Italien zu überfallen, indessen daß Xerxes wider Griechenland anrücken sollte.

II. Kapitel.

Von Karthago und Sicilien bis zum Ende des Krieges, den die Karthaginenser auf diesem Eylande führten.

Sicilien, die größte Insel auf dem mittelländischen Meere, hat auch, wie Griechenland, fabelhafte Zeiten gehabt, die nur aus den Dichtern bekannt sind, und die man unter die unbekannten Zeiten rechnen darf. Die Lestrygonier und die Cyklopen haben den Griechen die ersten Einwohner von Sicilien zu seyn geschienen, weil diese die ersten gewesen sind, die sie aus fabelhaften Erzählungen kennen gelernet haben. Aber sie hörten nicht eher von dieser Insel sprechen, als nach dem trojanischen Kriege, wo sich Trojaner, welche die Städte Erix und Aegesta erbaut haben sollen, daselbst angesetzt hatten.

Sicilien, das man Trinakria nannte, weil es dreyeckig ist, hatte seinen Namen Sikanien von den Sikaniern her, welche sich für Landseingebohrne ausgaben, und die man für Spanier

von Abkunft hält, weil in Spanien ein Fluß war, der Sikanus hieß. In der Folge bemeisterten sich die Sicilianer, die von Italien gekommen waren, eines großen Theils dieser Insel, welcher sie ihren Namen beylegten, und nöthigten die Sikanier, sich in den mittäglichen Theil zurückzuziehen.

Diese ersten Zeiten sind überaus dunkel. Das ist gewiß, daß dortmals, wo die Schiffahrt nicht bekannt war, die Völker von Italien allein haben nach Sicilien kommen können.

Das erste Pflanzvolk mußte, wie es scheint, sobald es anlangte, natürlicher Weise sich unter verschiedenen Führern zerstreuen. Ein jeder setzte sich an dem gelegensten Orte fest; und es entstanden mehrere Städte, von denen jede sonderheitlich sich selbst regierte.

Diese Städte waren lauter kleine Monarchien, welche viel Gemeinschaft mit einander hatten, weil sie von gleicher Abkunft waren, und sie schienen eine Art von Bundsgenossenschaft vorzustellen. Sie blieben mehr oder weniger vereinigt, so lang sie das Andenken ihrer Herkunft behielten, und wahrscheinlicher Weise ist es niemals in ihrer Macht gestanden, unter einerley Oberkeit zu leben, und eine einzige Republik mit einander auszumachen. Es verhielt sich mit ihnen, wie mit den Städten, die wir in Toscana, in Latium, und in allen Theilen von Europen, die wir beobachteten, gesehen haben.

Diese Regierungsart stellte das Land den Ausländern Preis. Es kannten sich also leicht neue Pflanzvölker auch wieder ansetzen; und folglich mußte Sicilien vielen Verändrungen ausgestellt seyn.

Diese Insel ist für die Handlung so vortheilhaft gelegen, daß man nicht vermuthen kann, daß die Phönizier unterlassen haben sollten, Pflanzungen dahin zu schicken. Ja, es ist wahrscheinlich, sie haben sich vor dem trojanischen Kriege darauf angesetzet, weil sie schon dortmals bis in das große Weltmeer schiffeten. Die Griechen sind erst nach den Karthaginensern dahin gekommen. Sie brachten die Demokratie, die Liebe zur Freyheit, die Talente mit sich, und machten die Künste und Wissenschaften blühen. Sie bemächtigten sich eines großen Theils der Seeküsten, und jagten die vorigen Einwohner, das ist, die Sikanier und Sicilier, tiefer ins Land hinein.

Ihre ersten Pflanzvölker sind um die Zeit der Erbauung der Stadt Rom nach Sicilien gekommen. Die Chalcidier von Euböa stifteten Naxos, Leontium, und Katana Archias von Korinth baute Syrakusa; und die Megarenser, die von Hyblon, einem Könige von Sycilien, waren aufgenommen worden, baueten Megara, und gaben dieser Stadt den Namen Hybla. Wir haben gesehen, daß die Messenier, nachdem sie von den Spartanern aus Peloponnesus verjagt worden waren, in der Stadt Zangla sich angesetzt haben, welcher sie ihren Namen beylegten. Ei-

nes von ihren Pflanzvölkern stiftete Himera. Die Syrakusaner legten zu den Städten Akre, Kasmäna, Kamarinum, und Gela den Grund. Ein Pflanzvolk, das von dieser letzten Stadt auszog, bauete Agrigentum; und ein anderes, das von Hybla kam, legte die Stadt Selinus an. Dieß waren die griechischen Städte auf Sicilien.

Syrakusa ist die blühendste gewesen. Allein es ist nicht möglich, die Ursachen ihrer Vergrößerung zu entdecken, und wir können ihre Geschichte erst bey der Regierung des Gelo zu beschreiben anfangen, wo sie schon mit der Geschichte von Karthago sich vermengt.

Als Kleander, der Tyrann von Gela, von einem Gelaner war ermordet worden, hinterließ er die Krone, dem Hippokrates, seinem Bruder, welcher die Befehlshaberstelle über seine Truppen dem Gelo auftrug. Dieser Feldherr war aus einem Geschlechte, das wegen der Priesterwürde in Ansehen stand, und er hatte Verdienste, wodurch er sich noch mehr Achtung verschaffte. Er besiegte verschiedene Völker, nahm den Syrakusanern Kamarinum weg, und erwarb sich durch sein fortdaurendes Kriegsglück einen herrlichen Ruhm.

Hippokrates ließ bey seinem Tode zween Söhne zurück, die ihm in der Regierung nicht folgten. Ein Volk, das für die Freyheit eifert, gewöhnet sich nicht, die Krone als ein Erbgut zu betrachten. Muth und Talente sind in seinen Augen gültigere Rechte, als die Geburt. Gelo wurde zum Könige gemacht.

Um dieselbe Zeit waren einige Bürger von Syrakusa durch eine Parteyrotte verbannet worden. Er warf sich zu ihrem Beschützer auf, und machte sich auf den Weg, um sie in ihr Vaterland zurückzubringen. Die Syrakusaner eröffneten ihre Thore, kamen ihm entgegen, nahmen die Verwiesenen wieder auf, und luden ihn selbsten ein, die Regierung zu übernehmen. Wenn er bisher seine Erobrungen mit Waffen erkämpfet hatte, so ist diese letzte der Preis seiner Tugenden gewesen. Dieß war das beste Mittel, alle lang zu erhalten. Syrakus ist unter seiner Regierung eine furchtbare Macht geworden.

Er regierte ohngefähr zehn Jahre, als Athen und Lacedämonien gegen Xerxes, der Griechenland bedrohete, von ihm Hülfe begehrten. Es scheint, er sey zuvor mit den Karthaginensern im Kriege begriffen gewesen, und habe bey den Athenienſern und Sparthanern vergeblich um Beystand angesucht. Gleichwohl both er ihnen zweyhundert Ruderschiffe, zwanzig tausend Fußgänger, zwey tausend Reuter, zwey tausend Schützen, und zwey tausend Schleuderer an. Er wollte sogar die Kriegskosten tragen; aber er wollte die Oberbefehlshaberstelle über alle Truppen. Nachdem man diesen Antrag verworfen hatte, gab er nach, und begnügte sich, nur die Flotte, oder die Landtruppen anzuführen. Er glaubte, wann die Athenienſer und Spartaner seine Bundsgenossen würden, so müßten sie auch unter seinen Befehlen stehen, weil er mehr Soldaten aufstellte,

als jedes von beyden Völkern. Diese Denkensart, die nicht allezeit richtig ist, war billig von Seite des Gelo, welcher in der That würdig war, Befehlshaber zu werden. Die Griechen gaben zur Antwort, sie haben Soldaten, und keine Heersführer vonnöthen.

Gelo, der für den Ausgang dieser Unternehmung der Barbarn besorget war, schickte drey Schiffe ab, die mit herrlichen Geschenken beladen waren, und machte dem Kadmus, dem er sie zu führen gab, den Auftrag, er sollte diese Schätze dem Xerxes zu Füßen legen, wenn etwa dieser König den Sieg erhielte. Kadmus brachte alles dem Gelo zurück: und Herodotus spricht ihm das Lob dafür. Er rechnete ihm zum Verdienste, daß er nicht die niederträchtigste Untreue begangen hatte. Man findet im Leben des Kadmus einen Umstand, der lobenswürdiger ist. Nachdem er auf dem Throne in der Insel Kos festen Fuß gesetzt hat, legte er die Krone von sich, weil seine Vorältern sie mit Unrechte erworben hatten.

Man hatte in Sicilien, wie es scheint, keine Kenntuiß von dem Vertrage des Xerxes mit den Karthaginensern. Denn die sicilianischen Schriftsteller versicherten, nach dem Zeugnisse des Herodotus, Gelo sey entschlossen gewesen, den Griechen beyzustehen, und er würde sogar unter ihren Feldherren gedienet haben, wenn nicht um dieselbe Zeit die Karthaginenser Sicilien mit Krieg überzogen hätten.

Sie waren von Terillus, dem Tyrannen von Himera, herbeygerufen worden, welchen Thero, der Tyann von Agrigentum, vertrieben hatte. Dieser stammte aus einem alten Geschlechte in Griechenland von Kadmus her. Er war ein Bundsgenoß des Gelo, dem er seine Tochter gegeben, und von welchem er die Nichte zur Ehe genommen hatte. Der König von Syrakus, der für seinen Schwäher zu Felde zog, hub fünfzig tausend Fußgänger und fünf tausend Reuter aus.

Die Rüstungen der Karthaginenser waren fürchterlich. Amilkar zog mit einer Flotte von zwey tausend Kriegsschiffen, drey tausend Frachtschiffen, und dreymal hundert tausend Landtruppen aus. Er setzte zu Panormus ans Land und belagerte Himera.

Man darf sich über dieses Kriegsheer nicht wundern. Es war zu Karthago nicht, wie zu Rom. Da jene Stadt in allen Ländern, wo sie ihre Handlung ausbreitete, Soldaten anwerben konnte; so sparte sie kein Geld dazu, weil sie der Meynung war, das Kriegsglück sey mit den großen Kriegsheeren verbunden. Diese Kaufleute dachten in diesem Stücke, wie Xerxes; und sie betrogen sich auf die nämliche Weise.

Amilkar hatte zwey Lager aufgerichtet. In einem waren seine Kriegsschiffe, die er ans Land gezogen hatte, und die er von seinen Seetruppen bewachen ließ. In dem andern befanden sich die Landtruppen. Er hatte beyde vortrefflich ver-

schanzet; denn er war für den größten Feldherrn der Karthaginenser bekannt. Aber es hält keine Verschanzung gegen die Tapferkeit aus, wenn sie von Klugheit geleitet wird, und wenn die Gegenwart des Geistes den günstigsten Augenblick zum Angriffe ergreift.

Die Reuterey des Gelo rückte auf das erste Lager an, ohngefähr um die nämliche Zeit, da der Feind eine Verstärkung erwartete, die man ihm von Selinus zuschickte. Dieser Trupp schlich als Freund sich ein, stieß den Amilkar nieder, der eben ein Opfer entrichtete, und legte Feuer an die Flotte. So viel hat ein Kriegsliſt vermocht. Tapferkeit brach in das zweyte Lager ein, und brachte dreymal hundert Tausende zum Weichen. Eine Hälfte verlor im Treffen, und in der Flucht das Leben; die andre wurde gefangen. Niemals ist ein Sieg durch so viele Todte, und so viele Gefangene verherrlichet worden. Es kamen nicht mehr als etwa zwanzig Schiffe davon, die sich zufälliger Weise auf der See befanden. Sie wurden aber von einem Sturme überfallen, und giengen zu Grunde. Kaum retteten sich einige Bootsknechte, um diese so unerwartete und betrübte Zeitung nach Karthago zu bringen.

Alle Tyrannen in Sicilien, sonderbar jene, die bisher dem Gelo zum meisten abgeneigt waren, bewarben sich um seine Freundschaft, und die Karthaginenser, welche ihn schon vor ihren Thoren zu sehen glaubten, bathen eilends um Frieden. Sie erhielten ihn auch. Eine unter den

Bedingnissen war, sie sollten ihren Gottheiten keine Menschenopfer mehr schlachten. Siegen ist rühmlich, wenn man den Besiegten solche Gesetze auflegt. In diesem Friedensschlusse ist Gelo noch über seinen Sieg erhaben.

Er hatte nicht vergessen, in was für einer Gefahr sich Griechenland befunden hatte, und er wollte mit einem zahlreichen Heere dahinkommen, wenn er auch unter den Befehlen eines Spartaners oder Athenienfers dienen müßte. In diesen Umständen erfuhr er den Sieg bey Salaminen. Als er nun keine Ursache mehr hatte, die Waffen zu ergreifen, und sowohl für den Frieden als für den Krieg herrliche Talente besaß, zog er die Ruhe dem glänzenden Kriegsglücke vor, und beschäfftigte sich damit, seine Unterthanen glücklich zu machen.

Er wollte von der Liebe der Syrakusaner versichert seyn, oder vielmehr, er wollte sich eine Gelegenheit verschaffen, ihrer Liebe zu genießen. In dieser Absicht rief er eine allgemeine Versammlung zusammtn, wo er befahl, daß sich alles Volk in Waffenrüstung einfinden sollte. Er selbst erschien dabey ohne Waffen, ohne Gefolg, ohne Pracht, und legte von seinem Betragen Rechenschaft ab. Man kann sich einbilden, was dieser Schritt ausgewirkt habe. Man hörte die Namen Wohlthäter, Erretter, erschallen, und von allen Seiten flog der Zuruf eines glücklichen Volkes auf. Man bestätigte ihn nicht allein in seiner Würde; sondern man beschloß auch in Ansehung

seiner, daß die Krone nach seinem Tode auf seine Brüder gelangen sollte. Die Syrakusaner waren zwar auf ihre Freyheit überaus eifersüchtig: allein wenn die Könige billig sind, so werden sie von den Völkern geliebet; und sind diese gleich immer so stolz sich selbst zu regieren, so wollen sie dennoch lieber gut regiert werden.

Man richtete dem Gelo eine Bildsäule auf. Ist er vieleicht als Sieger über die Karthaginenser vorgestellt worden? Nein: im einfachen Kleide eines bloßen Bürgers; so wie er vor der Versammlung des Volks gestanden war. Also lobten die Syrakusaner ihren König, und also wünschte ihr König gelobet zu werden.

Gelo, welcher die Fremden in seine Staaten herbeyziehen wollte, schenkte zehn Tausenden das Bürgerrecht. Unterdessen war er nicht zufrieden, ein zahlreiches Volk zu haben: er wollte auch, daß es sich beschäfftigen, und zur Arbeit abhärten sollte. Er richtete ein sonderbares Augenmerk auf den Ackerbau. Man sah ihn oft auf dem Felde spazieren gehen, wo er die Unterhaltung mit seinem Landvolke der Unterhaltung seiner Hofleute vorzog. Er betrachtete die Krone als eine Pflicht, den Staat zu vertheidigen, die Gerechtigkeit zu verwalten, die Schwachen zu beschützen, die nützlichen Talente aufzumuntern, und seinen Unterthanen ein Beyspiel von Tugenden zu geben. Zum Unglücke starb er zwey Jahre nach seinem Siege. Er wurde ohne Gepränge, wie er es befohlen hatte, oder vielmehr ohne

außer:

außerordentlichen Aufwand begraben: denn die Völker, welche ihn mit Thränen, bis an sein Grab zwanzig Meilen von Syrakus, begleiteten, sind ein großes Gepräng gewesen. Die Syrakusaner richteten daselbst ein herrliches Grabmaal auf.

Nachdem die Karthaginenser mit dem Könige von Syrakusa den Frieden geschlossen hatten, zogen sie gegen die Numidier und Cyrenäer aus. Cyrene war von Battus, einem Lacedämonier, mehr als hundert Jahre vor des Gelo Regierung, gebauet worden. Man weiß keine nähern Umstände von diesem Kriege.

Die Geschichtschreiber sind nicht einig in dem Urtheile, das sie von Hiero, dem Nachfolger des Gelo seines Bruders, fällen. Es scheint, er habe die verdienstvollen Männer aufgesucht, und er zog Dichter, wie Pindarus und Simonides waren, an seinen Hof. Sonst hat er nichts Merkwürdiges gethan. Er regierte eilf Jahre, und hinterließ die Krone seinem Bruder Thrasibulus, einem grausamen und blutdürstigen Tyrannen, der seine Unterthanen zwang, ihm dieselbe zu nehmen. Trasibulus begab sich, nach einer eilfmonatlichen Regierung, nach Lokris im großen Griechenland.

Bey dieser Gelegenheit warfen alle griechische Städte das Joch der Tyranney von sich ab, und schloßen ein Bündniß mit einander, um ihre Freyheit sicher zu stellen. Eine Versammlung, zu welcher eine jede ihre Abgeordneten schickte,

ließ

ließ den Befehl ergehen, daß man Jupiter dem Erretter eine Bildsäule aufrichten, und alle Jahre diese Begebenheit mit Opfern und Spielen begehen sollte.

Diese Versammlung, welche selbst die Oberkeiten wählte, schloß die Fremden aus, weil sie davorhielt, sie seyn mehr aufgelegt, Tyrannen zu gehorchen, als in einer Republik zu dienen. Diese gehäßige Ausschließung brachte sie zur Empörung. Syrakus hatte viele Mühe, sie zu bezwingen. Als endlich alle verbundene Städte sich gegen sie verschworen hatten, nöthigte man sie, sich nach Messina zu begeben.

Nun schien alles in Ruhe zu seyn. Aber bald hernach entstanden Verwirrungen, sonderbar zu Syrakusa, und bey dieser Gelegenheit führte man den Petalismus ein. Die Bürger schrieben auf ein Blatt von einem Oelzweige den Namen desjenigen, dessen Ansehen ihnen furchtbar schien, und er wurde auf fünf Jahre verbannet. Durch diesen Gebrauch wurden die ehrlichsten Leute von den Aemtern entfernet, und die Republik war Männern Preis gegeben, die zum wenigsten fähig waren zu regieren. Die Unordnungen stiegen so weit, daß man den Petalismus wieder aufheben mußte.

Neben der vortheilhaften Lage hatte Sicilien auch ein fruchtbares Erdreich. Die Freyheit eiferte die Gewerbsamkeit an. Der Ackerbau und die Handlung wurden mehr als jemals betrieben,

und

und die griechischen Städte kamen in kurzer Zeit in einen blühenden Zustand.

Unterdessen gestatteten die eigentlichen Sicilianer den Griechen nicht, des Friedens zu genießen. Deucetius, ihr Anführer, erfocht sogar Siege über verschiedne Republiken, und sonderbar über Syrakusa. Als er aber neue Anschläge machte, benahm ihm eine Niederlage, nach welcher er von seinen Truppen verlassen wurde, auf einmal alle Hoffnung.

In seiner Verzweiflung wagte er es, bey seinen Feinden selbst sein Heil zu suchen. Er kam um Nachtzeit nach Syrakus; und nachdem er auf den öffentlichen Platz gekommen war, warf er sich am Fuße der Altare nieder, und both dem Volke sein Leben und sein Land an. Die Syrakusaner konnten sich rächen: aber sie waren so großmüthig, und verziehen ihm. Sie glaubten, es sey erklecklich, ihn von sich zu entfernen: sie schickten ihn nach Korinth, um daselbst sein Leben zu beschließen, und sie wiesen ihm einen anständigen Unterhalt an. Aber die Ruhe war seinem Charakrere allzu wenig angemessen. Er kam nach Sicilien zurück, wo er eine neue Pflanzstätte zu errichten hoffete; und es gelung ihm schon, als ihn der Tod mitten in seinem neuen Glücke dahinraffte.

Die Syrakusaner führten dortmals mit den übrigen griechischen Städten Krieg. Ein Sieg, den sie über die Agrigentiner erhielten, schien ihrem Ehrgeize kein Hinderniß mehr übrig zu lassen.

sen. Sie wurden schon stolz gegen ihre Bundesgenossen, und sahen sich für die Beherrscher von Sicilien an. Je mehr ein Volk auf seine Freyheit eifersüchtig ist, desto tyrannischer ist seine Regierung. Die Leontiner die sich noch zur Wehre stellten, riefen die Republik von Athen um Hülfe an.

Wir haben gesehen, daß die Athenienser die Eroberung Siciliens im Sinne hatten, und daß sie sogar aus diesem Beweggrunde sich für die Korcyräer gegen die Korinthier erklärten. Sie ergriffen also den Vorwand, da man sie zu Hülfe rief, und rüsteten eine Flotte aus, welche in den Meeren Siciliens erschien. Allein da ihre Absicht nicht verborgen seyn konnte, bereueten die Leontiner, sie herbeygerufen zu haben, und machten Frieden mit Syrakus. Die Athenienser mußten die Kosten ihrer Ausrüstung büßen.

Ohngefähr zwölf Jahre hernach schickten die Athenienser eine neue Flotte unter den Befehlen dreyer Feldherren, Alcibiades, Nicias, und Lamarchus, nach Sicilien. Die Aegestaner, welche mit den Selinontanern, die von Syrakusa unterstützet wurden, im Kriege begriffen waren, hatten sich verpflichtet, ihre Truppen zu löhnen, und hatten ihnen den Beystand verschiedener Städte verheißen. Aber Athen hätte auf solche Verheißungen sich nicht verlassen sollen.

In der Meynung, es werde diese Republik, die etliche Jahre zuvor war hintergangen worden, keine neue Unternehmung auf Sicilien wagen, mach-

machten die Syrakusaner keinen Schritt zu ihrer Vertheidigung; und wahrscheinlicher Weise würde diese Zuversichtlichkeit unglücklich für sie gewesen seyn, wenn die Feinde, die sich zu Korcyra versammelt hatten, schnell nach Sicilien gekommen wären.

Athen hatte versäumet, sich der Völker im großen Griechenland zu versichern. Tarent und Lokris versagten dieser Republik ihren Beystand; und Rhegium, wo die Flotte sich versammelte, wollte es mit keiner Partey halten. Gleichwohl hatte man auf die Einwohner dieser Stadt gerechnet, weil sie von Chalcis abstammeten, so wie die Leontiner, welche Feinde von Syrakusa waren.

Es war die Frage, wo man den Feldzug eröffnen wollte. Die Heersführer wurden nicht einig. Die Meynung des Nicias war, man sollte auf Selinus anrücken. Da er immer diesem Kriege sich widersetzt hatte, wollte er nichts weiter, als den Frieden zwischen den Selinontanern und Aegestanern wieder herstellen.

Alcibiades, der den Athenienſern größere Siege versprochen hatte, machte den Vorschlag, sich um ein Bündniß mit den Sicilianern, Griechen, und sonderbar den Messeniern zu bewerben, deren Stadt und Haven den Weg nach Sicilien für neue Verstärkungen öffnete. Er dachte, man müsse vor allen Dingen den größten Theil der Völker auf diesem Eylande auf seine Seite bringen; denn alsdann stünde es frey, den Krieg,

wo

wo man es immer für schicklich fände, anzufangen.

Diese Vorkehrungen hätte man treffen sollen, ehe man von Athen auszog; aber sobald man zu Rhegium war, hatte man kein anderes Mittel mehr, als Syrakusa schleunig anzugreifen. Lamarchus gab diesen Rath; und man folgte ihm nicht.

Die Flotte segelte nach Sicilien ab, und Alcibiades überrumpelte die Stadt Katana, welche er einnahm. Dieß ist der ganze Antheil, den er bey diesem Kriege gehabt hat, den er gerathen hatte. Er wurde dort zurückgerufen.

Nach seiner Abreise hatte Nicias, sein Amtsgehülfe, allein den Auftrag, diesen Krieg auszuführen. Er hatte wenig Ansehen, weil er arm war. Man gab diesem Feldherrn Zaghaftigkeit Schuld. Er ist zwar langsam gewesen, einen Entschluß zu fassen; aber er führte alles, was er unternahm, herzhaft aus. Er erhielt einen Sieg, und fieng Syrakusa zu belagern an.

Die Syrakusaner schickten Abgeordnete an die Korinthier und Spartaner, und ließen sie zu Hülfe rufen, um die Macht der Feinde zu zertheilen. Alcibiades, welcher zu Sparta war, unterstützte ihren Vortrag: sie erhielten, was sie verlangten: die Lacedämonier fielen in das athenienſische Gebieth ein, und schickten einen Trupp Soldaten unter den Befehlen des Gylippus nach Syrakus. Die Korinthier rüsteten sich auch, dieser Stadt ohne Verzug beyzuspringen.

Unter-

Unterdessen wurde Syrakus eingeschlossen. Die Flotte der Athenienser verschloß den Eingang des Havens: ein Schanzgraben, den Nicias beynahe vollendet hatte, versperrete bald von der Landseite allen Zugang in die Stadt: die Völker in Sicilien fiengen an, sich für die Athenienser zu erklären: sie versorgten ihr Lager überflüßig mit Lebensmitteln; und die Syrakusaner, die in verschiedenen Ausfällen waren geschlagen worden, und großen Mangel litten, waren ohne Rettung verloren, wenn die Hülfe von Sparta und Korinth noch einige Zeit ausgeblieben wäre.

Sie dachten sich zu ergeben, und machten schon Vorschläge, als Gylippus ankam. Er hatte wenig Schiffe, und Nicias hätte sich seiner Landung widersetzen können; allein er war von seinem Kriegsglücke geblendet, und stellte sich an, als ob er ihn verachtete. Die Ankunft einer Flotte der Korinthier flößte den Belagerten bald vollends Muth wieder ein.

Alsdann gewann die Sache eine andere Gestalt. Gylippus, der in etlichen Treffen die Oberhand behielt, brachte viele Städte Siciliens auf die Seite der Syrakusaner zurück; und die Kräfte der Athenienser nahmen von einem Tage zum andern ab. Nicias, der seinen Mitgehülfen in einer Schlacht verloren hatte, schrieb an die Republik. Er stellte vor, wie nothwendig es wäre, das Heer zurückgehen zu lassen, oder neue Verstärkungen zu schicken: sonderbar verlangte er, man sollte an seine Statt einen Nachfolger

ernennen, weil ihm sein Alter und seine Gesundheit nicht mehr verstatteten, die Befehlshaberstelle zu behalten.

Die Athenienser ernannten Eurimedon und Demosthenes an die Stelle des Alcibiades und Lamachus. Der erste gieng unverzüglich mit zehn Ruderschiffen ab, und der zweyte wartete, bis man eine Flotte ausgerüstet hätte, welche eine größere Verstärkung nachbringen sollte. Man ließ dem Nicias die Befehlshaberstelle noch, und verordnete, daß er unterdessen, bis seine Amtsgehülfen ankämen, sich mit Menander und Euthydemus berathen sollte, welche in seinem Heere als Feldoberste dienten.

Er war indessen aus mehrern Schanzen vertrieben worden. Seine Truppen waren schwächer an der Zahl und an Kräften, und er wurde gleichsam in seinem Lager eingeschlossen, wo er nur mit großer Beschwerniß Lebensmittel erhielt. In dieser Verfassung nahm er sich vor, nichts zu wagen, ehe Demosthenes ankäme. Menander und Euthydemus, welche sich gern unter der Zeit ihrer Befehlshaberstelle hervorgethan hätten, waren nicht seiner Meynung; und sie zwangen ihn, die Schlacht, welche Gylippus ihnen anboth, anzunehmen. Der Spartaner wollte ihre Flotte zerstören, ehe sie neue Verstärkung erhalten möchten. Er zerstörte sie auch gänzlich, und am folgenden Tage langte Demosthenes an.

Dieser Krieg war alsdann für die Athenienser eine Kette von Unglücksfällen. Sie verloren

zur

zur See eine zweyte Schlacht, wobey Eurimedon das Leben einbüßte. Als sie nachmals versuchet hatten, sich zu Lande nach Katana zurückzuziehen, wurden sie von den Feinden verfolget, die alle Zugänge besetzet hatten. Sie kämpften herzhaft bis aufs äußerste; aber endlich mußten sie unterliegen, und sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Die Syrakusaner bedienten sich ihres Sieges auf eine unmenschliche Weise. Sie verurtheilten alle Athenienser, im Steinbruche zu arbeiten; und nachdem sie die zween Heersführer, Nicias und Demosthenes, mit Ruthen gezüchtiget hatten, nahmen sie ihnen das Leben. Dieß war das Ende jenes Krieges, in welchem Athen mehr als vierzigtausend Männer verlor.

III. Kapitel.

Von Sicilien und Karthago bis zum Tode Dionysius des Aeltern.

Nachdem die Feindseligkeiten zwischen Aegesta und Selinus wieder angefangen hatten, bathen die Aegestaner, welche befürchteten, daß sie Syrakusa für ihr Bündniß mit den Athenienssern bestrafen möchte, die Karthaginenser um Hülfe, und fachten einen neuen Krieg wieder an, welcher vielen Städten zum Untergange gereichte.

Annibal, ein Enkel Amilkars, landete auf Sicilien mit einem mächtigen Heere, und belagerte Selinus. Während daß die Agrigentiner und Syrakusaner langsame Vorkehrungen machten,

ten, um dieser Stadt beyzuspringen, wurde sie im Sturme erobert, und die Einwohner verloren das Leben oder die Freyheit. Es kamen nur zweytausend sechshundert davon, die sich nach Agrigentum flüchteten. Selinus wurde zerstöret.

Himera erfuhr ein noch grausameres Schicksal. Alle Einwohner giengen zu Grunde. Annibal rettete nur die Weiber und Kinder, die er zu Sklaven machte. Am nämlichen Platze, wo Amilkar, sein Großvater, das Leben verloren hatte, ließ er dreytausend Gefangene erwürgen, und schleifte die Stadt. Nachdem er dem Schatten seines Großvaters so viele Opfer geschlachtet hatte, gieng er wieder zur See, und wurde zu Karthago mit großem Zurufe empfangen.

Die Karthaginenser, welche nicht mehr zweifelten, über ganz Sicilien Meister zu werden, huben bald ein neues Kriegsheer aus. Annibal entschuldigte sich mit seinem Alter, die Befehlshaberstelle zu übernehmen: man gab ihm zum Gehülfen einen Mann aus seinem Geschlechte, Imilkon, den Sohn des Hanno zu. Die zween Feldherren belagerten Agrigentum, wo man zweymal hundert tausend Einwohner zählte.

Die Pest schlich sich im Lager ein, und Annibal starb daran. Die Karthaginenser, welche glaubten, sie werden von den Göttern bestrafet, weil sie einige Grabmäler eingerissen hatten, schlachteten dem Saturnus ein Kind; und um den Neptunus zu besänftigen, warfen sie viele Schacht-

opfer

opfer ins Meer. Unterdessen wurde eines von den zweyen Lagern von den Syrakusanern überfallen, welche den Belagerten zu Hülfe kamen; und wäre das andere eben so herzhaft angegriffen worden, so hätten die Karthaginenser die Belagerung aufheben müssen. Die Agrigentiner wehrten sich, bis sie vor Hunger kein anderes Mittel mehr hatten, als ihre Stadt zu verlassen. Sie retteten sich zu Nachtzeit nach Gela. Alle, die zurückgeblieben waren, wurden ermordet, oder zu Sklaven gemacht.

Agrigent verlegte sich auf die Künste des Luxus. Dieß war nach Syrakusa die reichste Stadt in ganz Sicilien. Der Tempel, der dem olympischen Jupiter geweihet war, enthielt allein unermeßliche Reichthümer: er hatte dreyhundert und vierzig Schuhe in der Länge, sechszig in der Breite, und hundert und zwanzig in der Höhe. Man kann daraus auf die Pracht dieser Stadt schließen. Imilkon richtete sie völlig zu Grunde.

Ganz Sicilien schrieb den Untergang von Agrigentum den Syrakusanern zu: man gab ihnen Schuld, sie haben es an Hurtigkeit und Tapferkeit fehlen lassen. Dionys, der von einem geringen Herkommen war, ergriff diese Gelegenheit, um die Oberkeiten, die in Syrakus regierten, verdächtig zu machen. Er klagte sie öffentlich der Treulosigkeit an. Er lärmete gegen die Reichen, zog mit der Dürftigkeit der Armen auf, und redete mit einem Worte, wie die Zunftmei-

ster zu Rom geredet hatten. Daraus machte er, wie sie, den Schluß, man müsse die Obergewalt Männern aus dem Volke überlassen. Man folgte seinem Rathe, und Dionys wurde zum Vorsteher der neuen Oberkeiten erwählet.

Die Parteyrotten, in welche Syrakusa sich theilte, hatten eine große Menge Bürger verbannet, welche mit Ungeduld eine Gelegenheit erwarteten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie hatten sich an ihren Verfolgern zu rächen, und sie mußten sich natürlich zu einem Anführer schlagen, der ihnen die Beute ihrer Feinde verhieß. Dionys arbeite an ihrer Zurückrufung.

In dieser Absicht machte er ein Verzeichniß des Aufwands, dessen die Republik vonnöthen hatte, um den Krieg gegen die Karthaginenser auszuhalten, und als er sah, daß sich das Volk ungern auf die neuen Anlagen einließ, zu denen es genöthiget zu seyn schien, schlug er vor, zur Erleichterung die Verwiesenen zurückzurufen: denn er gab zu verstehen, daß es ungereimt wäre, fremde Truppen mit großen Unkosten kommen zu lassen, da man doch an Bürgern, die ihrem Vaterlande zugethan wären, bessere Soldaten haben könnte. Die Verwiesenen wurden dann zurückberufen.

Dionys gab sich nachmals alle Mühe, seine Amtsgehülfen einer Verständniß mit dem Feinde verdächtig zu machen. Man redete heimlich von einer Verschwörung, die sie im Schilde führten,

ten, und er ließ sich mit Bedachte niemals bey ihnen sehen.

Weil die Karthaginenser Mine machten, den nächsten Feldzug durch die Belagerung von Gela zu eröffnen, bathen die Einwohner dieser Stadt um Hülfe, und Dionys führte zweytausend Fußgänger und vierhundert Reuter dahin.

Das Reichthum richtete in dieser Republik die nämlichen Unordnungen an, die wir anderswo gesehen haben, und man sah daselbst zwo Parteyrotten, welche entsetzlich gegen einander aufgebracht waren. Dionys folgte seinem vorgesetzten Plane: er erklärte sich für die Armen, und weil er die reichen Bürger ihrer Habsucht aufopferte, hielt er eine Versammlung, welche diese zum Tode verdammte, und ihr Vermögen einzog. Die Armen, die sich von der Beute ihrer Mitbürger bereichert hatten, wußten nicht, wie sie für den Dienst, den ihnen Dionys geleistet hatte, dankbar genug seyn könnten. Sie wollten ihn zu Gela zurückhalten, und er versprach ihnen, bald mit neuen Hülfstruppen zurückzukehren.

Als er zu Syrakus ankam, fragte ihn das Volk, das eben aus dem Schauspiele gieng, was die Karthaginenser machten. Sie rüsten sich zum Kriege, gab ihnen Dionys zur Antwort, indessen daß man euch hier mit Schauspielen beschäfftiget. Warum fraget ihr nach den Karthaginensern? fuhr er weiter fort: die wahren Feinde der Republik sind eure Oberkeiten, welche den Gemeinschatz in Schauspielen verschleudern, und

unter dem Vorwande, daß sie euch Unterhaltung schaffen, die Löhnung der Soldaten zu ihrem Nutzen entwenden. Meine Amtsgehülfen biethen ihr Vaterland feil. Schon lange habe ich es gewohnet, und ich kann nicht mehr daran zweifeln: Imilkon hat mir selbst Vorschläge thun lassen. Wenn ich aber die Republik gegen Verräther nicht vertheidigen kann, so will ich mindstens nicht, daß man muthmaßen könne, ich sey auch ihr Mitverbrecher. Ich bin nur zurückgekommen, um die Befehlshabersstelle aufzugeben, und ich erkläre hiermit, daß ich mein Amt niederlege.

Diese Reden machten viel Aufsehen, und das Volk trat zusammen. Es wäre natürlich gewesen, zum Anfange den Oberkeiten, die Dionys anklagte, den Prozeß zu machen. Dieses wollten seine Anhänger nicht. Sie machten die Vorstellung, es werde noch allemal Zeit seyn, sie zu verurtheilen; der Krieg, mit dem man bedrohet war, verstatte keinen Aufschub; und man müsse hurtig der Republik ein Oberhaupt aufstellen. Die Wahl fiel auf Dionysen, welchem das Volk alle Gewalt anvertraute.

Kaum waren die Syrakusaner wieder zu sich selbst gekommen, so erkannten sie, daß sie sich itzt einen Gebiether auf den Nacken gesetzt hatten. Ihre Besorglichkeit fieng an sich zu entdecken. Dionys, um allen Folgen vorzubeugen, nahm eine Wache, unter dem Vorwande, daß Feinde

des

des Gemeinbesten ihm nach dem Leben haben streben wollen.

Imilkon belagerte dortmals die Stadt Gela. Dionys versuchte sie zu entsetzen, oder schien diesen Versuch zu machen. Wenigst gab man ihm Verrätherey Schuld, weil ihm sein Versuch nicht gelungen war. Seine Reuterey, die vor ihm zurückkam, streuete diese Muthmaßungen in Syrakus aus, plünderte seinen Palast, und mishandelte seine Frau. Aber der Tyrann langte bald mit andern Truppen an, opferte die Meutlinge seinem Ehrgeize auf, und schaffte noch jene Bürger auf die Seite, von denen er glaubte, daß sie ihm zuwider wären. Alles, was er in seinem Feldzuge nach Gela ausgerichtet hatte, war dieses, daß er den Rückzug der Einwohner deckte, die aus ihrer Stadt wichen. Die Einwohner von Kamarinum, die auch belagert zu werden fürchteten, entflohen mit dem Hausgeräthe, das sie davon tragen konnten. Die Flüchtlinge aus diesen zwoen Städten fanden bey den Leontinern eine Zuflucht. Alles, was nicht entfliehen konnte, wurde niedergemacht.

Als unter diesen Umständen die Pest einen Theil des karthaginensischen Heeres dahingerafft hatte, machte Imilkon Friedensvorschläge, welche Dionys annahm. Durch diesen Vertrag erwarb Karthago das Gebieth von Sykanien, Selinus, Agrigentum, und Himera. Die Bürger von Gela und Kamarinum hatten die Erlaubniß gegen einen Tribut diese Städte zu bewohnen. Die

Leontiner, Messenier, und Sicilianer wurden als frey und unabhängig erklärt: und Karthago erkannte Dionysen für den Gebiether von Syrakus.

Als dieser Tyrann über sein Vaterland Meister war, schaltete er frey darinnen, wie ein Despot. Er theilte die besten Felder an seine Soldaten und an Fremde aus. Er schenkte Sklaven das Bürgerrecht: und weil er gegen seine Unterthanen alle Vorsorge brauchte, die man gegen Feinde brauchet, machte er die Gegend in der Stadt, wo er seinen Palast bauete, zu einer Festung, und gab die Häuser seinen Lieblingen, die bey ihm ihr Glück gemacht hatten. Es war eine Insel, welche durch eine Brücke mit dem festen Lande zusammenhieng; sie war gegen Mittag gelegen, und durch ihre Lage hatte er zween Häven in seiner Gewalt. Man nannte sie Ortygia oder die Insel.

Nachdem er also seine Anstalten gemacht hatte, die von der Denkensart des Gelo so weit unterschieden waren, versuchte er die Völker zu unterjochen, welche den Karthaginensern beygestanden waren, und er zog gegen Herbessus aus. Aber kaum hatten seine Unterthanen Waffen in der Hand, so kehrten sie dieselbigen gegen ihn. Er mußte nach Syrakusa zurückkehren, und die Truppen verfolgten ihn. Die Empörung wurde allgemein: man belagerte ihn in der Festung, die er gebauet hatte, und setzte einen Preis auf seinen Kopf.

In

In diesem Nothfalle schickte er einen Eilbothen an die Kampanier ab, welche Imilkon in Sicilien gelassen hatte, und die Anerbiethungen, die er ihnen machte, bewogen sie, ihm zu Hülfe zu eilen. Unterdessen, um den Anfällen der Belagerer Einhalt zu thun, stellte er sich an, als ob er der Tyranney entsagen wollte, und verlangte nur die Erlaubniß, sich hinweg zu begeben. Die Syrakusaner glaubten schon frey zu seyn, und fiengen an, die Angriffe einzustellen. Sie waren nicht sorgfältig die Stadt zu bewachen; denn sie wußten nicht, daß die Kampanier heranrückten. Diese kamen dann ohne Widerstand in die Stadt, nahmen Syrakusa in Besitz, und das ganze Volk unterwarf sich dem Tyrannen.

Um neue Empörungen zu verhindern, vermehrte Dionys die Festungswerke auf der Insel noch, er rüstete eine große Menge Schiffe aus, nahm neuerdings fremde Truppen in seine Löhnung, und bemächtigte sich aller Waffen der Bürger.

Als er von seinen Unterthanen nichts mehr zu fürchten hatte, nahm er seine Anschläge zu Erobrungen wieder vor die Hand. Es war ihm daran gelegen die Neigung der Soldaten durch die Hoffnung der Beute zu gewinnen, und die Syrakusaner außer Lands zu beschäfftigen, damit sie den Verlurst ihrer Freyheit weniger vermissen sollten.

Er nahm durch Verrätherey Katana, Naxos, und etliche andere Städte ein. Ja er war

so grausam, Bürger zu verkaufen, die er nicht hat überwinden können. Die Leontiner unterwarfen sich aus Schrecken seinem Joche, und er übersetzte sie nach Syrakus. Weil die Griechen, welche die Tyranney flohen, sich in jene Städte retteten, die Karthago unter ihrem Schutze hatte, zog er wider diese Republik zu Felde, als wenn das einzige Mittel seine Unterthanen zu behalten gewesen wäre, ihnen alle Zuflucht abzuschneiden. Er machte erstaunliche Rüstungen. Er füllte die Stadt mit Arbeitern an, die er aus Griechenland und Italien hatte kommen lassen, und die er durch seine Gegenwart und Wohlthaten aufmunterte. Man verfertigte eine große Menge Waffen von allen Gattungen. Man bauete Ruderschiffe zu drey und fünf Reihen. In kurzer Zeit hatte Syrakusa eine Flotte von mehr als dreyhundert Schiffen. Eine starke Löhnung lockte von allen Seiten Bootsknechte und Soldaten herbey.

Es war Dionysen nicht unbekannt, wie sehr er vonnöthen hatte, die Völker in Sicilien, und sonderbar die Syrakusaner an seinem Kriegsglücke Theil nehmen zu lassen. Er zeigte sich leutselig, wohlthätig, und schien nur bedacht zu seyn, das Betragen, wodurch er sich bisher verhaßt gemacht hatte, in Vergessenheit zu bringen.

Um die Messenier auf seine Seite zu bringen, derer Stadt den Griechen den Zutritt auf Sicilien eröffnete, schenkte er ihnen Felder, die ihnen anständig waren. Er schickte Abgesandte

nach

nach Rhegium; und damit er den Einwohnern zeigte, wie sehr er sie hochachtete, begehrte er ein Mägdchen aus ihrer Stadt zur Ehe. Dieser Antrag wurde verworfen: man both ihm nur die Schinderstochter an. Er vergaß diese Beschimpfung nicht. Die Lokrier, welchen er das nämliche Ansuchen machte, gestanden ihm Doris, die Tochter eines ihrer vornehmsten Bürger zu. Zu gleicher Zeit vermählte er sich mit Aristomacha, der Schwester des Dion, und Tochter des Hipparinus, des mächtigsten Bürgers in Syrakus. Da diese Vielweiberey, die ohne Beyspiel war, durch die Eifersucht dieser zwo Frauen eine Quelle von Mishälligkeiten hätte werden können, gab Dionys keiner vor der andern einen Vorzug, und schien beyde gleichviel zu lieben. Dennoch wollten die Syrakusaner, daß Aristomacha vorgehen sollte. Aber Doris hatte das Glück, dem Könige zuerst einen Sohn zu bringen.

Dion hatte viel Ansehen an diesem Hofe; er wußte zu gefallen, obschon er eine erhabne Seele hatte, und seinen Haß gegen die Tyranney nicht verbarg. **Du herrschest, sprach er zu Dionysen, und man trauet dir um des Gelo willen: aber um deinetwillen wird man Niemanden mehr trauen.** Da er von den Grundsätzen des Plato eingenommen war, dessen Freund und Schüler er gewesen, so war er so einfältig zu glauben, daß die Reden dieses Weltweisen bey dem Tyrannen eben so viel Eindruck machen wür-

würden, als sie bey ihm gemacht hatten. Wir haben gesehen, wie sehr er sich betrogen hat.

Es scheint, die Völker haben noch nicht gelernet auf sich Acht zu haben. Da sie gegen den Ehrgeiz ihrer Nachbarn keine Vorsorge brauchten, wurden sie allezeit beynahe unbereitet überfallen. Die Rüstungen des Tyrannen von Syrakus hätten den Karthaginensern nicht unbekannt seyn sollen: unterdessen trieben sie ihren Handel ohne Mistrauen in ganz Sicilien, als sich auf einmal alle griechische Städte wider sie empörten. Man überfiel sie in ihren Häusern, auf ihren Schiffen; man plünderte ihre Schätze; sie wurden ermordet. Diese Verrätherey zwang die griechischen Städte, sich gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen; und dieses war vermuthlich die Absicht Dionysens gewesen. Die Syrakusaner ließen sich desto williger in diesen Krieg ein, weil er ihnen die Gelegenheit anbiethen konnte, die Freyheit wieder zu erlangen. Aber die Lage war betrübt für Karthago, wo erst die Pest gewüthet hatte.

Dionys eröffnete den Feldzug durch die Belagerung der Stadt Motia, die er einnahm, und den Soldaten Preis gab. Er hatte achzigtausend Fußgänger, dreytausend Reuter, zweyhundert Ruderschiffe, und eine große Menge anderer Schiffe, die mit Lebensmitteln und Kriegsrüstungen beladen waren. Die meisten Städte, die mit den Karthaginensern im Bündnisse standen, ergaben sich, so bald er sich annäherte.

Im

Im folgenden Jahre setzten die Karthaginenser zu Panormus dreymal hundert tausend Männer unter den Befehlen des Imilkon aus. Dieses Kriegsheer war durch eine Flotte von fünfhundert Ruderschiffen unterstützet, die sich an den Küsten Siciliens aufhielt. Imilkon bemächtigte sich der Stadt Erix durch Verrätherey. Er eroberte Motia wieder: und nachdem er Messina belagert hatte, nahm er diese Stadt mit Gewalt ein, und schleifte sie gänzlich. Nachmals zog er gegen Syrakus an, wohin sich Dionys, von seinen meisten Truppen verlassen, geflüchtet hatte. Er erschien vor dieser Stadt, als eben seine Flotte, welche die Flotte der Syrakusaner geschlagen hatte, siegreich in den Haven einlief. Aber er wußte sich die erste Bestürzung, die seine Ankunft verbreitet hatte, nicht zu Nutzen zu machen, und die Belagerung zog sich in die Länge hinaus.

Das Glück hatte sich gewendet: die Flotte der Karthaginenser wurde gänzlich geschlagen: die Pest griff in ihrem Lager um sich: sie konnten nicht allein die Belagerung nicht fortsetzen, sondern waren zu schwach sich selbst zu vertheidigen: und es war gefährlich für sie sich zurückzuziehen. Imilkon hatte keine andere Rettung, als Frieden zu machen, und er war gezwungen alles einzugehen. Er erhielt die Erlaubniß mit den Karthaginensern abzuziehen, die er auf vierzig Schiffe einlud; und er war bemüßiget, die Afrikaner, welche in seinem Heere gedienet hatten,

ten, die Sicilianer, und alle fremde Truppen dem Tyrannen von Syrakusa auf Gnade und Ungnade zu überlassen. Man schrieb sein Unglück der Verunehrung der Tempel und Grabmäler zu, die er eingerissen hatte, um sein Lager zu befestigen. Unter andern hatte er das Grab des Gelo zerstöret.

Als die Afrikaner erfuhren, daß man ihre Landleute am Stiche gelassen hatte, empörten sie sich, und zogen mehr als zweymal hundert tausend an der Zahl, auf Karthago los. Die Karthaginenser glaubten, Ceres und Proserpina haben sie aufgehetzet, weil Imilkon die Tempel dieser Göttinnen geplündert hatte, die bey den Syrakusanern, wie bey allen Griechen, angebethet wurden, und bisher zu Karthago unbekannt gewesen waren. Sie baueten ihnen Altare, gaben ihnen die angesehensten Bürger als Priester zu, entrichteten Opfer, und unterließen nichts, um ihre Gunst zu gewinnen. Unterdessen zerstreuete sich das zahlreiche Heer der Afrikaner, das ohne Mundvorrath, ohne Kriegsrüstung, und ohne Führer war, wie es sich gesammelt hatte; und die Karthaginenser bildeten sich ein, sie haben ihr Heil dem neuen Religionsdienste zu verdanken, den sie zu Ehren der Ceres und Proserpina eingeführt hatten. Sie machten unter der Regierung des Dionysius noch etliche Versuche auf Sicilien, wovon die Umstände von geringer Erheblichkeit sind.

Seit langer Zeit hatte Dionys auf eine Gelegenheit gewartet, sich für die Beschimpfung zu rächen, welche ihm die Einwohner von Rhegium angethan hatten. Er fand dabey mehr Schwierigkeiten, als er vermuthete; denn er hatte gegen ein mächtiges Bündniß der Völker im großen Griechenland zu kämpfen. Er fieng diesen Krieg öfters an. Ja, er erfuhr im Anfange wenig Glück dabey, und mußte nach Sicilien zurückeilen, wo die Karthaginenser eine Landung gemacht hatten. Nachdem er aber über die verbundenen Völker einen Sieg erfochten hatte, schickte er die Gefangenen, die er unter den Bundsgenossen von Rhegium gemacht hatte, ohne Lösegeld zurück. Durch dieses Betragen wurde das Bündniß zerstreuet. Rhegium, das nun seinen eigenen Kräften überlassen war, mußte unterliegen, und er gieng grausam mit dieser Stadt um.

Zwischen der Zeit, die ihm von diesem Kriege frey blieb, schickte er seinen Bruder Thevrides zu den olympischen Spielen, und wollte dort die Preise im Wettrennen und in der Dichtkunst erhalten. Man bewunderte seine schönen Pferde, die herrlichen Wagen, und die reichgezierten Gezelte, unter welchen man sich versammelte, um die Verse anzuhören. In seinen Gedichten bewunderte man nichts. Auch die Waffenträger dieses Fürsten waren nicht glücklich: ihre Wagen stürzten über die Gränze hinaus, und zerbrachen sich an einander.

Dionys war ein Liebhaber der Wissenschaft: er suchte diejenigen auf, die sich darinnen hervorthaten: sonderbar verlegte er sich auf die Dichtkunst. Allein wenn die Neigung zu den Wissenschaften an einem Fürsten löblich ist, der sie beschützet, so wird sie lächerlich und verächtlich, sobald er Fähigkeiten zu haben glaubet, die er nicht hat; und es ist sehr hart für ihn, diesem Fehler zu entgehen, weil die Schmeicheley sich mit seiner Eigenliebe zu verbinden scheint, um denselbigen an ihm zu unterhalten. Dionys wollte eben, daß man ihm schmeichelte: er hat verschiedene Personen von seinem Hofe verbannet, weil er muthmaßte, sie achten seine Verse nicht viel: ja, man beschuldiget ihn sogar, er habe einige unter mancherley Vorwänden zum Tode verdammet.

Obschon man seine Gedichte nothwendig loben müßte, so wagte es doch der Dichter Philoxenus freymüthig davon zu sprechen. Er wurde in den Kerker geschickt. Am folgenden Tage erhielt er zwar auf die Fürbitte seiner Freunde die Freyheit wieder. Er speisete sogar mit dem Könige: aber man las wieder Verse vor, und er war der einzige, der seinen Beyfall nicht gab. Er schwieg, bis man ihn nöthigte das Stillschweigen zu brechen: statt einer Antwort sah er sich nach der Wache des Tyrannen um, und sagte: **Man führe mich in den Kerker zurück.** Dionys lachte dieses Einfalls. Gleichwohl verzieh er das Scherzen nicht allezeit. Als man einmal von

ver-

verschiedenen Gattungen des Aerzes sprach, fragte er, welches das beste wäre. Jenes, gab Amphion zur Antwort, aus welchem man die Bildsäulen der Harmodius und Aristogiton gemacht hat. Diese Rede kostete ihn das Leben.

Zu denselben Zeiten war oft die Beute, für die Könige wie für die Völker, der Beweggrund zu einem Kriege. In einer Landung auf Toskana plünderte Dionys einen aus den Tempeln der Stadt Agilla. Ein andermal plünderte er den Tempel der Proserpina bey den Lokriern. Die nämlichen Räubereyen begieng er in Sicilien, und er nahm sich vor, die Schätze des Tempels zu Delphi zu entführen. Um sich zu dieser Unternehmung zu rüsten, setzte er in Italien an der Küste, die gegen Epirus gelegen ist, Pflanzstätten an; er verband sich mit den Illiriern, und bekriegte die Molosser.

Nachdem er sich durch seine Räubereyen bereichert hatte, nahm er sich vor, die Karthaginenser aus Sicilien zu vertreiben: er wurde aber im nämlichen Jahre geschlagen, und mußte ihnen neue Städte abtreten.

Etliche Jahre hernach brachte ein Kriegsheer, welches die Karthaginenser nach Italien, zum Beystande der Hipponiaten schickten, die Pest zurück, welche in der Stadt vieles Unheil anrichtete. Lybien und Sardinien empörten sich. Sie brachten beyde wieder in ihre Gewalt: aber kaum hatten sie sich zu erholen angefangen, so zog Dionys neuerdings gegen sie zu Felde.

Er war nicht glücklich in diesem Kriege: aber er tröstete sich durch einen Sieg von einer andern Gattung. Die Athenienser sprachen einem Trauerspiele, das er bey dem Bacchusfeste vorstellen ließ, den Preis zu. Allein seine Freude war von kurzer Dauer; denn in seiner ersten Entzückung erlaubte er sich Ausschweifungen an der Tafel, von welchen er starb. Er hatte im acht und dreyßigsten Jahre regieret.

Diodor von Sicilien behauptet, ein Orakel habe den Tod dieses Tyrannen auf jene Zeit vorgesagt, wo er Feinde besiegen würde, die ihm überlegen wären, und Dionys, welcher die Karthaginenser für diese Feinde hielt, habe mehr als einmal seinen Vortheil aufgegeben, und sich sogar den Sieg entreissen lassen. Es wäre wohl seltsam, wenn er Feinden, die er nicht hatte besiegen wollen, so oft den Krieg erkläret hatte.

Man hat auch erzählet, er habe für seine Sicherheit erstaunliche Vorsorge gebrauchet; er habe allezeit unter seinem Kleide einen ehernen Panzer getragen, zu dem Volke niemals anders als von einem Thurme herab gesprochen; und weil er sein Haupt keiner fremden Hand vertrauen wollte, so habe er sich den Bart von seinen Töchtern wegbrennen lassen: er soll sich zu Hause wie in einem Kerker verschlossen, und Niemanden, auch seinen Bruder und seinen eigenen Sohn nicht, hineingelassen haben, eh er durchsucht worden war. Aber dieß sind Gerüchte, wie es scheint, welche die Griechen aus Hasse gegen die Tyrannen aus-

gestreuet hatten. Bey dem Anfange seiner Regierung, das ist, zu einer Zeit, wo man an die Tyranney noch nicht gewöhnet war, hat man ihn mitten unter den Arbeitern gesehen, die er nach Syrakus übersetzet hatte. Unter den zahlreichen Kriegen stand er an der Spitze seiner Heere; und währendes Friedens war sein Palast den Gelehrten offen, mit welchen er vertraulich umgieng. Man kann unmöglich dieses Betragen mit der beständigen Furcht zusammen reimen, von welcher er soll geplagt gewesen seyn. Er war ein grausamer, habsüchtiger Räuber: aber er hatte ohne Zweifel jene Zuversichtlichkeit, die man durch Herzhaftigkeit erlanget.

IV. Kapitel.

Von Sicilien und Karthago bis zum Tode des Timoleon.

Dionys der Aeltere, wie man ihn nennet, hinterließ bey seinem Tode ein neues Menschengeschlecht, welches die Freyheit nicht gekannt hatte. Deßhalben kam die Krone, wie ein Erbgut, auf seinen Sohn Dionys, den er mit Doris gezeiget hatte, und den man den Jüngern heißt.

Dieser neue Tyrann rief die Syrakusaner zusammen, und beschwur sie, gegen ihn eben so gefällig zu seyn, als sie gegen seinen Vater gewesen waren. Man schmeichelte sich, unter seiner Regierung glücklich zu werden, weil er in seinem Charakter eine Hinläßigkeit hatte, die man für

Sanftmuth ansah. Man urtheilte ganz anders von ihm, als man seine Trägheit, seine Weichlichkeit, seine Tändeleyen, und seine Ausschweifungen gewahr wurde. Sein Vater, wie man behaupten will, hat ihn mit allem Fleiße in einer tiefen Unwissenheit gelassen, damit er nicht etwa, wenn er Talente besäße, sich Freunde erwerben, und Lust bekommen könnte, nach dem Throne zu streben: und er ist auch vollkommen unwissend geblieben. Gleichwohl zog Dionys der Jüngere die gelehrten Männer an sich. Er war von Dichtern und Weltweisen umgeben, welche ihm schmeichelten. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung kam Aristippus an seinen Hof.

Dionys liebte den Frieden, weil er seinen Neigungen entsprach, und er stellte ihn bald in Sicilien her. Dion hätte ihn tugendhaft machen mögen: aber sein strenges Aussehen gab den Hofleuten Anlaß zu scherzen, und überdas würde es hart gewesen seyn, daß er das Vertrauen des Fürsten erworben hätte. Man gab ihm Schuld, er habe sich sonderbar der Söhne seiner Schwester Aristomacha angenommen. Ja, man wußte, daß er bey Dionys dem Aeltern sich für sie verwendet hatte. Da er durch sein Vermögen und durch seine Herkunft mächtig, und mit dem Tyrannen verschwägert war, von welchem er eine Schwester Areta, die Tochter Aristomachens, zur Ehe genommen hatte, so waren seine Vorzüge am Hofe zu groß, daß er nicht Eifersucht hätte erwecken sollen. Man verschwur sich zu seinem

Ver-

Verderben, und selbst sein Eifer mußte die Absicht seiner Feinde befördern. Als der Friede mit den Karthaginensern noch nicht befestiget war, erboth er sich, fünfzig Ruderschiffe zu drey Reihen auf seine Kosten zu bewaffnen und zu unterhalten. Ein solches Anerbiethen, welches seine Macht bewies, diente ihn verdächtig zu machen.

Gleichwohl flößte er dem Tyrannen das Verlangen ein, Plato zu sehen, oder vielleicht erweckte er nur eine Neugierde in ihm, welche aus dem Ruhme dieses Philosophen entstanden war. Die Höflinge, welche die Gegenwart des Stifters der Akademie scheueten, ließen Philistus zurückrufen, welchen Dionys der Aeltere verwiesen hatte. Philistus war ein witziger Kopf, und in den Wissenschaften wohl erfahren; er hatte sich auch durch seine Schriften einen Ruhm erworben. Er mußte freylich in Ansehen gestanden seyn, weil er zu Erhöhung Dionys des Aeltern beygeholfen hatte. Er schmeichelte den Tyrannen, und war des Dion Feind; deßhalben dachte er mit den Höflingen die Mittel aus, ihn aus der Gnade zu bringen. Dion wurde beschuldiget, er habe sich mit den Karthaginensern verstanden, um den Sohn der Aristomacha auf den Thron zu setzen.

In diesem Zustande waren die Dinge, als Plato ankam. Dieser machte keine Veränderung dabey. Vielleicht hat er nur die Ungnade seines Freundes befördert. Dion wurde aus Sicilien verbannet, und Plato schätzte sich glücklich, daß

er nach einiger Zeit die Erlaubniß erhielt, sich vom Hofe zu entfernen.

Dionys, welcher die Gelehrten zugleich suchte und fürchtete, schien mehr als jemals beeifert, sie an sich zu ziehen, und wollte bey ihnen das Unrecht ersetzen, daß er dem Plato angethan hatte. Vieleicht hatte er beobachtet, daß sie besser schmeichelten, als die Hofleute. Er würdigte sie seiner vertrauten Freundschaft, nicht so sehr, weil er die Gelehrten liebte, als weil er gelehrt scheinen wollte. Man saget, er habe für den witzigsten Kopf an seinem Hofe gelten wollen.

Unterdessen, weil Plato nicht zugegen war, glaubte er, daß ihm dieser Philosoph fehlete. Er wünschte ihn wieder zu sehen. Er versuchte alle Mittel, um ihn zu bewegen, daß er zurückkäme, und Plato that eine dritte Reise nach Sicilien. Da er, wie das erstemal, gnädig empfangen wurde, schmeichelte er sich, die Zurückrufung des Dion zu erhalten. Er sprach davon: aber er mußte die Güter seines Freundes verkaufen sehen. Bald darauf war es im Zweifel, ob er seine Freyheit wieder erhalten würde, und selbst sein Leben war in Gefahr. Nur auf die Fürsprache der pythagorischen Philosophen erhielt er die Erlaubniß, nach Griechenland zurückzukehren.

Nach seiner Abreise erfuhr Dion eine neue Beleidigung wieder. Areta, seine Frau, wurde gezwungen, sich mit Timokrates einem Günstlinge des Tyrannen zu vermählen. Unterdessen rief Syrakusa, welches sein Joch mit Ungeduld

trug,

trug, den Dion um Hülfe an. Alle griechische Städe in Sicilien waren zum Aufstande geneigt, und foderten ihn dazu auf. Nachdem er von ihren Gesinnungen versichert war, machte er keinen Anstand: theils um sich zu rächen, theils um sein Vaterland zu befreyen, entschloß er sich, den Tyrannen vom Throne zu stoßen.

Dionys schien der mächtigste Fürst in Europen zu seyn. Er hatte vierhundert Kriegsschiffe, hundert tausend Fußgänger, zehntausend Reuter, und Syrakusa war die größte, reichste, und festeste unter allen Städten der Griechen. Aber diese Macht gehörte mehr den Syrakusanern, als dem Tyrannen zu, der nicht geliebet wurde.

Dion kam an den Küsten Siciliens an, als Dionys in Italien war. Er landete nahe bey Agrigentum zu Minoa, einer kleinen Stadt, welche den Karthaginensern zugehörte, und deren Stadthalter sein Freund war. Er hatte nicht mehr als tausend Soldaten, und gleichwohl erschien er auf dem Platze zu Syrakusa mit fünfzig Tausenden. Die Truppen des Tyrannen warfen sich in die Festung, und Timokrates, der sie anführte, schickte einen Eilbothen an ihn ab.

Unterdessen rief Dion das Volk zusammen. Er erklärte, daß er nur gekommen sey, ihm die Freyheit wieder zu geben: er frischte es an, sich Heersführer zu ernennen; und er wurde selbst nebst seinem Bruder Megakles erwählet. Dionys, welche nach wenigen Tagen zurückkam,

stieg auf der Insel Ortygia an das Land. Er ließ sich zuerst in Unterhandlungen ein: ja, er schien geneigt zu seyn, die Krone von sich zu legen, und als er glaubte, daß man sich nun für sicher hielt, machte er einen Ausfall an der Spitze aller seiner Truppen. Das Treffen war hitzig: Dion empfieng eine Wunde dabey: allein die Syrakusaner erhielten einen vollkommenen Sieg, und zwangen den Tyrannen, sich in seine Festung einzuschließen.

Dionys that wieder Friedensvorschläge, in der Hoffnung, Uneinigkeit zwischen seinen Feinden zu stiften. Sonderbar beflißt er sich, Dion bey dem Volke verdächtig zu machen. Die strenge Tugend des Schülers der Akademie war nur allzuviel tauglich, Argwahn zu veranlassen. Man hielt sie für Stolz, für Herrschbegierde; und man fürchtete, daß ein Mann, der bey Tyrannen gelebet hatte, und mit ihnen verwandt war, die Tyrannen nur deßhalben hassen möchte, um sich an dem Tyrannen zu rächen.

In dieser Ungewißheit schwebten die Gemüther, als Heraklides mit etlichen Schiffen von Peloponnesus herkam. Er war einer von jenen, die Dionys verwiesen hatte, und er schien keine andere Absicht zu haben, als sich mit Dion zu vereinigen, dessen Freund er sich nannte: aber ingeheim trachtete er nur, ihn auf die Seite zu bringen, um sich selbst der Oberherrschaft zu bemächtigen. Obschon er keine Talente besaß, so hatte er doch ein äußerliches Ansehen, welches

den

den Pöbel einnahm. Er wußte das Volk zu gewinnen, und erhielt die Befehlshaberstelle über die Flotte.

Vor seiner Ankunft war Dion allein zum Oberbefehlshaber der Land- und Seetruppen erkläret worden. Man that ihm also dadurch eine Beleidigung an. Er beklagte sich darüber, und nachdem er es durch sein Ansehen dahin gebracht hatte, daß man ihm diese Befehlshaberstelle zurückgab, trat er sie alsogleich an Heraklides ab. Er glaubte, durch seine Großmuth die Neigung dieses Verräthers zu gewinnen. Allein er hätte vorsehen sollen, daß er ihn im Gegentheile demüthigte, und seine Eifersucht erweckte. Heraklides dachte fürwahr nichts anders, als ihm in allen Dingen zu widerstreben. Wenn Dion den Vorschlägen des Tyrannen, welcher sich anboth die Regierung niederzulegen, Gehör zu geben schien, so beschuldigte ihn Heraklides, daß er es mit ihm nicht verderben wolle: wenn er Vorschläge, die er nicht für zuträglich hielt, ausschlug, so warf er ihm vor, er ziehe mit Fleiße den Krieg in die Länge, damit er die Herrschaft lang behalten könnte.

Unterdessen wurde Philistus, der mit einigen Ruderschiffen aus Apulien kam, gänzlich geschlagen, und brachte sich ums Leben. Dionys, welcher sich keine Hülfe mehr versprach, gieng nach Italien über, und ließ Apollokrates, seinen ältsten Sohn mit einer Besatzung in der Festung zurück.

Da man dem Herakliides ein Verbrechen daraus machte, daß er den Tyrannen hatte entkommen lassen, schlug er eine neue Theilung der Felder vor, um die Gunst des Volkes wieder zu erwerben. Vielleicht hatte er vorgesehen, daß sich Dion widersetzen würde, und daß dieses eine Gelegenheit wäre, ihn zu Grunde zu richten, und in der That brachte Dion durch seine Widersetzlichkeit die Syrakusaner so sehr wider ihn auf, daß sie ihn seiner Würde entsetzten. Nun war er verjagt und verfolget; und er flüchtete sich zu den Lokriern mit dreytausend Soldaten, die ihm getreu blieben.

Nach seiner Abreise gewann alles ein anderes Aussehen. Nipsius, welchen Dionys von Neapel hergeschickt hatte, brachte den Ueberfluß mit sich in die Festung, als man eben aus Mangel an eine Uebergabe dachte. Dieser Feldherr gab bey einem ersten Ausfalle die Stadt der Plünderung Preis; und bey einem zweyten steckte er verschiedene Gegenden mit Feuer an. Die Syrakusaner erkannten itzt, wie schwach sie geworden waren, da sie den einzigen Heersführer verloren hatten, welcher im Stande gewesen wäre, ihnen vorzustehen; und Dion wurde zurückberufen. Alsdann veränderte sich die Sache wieder; die Truppen des Tyrannen wurden besieget; sie mußten die Festung übergeben, und sich zurückziehen.

Die Syrakusaner, welche dem Dion ihre Rettung zu verdanken hatten, waren schuldig, ihm

ihm die Beleidigung zu ersetzen, die sie ihm angethan hatten; und dieser Feldherr hätte in diesem Umstande, wie es scheint, den Heraklides, welcher die Ursache der letztern Mishälligkeiten war, vor das Gericht des Volkes auffodern sollen. Er hätte diesen Verräther bestrafen, oder zum wenigsten außer Stand setzen sollen, neue Unruhen zu stiften. Man hatte es dem Dion gerathen: aber er wollte lieber verzeihen; und das war eine Unbesonnenheit.

Unterdessen, obschon Dionys verjaget war, merkten die Syrakusaner dennoch nicht, daß sie frey waren. Dion wollte wirklich die Demokratie nicht wieder einsetzen. Er entdeckte allzu viele Fehler daran: er dachte den Pöbel im Zaume zu halten, und hub zum Anfange die Verordnung auf, wodurch eine neue Theilung der Felder veranstaltet war.

Dieser Schritt verursachte ein allgemeines Misvergnügen. Heraklides, welcher ihn tadelte, wollte neue Verwirrungen anrichten; und da er mächtig genug schien, daß er verhindern könnte, was er nicht guthieß, ließ Dion diesen Mann ermorden, den er durch die Gesetze nicht hatte bestrafen wollen. Dieses war eine neue Unbesonnenheit. Das Volk bedaurte den Heraklides, welchen es für den Beschützer seiner Freyheit ansah, und glaubte, an Dion einen neuen Tyrannen gefunden zu haben.

Es standen itzt neue Parteyrotten wieder auf. Kallipsus, ein Athenienser, welchem Dion sein

Ver-

Vertrauen geschenkt hatte, machte ihm den Antrag, an die Spitze der Misvergnügten zu treten, um alles zu erfahren, was man im Schilde führte, und ihm davon Nachricht zu geben. Dieses war eine Verstellung. Er wollte ungestraft Meutereyen anzetteln können. Nach etlichen Tagen nahm er wirklich dem Dion das Leben. Dieser Bösewicht genoß die Frucht seines Verbrechens nicht lang. Als er nach dreyzehn Monaten aus Syrakusa verjagt wurde, und in keiner Stadt auf Sicilien Rettung fand, flüchtete er sich nach Rhegium, wo er sein Leben verlor.

Die Verwirrungen, welche verschiedene Jahre lang währeten, brachten Dionysen wieder auf den Thron. Zehn Jahre, nachdem er ihn verlassen hatte, gelangte er wieder dazu. Aber sein Unglück hatte ihn hartherziger gemacht, und er wurde nur destomehr mistrauisch und grausam. Er nöthigte einen Theil seiner Unterthanen, sich unter den Schutz des Nicetas, eines Syrakusaners zu begeben, welcher sich zu Leontium als Tyrann aufgeworfen hatte, und eben so hassenswerth war. Mit einem Worte, er gab zu sehr vielen Mishälligkeiten Gelegenheit, und verursachte ein allgemeines Misvergnügen. Die Karthaginenser unterhielten diese Zwietracht, und griffen zu den Waffen. Sie schmeichelten sich, die Erobrung Siciliens vollends zu Stande zu bringen: aber Syrakus rief die Korinthier um Beystand an.

Korinth behielt seinen Tyrannenhaß bey. Diese Stadt war nicht ehrgeizig, ihr Gebieth zu erweitern; sie zog diesem Ruhme die Ehre vor, die Freyheit zu schenken. Allein was war diese Stadt, wenn man sie mit Karthago verglich? was hatten die Reichthümer dieser zwo Republiken, und die Heere, die sie zu Felde stellen konnten, für ein Verhältniß gegen einander? Aber die Macht besteht nicht so viel, in der Anzahl der Männer, als in ihrer Auswahl; und bey einem freyen Volke scheinen alle Soldaten auf gewisse Art auserwählt. Korinth ernannte Timoleon, um die Truppen anzuführen, welche sie den Syrakusanern zu Hülfe schickte.

Timoleon war ein großer Feldherr, ein großer Staatsmann, und ein vortrefflicher Bürger. Er nahm den Epaminondas zu seinem Vorbilde, und es fiel ihm leicht, demselben nachzufolgen. Bey ihm schienen die Tugenden und Talente, wie bey dem Thebaner, eher Gaben der Natur, als erworbene Eigenschaften. Er war ein eifervoller Vertheidiger der Freyheit, und hatte schon einen Bruder, den er zärtlich liebte, seinem Vaterlande aufgeopfert. Timophanes, dieß war der Name seines Bruders, warf sich zu Korinth zum Tyrannen auf. Timoleon, welcher ihm das Leben mit Gefahr des seinigen gerettet hatte, nahm es ihm auch, oder ließ ihn zum wenigsten in seiner Gegenwart niederstoßen. Aber kaum hatte er ihn geopfert, so sah er an dem Todten nur einen Bruder mehr, dessen Tod er be-

weinte. Er fühlte sein Unglück zu sehr, nachdem er Korinth diesen treuen Dienst geleistet hatte: er wollte selbst sterben, und seine Freunde vermochten kaum so viel über ihn, daß sie ihm diesen jämmerlichen Vorsatz aus dem Sinne brachten. Seit zwanzig Jahren lebte er einsam, und nahm an der Regierung keinen Antheil, als ihn die Korinthier erwählten, um nach Sicilien auszuziehen. Er nahm diesen Auftrag nur deßhalben an, weil er ihn nach dem Opfer, welches er der Freyheit entrichtet hatte, nicht verweigern konnte. Er kam mit zehn Ruderschiffen zu Rhegium an.

Icetas, welcher dortmals Syrakusa größtentheils in seiner Gewalt hatte, belagerte die Insel Ortygia, wo sich Dionys mit den seinigen aufhielt. Er hatte den Vorsatz, Sicilien mit den Karthaginensern zu theilen, derer Flotte den Haven von Syrakus sperrte, und die fünfzig tausend Soldaten auf die Insel ans Land gesetzt hatten. Es schien hart, daß Timoleon irgendwo anländen sollte; und wenn er auch anländete, so sah man eben nicht, was er den Syrakusanern helfen würde: er hatte nicht mehr als tausend Soldaten. Die Abgesandten des Icetas, welche mit zwanzig Ruderschiffen der Karthaginenser nach Rhegium kamen, machten dem Timoleon den Vorschlag, er möchte nur nach Korinth zurückkehren: denn sie versicherten, der Krieg sey beynahe so viel als geendiget, und sie erklärten ihm, man werde ihm nicht gestatten, mit Soldaten

daten in Sicilien ans Land zu kommen. Timoleon, ohne sich eigensinnig zu zeigen, verlangte nur, man möchte den Vorschlag, den man ihm that, in Gegenwart der Einwohner von Rhegium vortragen, welche Freunde der Korinther wären, und ihm allein die Gewalt geben könnten, einen Entschluß zu fassen, der seiner Bestimmung so sehr widerspräche.

Indessen daß die Redner nach einander ihre Gründe vortrugen, und untersuchten, ob Timoleon nach Sicilien gehen sollte, oder nicht; gab er heimlich Befehle, daß neun von seinen Schiffen absegeln sollten: und als er vernahm, daß sie abgegangen waren, machte er sich heimlich davon, bestieg das zehnte, und langte glücklich zu Taurominum an, wo ihn Antromachus, der in derselben Stadt zu gebiethen hatte, willig aufnahm. Unterdessen machten die wenigen Truppen, die er mit sich gebracht hatte, den Städten in Sicilien keine Lust, sich auf seine Seite zu schlagen. Sie waren des Kriegens müde, und schienen die Dienstbarkeit einer Freyheit vorzuziehen, welche sie nicht mehr zu erlangen hoffsten.

Während dieser Zeit erfuhr Timoleon, daß Icetas an den Mauern der Stadt Adranum sein Lager geschlagen hatte. Er zog alsogleich mit seiner kleinen Schaar aus, überraschte den Feind, schlug ihn in die Flucht, langte durch einen eilfertigen Marsch zu Syrakus an und nahm von einer Gegend in der Stadt Besitz.

Dieser erste Sieg veränderte die Gesinnungen. Adranum und etliche andere Städte schlugen sich zu den Korinthern. Dionys selbst, als er sah, daß er unter der Zahl seiner Feinde unfehlbar erliegen müßte, wollte sich lieber dem Timoleon ergeben, und trat ihm die Festung ab, wo zweytausend streitbare Männer, und eine große Menge von allerhand Waffen waren. Dieser Tyrann wurde nach Korinth geschickt, wo er einem freyen Volke, daß ihn vom Throne gestürzt hatte, zur Verachtung wurde. Er brachte die Zeitung von den Siegen des Timoleon dahin, von welchem man kaum wußte, daß er in Sicilien angelangt war. Dieser Feldherr war erst seit fünfzig Tagen darinnen.

Nachdem er von Korinth neue Hülfstruppen erhalten hatte, zog er an der Spitze von viertausend Soldaten gegen Icetas aus, der sich mit den Truppen des Mago, Heersführers der Karthaginenser, vereiniget hatte. Weil er gegen beyde Heere zu schwach war, dachte er Anfangs, zwischen den zweenen Feldherren Zwietracht zu stiften, und er ließ einige von seinen Soldaten in das feindliche Lager übergehen, welche den Griechen die Schande vorwarfen, daß sie sich brauchen ließen, um Sicilien den Barbarn in die Hände zu liefern, und sie machten so gar den Icetas verdächtig, als wenn er mit den Korinthern verstanden wäre. Mago, der sich für verrathen hielt, zog sich zurück, und schiffte sich mit allen seinen Truppen ein. Als er nach Kar-

tha-

tago zurückgekommen war, kam er durch einen freywilligen Tod der Strafe zuvor, die auf ihn wartete, weil ihm seine Unternehmung so übel gelungen war.

Icetas, der allein zurück geblieben war, wurde zum zweytenmal geschlagen, und ließ alle seine Anschläge auf Syrakusa fahren. Als nun Timoleon keine Spur der Tyranney mehr übrig lassen wollte, rieth er dem Volke, alle Festungswerke zu schleifen. Sogar die Grabmäler der Tyrannen wurden niedergerissen. Ja, man machte ihren Bildsäulen den Prozeß. Nur des Gelo seine ließ man noch stehen, weil dieser König ein Bürgerfreund gewesen war, und alle übrige wurden verkaufet. Zu gleicher Zeit setzte Timoleon die Demokratie wieder ein, und arbeitete mit Cephalus und Dionysen, den er von Korinth hatte kommen lassen, an einem Gesetzbuche.

Die Karthaginenser, welche nicht aufgelegt waren, Völker zu erobern, die sich zu vertheidigen wußten, versuchten noch einmal ihr Glück. Amilkar und Annibal stiegen zu Lilibäum mit mehr als siebenzig tausend Soldaten ans Land. Aber Timoleon, obschon er nur sechs oder sieben tausend hatte, erhielt einen vollkommenen Sieg über sie; und da Karthago gezwungen war, um Frieden zu bitten, schrieb er dieser Republik Gesetze vor. Diese Stadt dorfte nur jenes Land noch behalten, das jenseits des Flusses Halikus gelegen war. Die Einwohner davon erhielten sogar die Freyheit, sich anderswo festzusetzen; und

sie zog von den Tyrannen, die sie unterstützet hatte, die Hand ab.

Die Städte Siciliens beeiferten sich mit Syrakusa in Bündniß zu treten. Timoleon verjagte alle Tyrannen: er ließ ihre Festungen niederreissen: er schickte Leptines, den Tyrannen von Apollonien, nach Korinth: und sprach über Nicetas, der des Verrathes und mehrerley Verbrechen schuldig war, das Todsurtheil aus.

Durch die Kriege und Verbannnungen hatte die Bevölkerung merklich abgenommen. Syrakusa war beynahe ganz öde, und die übrigen Städte waren nicht viel besser bestellt. Timoleon schrieb davon nach Korinth. Diese Republik, die allezeit großmüthig handelte, ließ es sich angelegen seyn, Sicilien wieder zu bevölkern. Sie ließ in Griechenland und in Asien bekannt machen, daß sie alle Völker auf dieser Insel für frey erklärte. Sie both sich an, sowohl die Sicilianer, die daraus verbannet worden waren, als die Fremden, die sich daselbst ansetzen wollten, auf ihre Kosten dahin zu bringen; und sie gab für mehr als zehn tausend Personen, die sich nach Syrakusa einschiffen wollten, die Schiffe her. Der Zulauf war überaus groß. Von allen Seiten kamen Völkerschaften auf Sicilien an; sonderbar aus Italien: und man behauptet, die Bevölkerung von Syrakusa sey mit einmal auf vierzig bis fünfzig tausend Köpfe angewachsen. Timoleon räumte allen Felder ein. Die Regierung, welche den Ackerbau, die Handlung, und die

Kün

Künste empor brachte, half den Schaden, den Sicilien erlitten hatte, vollends wieder gutmachen.

Nachdem Timoleon den Frieden und die Freyheit hergestellt hatte, gab er seine Macht auf, weil er glaubte, daß freye Völker allein durch die Gesetze regieret werden sollen. Da er nun ein bloßer Bürger war, entschloß er sich, sein übriges Leben bey jenem Volke zuzubringen, das er gerettet hatte; und die Syrakusaner sahen diesen Vorzug nicht für die geringste seiner Wohlthaten an. Man kann sich einbilden, wie sehr sie beeifert gewesen seyn, diesen Mann zu sehen, und ihn den Fremden zu weisen. Alle Augen waren auf Sicilien und auf ihn geheftet. Fürwahr der Anblick war herrlich. Griechenland schmachtete in der Dienstbarkeit; Asien stand eine große Zerrüttung bevor; Italien war durch beständige Kriege beunruhiget; und nur Sicilien besaß Freyheit und Frieden, als der Ehrgeiz allenthalben mit Feuer und Schwerte Verwüstung verbreitete: und diese Freyheit, dieser Friede waren das Werk eines einzigen Mannes.

Timoleon erhielt seine ganze Achtung bis zu seinem Tode. Die Syrakusaner unternahmen nichts ohne seinen Rath. Er wurde zu allen Gesellschaften geladen: mitten unter dem herrlichsten Zurufe trat er in dieselbigen ein, und mit Zurufe begleitete man ihn nach Hause. Er war ein bloßer Bürger, aber mehr als ein König; nach seinem Tode wurde er wie der Vater des Vaterlands

bedauret, und wie ein Schutzgott verehret. Man stiftete ihm zu Ehren jährliche Spiele. Zum Unglücke für Sicilien hat er nur acht Jahre darinnen regieret.

V. Kapitel.

Betrachtungen über die Regierung von Syrakusa.

Die Demokratie, welche aus ihrer Natur stürmisch ist, war es nirgends mehr, als in der Republik von Syrakusa gewesen. Ich bin Willens, die Ursachen davon zu untersuchen.

Die zwey ersten Jahrhunderte dieser Republik sind überaus dunkel, und ihre Geschichte, wie wir schon angemerkt haben, fängt erst bey der Regierung des Gelo an, bekannt zu werden. Dort wurden die Syrakusaner von einem weisen Fürsten regieret, und schienen aufgelegt zu seyn, einem Monarchen zu gehorchen. Sie selbst glaubten es: deßhalben entsagten sie ihrer Freyheit, und ließen die Krone in dem Geschlechte des Gelo erblich werden.

Die Tyranney des Thrasybulus flößte ihnen andere Gesinnungen ein. Da sie frey wurden, schienen sie bestimmt zu seyn, frey zu bleiben. Sie verjagten die Tyrannen aus verschiedenen Städten, und behielten ihre Freyheit beynahe sechszig Jahre lang.

Wir

Wir wissen nicht eigentlich, was für eine Gestalt die Demokratie zu Syrakusa, und in den übrigen Städten, welche sich dortmals zur gemeinsamen Freyheit verbanden, angenommen habe. Aber es läßt sich urtheilen, weil sie sich wider die Tyrannen verbunden hatten, daß sie ihr ganzes Augenmerk darauf gerichtet haben, sich vor der Tyranney zu verwahren. Wir haben in der That gesehen, daß sie die Fremden verwiesen, und daß der Petalismus zu Syrakusa eingeführt wurde. Man kann also glauben, daß der Pöbel die Oberherrschaft behauptete.

Obschon die Verbindung dieser Städte der Tyranney ein Hinderniß in den Weg legte, so erstickte sie doch den Samen derselbigen nicht. Eine jede hatte Bürger in sich, welche sich heimlich bestrebten, die Herrschaft an sich zu bringen. Dieses gab zu Verwirrungen Anlaß: aber im Anfange wurde die Freyheit der Republiken eben durch diese Verwirrungen besser befestiget, weil sie dadurch wachsamer gemacht wurden. Der Krieg des Deucetius, welcher eben zu jener Zeit ausbrach, wo sie sich gegen die Tyrannen verschworen hatten, brachte die nämliche Wirkung hervor, und die Athenienser machten den Mishälligkeiten ein Ende, wodurch die Freyheit der Republiken auf Sicilien in Gefahr gestellt wurde, als sie auf dieser Insel bewaffnet erschienen.

Dortmals war Syrakusa die vornehmste Macht, und diese Stadt hätte, wie es scheint, alle übrige unter ihre Bothmäßigkeit brin-

gen sollen. Aber das Vertrauen, welches sie auf ihr Reichthum setzte, und ihr Kriegsglück blendete den Pöbel, der zu gebiethen hatte: und in einer solchen Verfassung ist es schwer, daß eine Republik ihre Freyheit erhalte. Nachdem sie die Athenienser besieget hatte, wurde ihr Selbstvertrauen noch größer. Unterdessen kam der Augenblick heran, wo sie aufhören sollte, frey zu seyn. Nach wenigen Jahren warf sich Dionys zum Tyrannen auf.

Die Würden und die Reichthümer waren zu Syrakusa, wie zu Rom, zwo fruchtbare Quellen von Mishälligkeiten. Die Armen verlangten Felder, und die Reichen wollten alle Würden für sich behalten. Die ehrgeizigen Bürger konnten also in diesen beyden Republiken durch einerley Mittel sich emporschwingen. Gleichwohl hatten die Mishälligkeiten zu Rom nicht die nämlichen Wirkungen, wie zu Syrakusa. Die Umstände hatten in diesen zwoen Republiken ganz verschiedene Sitten und Gebräuche eingeführt.

Da zu Rom die Reichthümer nur in Grundstücken bestanden, so hatten die reichsten Bürger nicht Geld genug, um die Wahlstimmen von andern zu kaufen, und folglich konnten sich die ärmsten Bürger nicht feil biethen. Zu Syrakusa verhielt sich die Sache ganz anders, wo das Geld durch die Handlung sehr gemein geworden war. Wir haben gesehen, daß Dion fünfzig Ruderschiffe von drey Reihen ausrüsten und unterhalten konnte.

konnte. Wie sollte eine Republik ihre Freyheit bewahren, wann sie so mächtige Bürger hat?

Rom zog niemals mit andern Soldaten, als mit seinen Bürgern und seinen Bundsgenossen, zu Felde, weil diese Stadt nicht reich genug war fremde Soldaten zu besolden. Wo hätte sie überdas Soldaten hernehmen mögen? Sie war von lauter feindlichen Völkern umgeben, welche eben so sehr für die Freyheit eiferten, als Rom selbsten immer thun konnte.

Da sie ihre Bürger zu Soldaten hatte, so war ihre Freyheit gesichert, weil diese Freyheit denjenigen selbsten zugehörte, die zu Felde zogen. Sie war ein Schatz, der ihnen vertrauet war, und den ihr eigener Vortheil sie vertheidigen hieß. Ein Römer, der nach der Tyranney strebte, gieng seinem Verderben entgegen.

Italien und Griechenland schickten beständig Soldaten nach Sicilien, welche Dienste suchten, und sich ohne Unterschied allen Mächten anbothen. Syrakusa konnte sie besolden. Es war bequem für diese Stadt, Truppen mit Gelde aufzustellen. Ja, sie war dazu gewungen, weil ihre großen Kriegsheere dem Ackerbaue und der Handlung allzu viele Bürger entzogen hätten, wenn sie alle ihre Soldaten und alle ihre Bootsknechte aus ihrem Mittel genommen hätte.

Endlich war es natürlich, daß die Syrakusaner wenig Lust zum Kriege hatten, weil sie durch den Luxus weich geworden waren; und da sie sich gewöhnten, das Geld für die Seele des Kriegs

anzusehen, mußten sie sich für mächtig halten, weil sie reich genug waren, Flotten und Kriegsheere aufzustellen. Allein wenn eine Republik nur für Geld Soldaten hat, so läuft sie Gefahr, auch keine zu haben, weil sie ein Tyrann besser lezahlen mag. Der Gebrauch, fremde Truppen zu halten, ist der Verfassung einer republikanischen Regierung zuwider, und aus seiner Natur ein Grund zu Zerrüttungen.

Als Gelo sich der Stadt Syrakusa bemächtigte, war er durch eine Parteyrotte herberufen worden. Allein eine Republik kann nicht bestehen, wann sie durch ihre Mishälligkeiten fremden Mächten Lust machet, sich in ihre Regierung einzumischen. Eben da sie sich auf eine Hülfe Rechnung machet, wird sie unterjochet werden.

Sicilien war nach seiner Lage von Nationen umgeben, welche auf eine Gelegenheit laureten, sich darauf anzusetzen; und diese Gelegenheit that sich beständig hervor, weil sie die Völker auf dieser Insel durch ihre immerwährenden Uneinigkeiten selbst veranlaßten. Sicilien mußte dann unter eine fremde Bothmäßigkeit kommen.

Wenn Tarquinius der Hoffärtige wieder auf den Thron gelanget wäre, und sich darauf erhalten hätte, so wäre es mit fremder Hülfe geschehen. In diesem Falle hätte die widriggesinnte Partey, die allezeit aus sich selbsten schwach gewesen wäre, zu der gleichen Hülfe Zuflucht nehmen müßen. Die Römer hätten dann ihre Nachbarn gewöhnet, sich in ihre Mishälligkeiten zu

legen,

legen, und dieser Gebrauch, der sie beständigen Zerrüttungen ausgesetzt haben würde, wäre ein Hinderniß zu ihrem Wachsthume gewesen.

Die Republik von Syrakusa war also nur deßhalben so stürmisch gewesen, weil sie reich war, weil sie fremde Truppen zu ihrer Vertheidigung hielt, und weil sie die Fremden anrief, sich in ihre Regierung zu mischen. Deßhalben sind die Syrakusaner immer leichtsinnig und unbeständig, und wie wie es scheint, weder zur Freyheit noch zur Dienstbarkeit aufgelegt gewesen.

Wenn es in Sicilien noch eine andere Republik gegeben hätte, welche in der Macht den Syrakusanern die Wage hätte halten können, so würden wir auf dieser Insel ungefähr die nämlichen Auftritte, wie im Griechenland, gesehen haben. Die Völker würden von dem Bündniße mit einer Republik abgegangen, und in ein Bündniß mit der andern getreten seyn; sie würden sich vereiniget haben, um eine Art von Gleichgewicht unter einander zu erhalten; sie würden mit vereinigter Macht dem ausländischen Feinde die Stirne gebothen, und ihm den Eintritt auf Sicilien verwehret haben. Sobald aber die herrschende Macht von Syrakusa keinen Gegner hatte, so stand Sicilien für die Karthaginenser und die Griechen offen, weil die übrigen Städte genöthiget waren, auswärtige Hülfe zu suchen.

VI. Ka-

VI. Kapitel.

Von Sicilien und Karthago bis zum ersten punischen Kriege.

Sicilien, welches noch der Ruhe genoß, die es durch Timoleon erhalten hatte, verlor eben diesen tugendhaften Bürger, als Alexander nach Asien übergieng. Die Tyrier, die durch die Waffen dieses Kriegshelden besiegt worden waren, hatten ihre Weiber und Kinder nach Karthago geschickt, wo man ihnen Hülfe versprach, aber keine leistete. Vieleicht hatte diese Republik Absichten auf Sicilien, welches seinen Beschützer verloren hatte. Vieleicht mag es auch um dieselbe Zeit gewesen seyn, daß sie durch den Ehrgeiz eines ihrer vornehmsten Bürger zerrüttet wurde. Hanno, nachdem er sich wider den Senat verschworen hatte, und entdeckt worden war, rüstete zwanzig tausend Sklaven aus, und reizte die Afrikaner an, sich zu empören. Er wurde gefangen, und die Karthaginenser, welche so grausam waren, daß sie die Unschuldigen mit dem Schuldigen vermengten, ließen ihm und seinen Kindern das Leben nehmen.

Timoleon war ohngefähr seit zwanzig Jahren todt, als Syrakusa seine Freyheit wieder verlor. Agathokles, eines Töpfers Sohn, der von Rhegium verbannet war, hatte sich von einem gemeinen Soldaten bis zu den vornehmsten Kriegsstellen hinaufgeschwungen, und sich mit einer rei-

reichen Frau verehlichet, wodurch er einer der mächtigsten Bürger in Syrakusa wurde. Nachdem er durch die Partey des Sosistratus, welcher, wie er, nach der Tyranney trachtete, verwiesen worden war, begab er sich erstlich nach Krotona, und dann nach Tarent; und als er aus diesen beyden Städten wieder vertrieben wurde, warf er sich zum Anführer einer Räuberbande auf.

Unterdessen verband sich Sosistratus, der auch aus Syrakusa verwiesen war, mit den Karthaginensern. Alsdann wirkte die Partey, die es mit Agathokles hielt, seine Zurückrufung aus. Man stellte ihn zum Befehlshaber der Truppen auf. Er siegte, und riß die Tyranney an sich.

Die Städte in Griechenland, um welche die Nachfolger Alexanders sich zankten, waren mehr als jemals zerrüttet. Sie waren entweder unterjochet, oder hatten nur eine unsichere Freyheit, die man ihnen wechselweise gab, und entzog. In dieser Verfassung wollte Korinth den Syrakusaner wieder Hülfe leisten, und schickte den Acestorides zu ihnen.

Dieser Feldherr versuchte den Agathokles ermorden zu lassen: aber der Tyrann entkam, und flüchtete sich tiefer in Sicilien hinein, wo er ein Kriegsheer auf die Beine brachte. Die Syrakusaner, voll Schrecken, bothen ihm seine Zurückrufung an, dafern er sich mit einem Eide verpflichten wollte, nichts wider die Demokratie zu unternehmen. Er versprach alles, und hielt

nichts

nichts. Er machte sich erstlich bey dem Volke beliebt, da er sich gegen den Senat erklärte. Bald hernach, als er über das Kriegsheer Meister war, ließ er die Bürger, die ihm Widerstand gethan hatten, aus dem Wege räumen. Endlich gab er, zween Tage und zwo Nächte lang, die Stadt den Soldaten zu plündern Preis. An dem dritten Tage berief er das Volk zusammen. Er that die Erklärung, er habe keine andere Absicht gehabt, als die Tyrannen zu vertilgen, und die Freyheit zu befestigen: und er setzte noch bey, er wolle sich entfernen, und in Zukunft im Stillen leben. Er wußte wohl, daß es seine Soldaten nicht zugeben würden, und daß außerdem Niemand mehr fähig war, ihm Widerstand zu thun. Er verlangte also, daß man ihm eine Krone, die er mit Gewalt raubte, und die man ihm nicht nehmen konnte, freywillig anbiethen sollte. Sie wurde ihm auch angebothen.

Um die Reichen zu schwächen, und die Armen zu gewinnen, fieng er seine Regierung mit Aufhebung der Schulden, und mit einer Theilung der Felder an. Nachmals schien er sich mit der Verwaltung seiner Regierung zu beschäfftigen: er machte ziemlich vernünftige Gesetze, übte die Gerechtigkeit aus, und ließ viel Menschenliebe an sich blicken. Durch dieses Betragen erwarb er sich die Neigung seiner Unterthanen; er bewog sie, seinen Absichten beyzustimmen, und eroberte einen großen Theil von Sicilien.

Die

Die Karthaginenser wollten sich gleichwohl seinen Erobrungen widersetzen. Sie zogen zu Felde. Agathokles schlug sie bey Himera aus ihrem Lager. Aber indessen daß seine Truppen sich mit Plündern beschäfftigten, kam auf einmal ein neues Heer zum Vorscheine, machte sich die Verwirrung zu Nutzen, und entriß dem Tyrannen den Sieg. Agathokles rettete sich nach Syrakusa, wo er belagert wurde.

Da er nun von seinen Bundsgenossen verlassen, von aller Hülfe entblößet, und in einer Stadt eingesperrt war, die er, wie es schien, nicht beschützen konnte, wußte er dennoch sich zu retten. Er sagte, er habe ein Mittel die Stadt zu entsetzen, und seinen Verlurst zu erholen; und ohne seine Absicht zu erklären, ließ er alle seine tapfersten Soldaten sechszig Schiffe besteigen.

Man konnte noch nicht errathen, wo er hinaus wollte: denn der Eingang des Havens war durch die Flotte der Karthaginenser verschlossen, welche weit stärker, als die Flotte der Syrakusaner war. Nach einiger Zeit erblickte man Schiffe, die den Belagerten Lebensmittel herbeybrachten. Die Feinde machten Bewegungen, um dieselben wegzunehmen, wodurch sie dem Tyrannen Gelegenheit gaben, aus dem Haven zu kommen. Sie glaubten, er wolle den ankommenden Schiffen zu Hülfe eilen: allein er nahm einen ganz andern Weg. Die Karthaginenser waren erstaunet, und wollten erstlich dem Tyrannen nachsegeln; dann wollten sie auf die Transportschiffe zurück-

zurückkehren: aber bis sie dem Agathokles vergeblich nacheilten, waren die Schiffe in dem Haven angelangt, und Syrakusa fand sich mit allem überflüßig versehen.

Die Karthaginenser, welche beschämt waren, daß sie ihre Beute hatten entwischen lassen, und nicht wußten, was Agathokles im Schilde führte, segelten ab, und holten ihn nach sechs Tagen ein. Er besiegte sie, und stieg an der Küste von Afrika ans Land. Da stellte er seinen Soldaten vor: das wahre Mittel Syrakusa zu befreyen sey, das feindliche Land mit Kriege zu überziehen; sie haben dort gegen Männer zu streiten, die durch den Luxus weich geworden waren; die bloße Kühnheit seiner Unternehmung erklecke schon, ihnen Schrecken einzujagen; Afrika, welches ihr Joch mit Ungeduld trug, werde sich gewiß empören; und sie dörfen schon auf die Schätze rechnen, die sich in Karthago befinden.

Nachdem diese Rede mit großem Beyfalle war aufgenommen worden, nahm Agathokles eine brennende Fackel in die Hand: er sagte, er habe der Proserpina und der Ceres versprochen, seine Flotte zu verbrennen, wenn er den Händen der Karthaginenser entgienge, und er ermahnte die Soldaten, sein Gelübd in Erfüllung zu bringen. Zugleich gieng er hin, und steckte sein Schiff in Brand. Alle ließen sich durch dieses Beyspiel betäuben: sie griffen nach Fackeln, und verbrannten ihre Schiffe mit der nämlichen Freude, wie sie die Schiffe ihrer Feinde verbrannt haben

ben würden. So viel vermögen starke Seelen über den Pöbel. Agathokles wollte, daß seine Soldaten keine andere Hoffnung, als den Sieg, haben sollten. Ueberdas konnte er seine Flotte nicht erhalten, ohne sein Kriegsheer, welches sich nur auf vierzehn Tausende belief, allzusehr zu schwächen. Er ließ seinen Truppen nicht Zeit, über einen so gewagten Schritt nachzudenken. Er rückte fort, eroberte Tunis und eine andere Stadt, und gab alle Beute den Soldaten Preis.

Karthago war in einer desto größern Bestürzung, weil man im Anfange glaubte, die Flotte und das Kriegsheer, welches diese Stadt nach Sicilien geschickt hatte, sey geschlagen und aufgerieben worden. Sie rüstete in der Eile vierzigtausend Bürger aus, die unter den Befehlen des Hanno und Bomilkar zu Felde zogen, und geschlagen wurden. Durch diesen Sieg kam das ganze umliegende Land in die Gewalt des Ueberwinders, und verschiedene Völker vereinigten sich mit ihm.

Der Aberglaube, der mit dem Schrecken wächst, machte die Karthaginenser glauben, daß die Götter, die sie erzörnet hätten, für den Agathokles kämpften. Man will wissen, es haben sich dreyhundert Personen angebothen, um den Saturnus zu besänftigen, die begangene Missethat in ihrem Blute abzuwaschen, da sie dieser Gottheit Kinder opferten, welche sie statt der ihrigen erkaufet hatten; und man habe diese Schlachtopfer noch mit zweyhundert Kindern ver-

mehret, die man aus den besten Familien hernahm. So weit immer der Aberglaube den Unsinn und die Grausamkeit treiben mag, so kann ich doch schwerlich glauben, daß die Geschichtschreiber diese unmenschlichen Opfer nicht übertrieben haben sollen: denn überhaupt pflegt man das Böse, wie das Gute, zu übertreiben. Wie es nun immer seyn mag, so entrichteten doch die Karthaginenser dergleichen Opfer, und drangen nachmals darauf, daß Amilcar, der in Sicilien die Truppen anführte, ihrer Stadt zu Hülfe kommen sollte.

Amilkar ließ in seinem Lager und in der Stadt bekannt machen, das Heer des Agathokles sey in Stücke gehauen worden. Die Syrakusaner entsetzten sich Anfangs, und dachten auf eine Uebergabe: als sie aber bald darauf bessere Nachrichten erhielten, vertheidigten sie sich mit neuem Muthe; und nachdem Amilkar in ihre Hände gerathen war, schickten sie seinen Kopf nach Afrika.

Agathokles belagerte Adrumetum. Er hielt sich vor dieser Stadt auf, als das Lager, welches er bey Tunis hatte, von den Karthaginensern überfallen, und diese Stadt in die äußerste Gefahr versetzet wurde. Seine Macht war zu klein, um sie zu vertheilen. Gleichwohl entschloß er sich, Tunis zu entsetzen, und zugleich die Belagerung von Adrumetum fortzuführen: zu diesem Ende bestieg er mit einem kleinen Schwarme einen hohen Berg, wo beyde Städte

im

im Gesichte lagen, und dort ließ er große Feuer anzünden. Einerseits glaubte die Besatzung von Adrumetum, es stoße eine neue Verstärkung zu den Belagerern, und ließ sich in einen Vergleich ein: anderseits vermutheten die Karthaginenser, Agathokles werde mit seiner ganzen Macht sie überfallen, und sie entflohen so eilfertig, daß sie alle ihre Rüstungen am Stiche ließen. Bald hernach erhielt der König von Syrakus einen vollkommenen Sieg über einen König von Libyen, welcher den Karthaginensern zu Hülfe kam. In dieser Verfassung empfieng er den Kopf des Amilkars. Er ließ ihn in das Lager der Karthaginenser werfen, welche bey diesem Anblicke in eine so große Bestürzung geriethen, daß Agathokles die Stadt Karthago in seine Gewalt bekommen hätte, wenn es nicht durch einen Zufall wäre verhindert worden, welchen man unmöglich hatte vorhersehen können.

Licisçus, ein Feldoberster, der bey den Soldaten beliebt war, wurde von Archagathus einem Sohne des Agathokles ermordet, da er vom Weine erhitzet war. Durch diesen Mord entstand eine allgemeine Empörung: die Soldaten erwählten sich Heersführer, und droheten, sie wollten zu den Karthaginensern übergehen, wenn ihnen der Tyrann seinen Sohn nicht auslieferte. Agathokles trat ohne Waffen, von allen Zeichen der Königswürde entblößet, unter seine Soldaten; und weil er sie durch diesen Schritt gerühret hatte, gewann er sein Kriegsheer wieder. Aber

Karthago hatte unterdessen Zeit gehabt, sich in Verfassung zu setzen. Gleichwohl hätte er diese Stadt durch die Zerrüttungen, die darinnen herrschten, in seine Gewalt bringen können, wenn sie ihm bekannt gewesen wären. Sie wurden durch den Tod Bomilkars beygelegt, der nach der Tyranney gestrebet hatte.

Während dieses Krieges, welcher den Völkern in Sicilien eine günstige Gelegenheit schien, die Freyheit wieder zu erlangen, machten verschiedene Städte ein Bündniß, um sowohl das Joch von Karthago, als von Syrakus abzuwerfen. Bey einem solchen Umstande schien die Gegenwart des Agathokles nothwendig zu seyn, und die Lage der Sachen in Afrika verstattete ihm, sich für einige Zeit zu entfernen. Er reisete dann nach Sicilien ab, und ließ die Befehlshabersstelle über sein Heer seinem Sohne Archagathus zurück.

Dieser neue Feldherr erhielt herrliche Siege, die aber unnützlich und so gar gefährlich waren. Er hatte die Verwägenheit gehabt, seine Waffen bis in das Herz von Afrika auszubreiten, und mußte die Erobrungen, die er machte, wieder fahren lassen, weil er nicht mehr im Stande war, allen Feinden, die er sich auf den Hals zog, die Stirne zu biethen. Die Karthaginenser machten sich die kritische Lage zu Nutzen, in welcher er sich befand. Eines von seinen Heeren wurde geschlagen; ein anderes erfuhr das nämliche

Schick-

Schicksal, und er selbst wurde in seinem Lager eingeschlossen.

Agathokles kam itzt von Sicilien zurück, wo er beynahe alle Städte zu Paaren getrieben hatte. Sobald er bey seinem Heere angelangt war, both er den Karthaginensern ein Treffen an, welche keines wagen wollten, und er versuchte vergeblich, sie in ihrem Lager zu überfallen. Bald darauf wurde er von den Afrikanern verlassen, und wußte sich nicht mehr zu helfen.

Unerachtet dieser Unglücksfälle, hätte er von seiner Unternehmung noch Ehre gehabt, wenn es in seiner Macht gestanden wäre, sein Kriegsheer nach Sicilien zurückzuführen. Aber er hatte keine Schiffe, und die Karthaginenser hatten zur See die Oberhand. Er flüchtete sich mit einer kleinen Anzahl von Personen, und gab seine Söhne den Soldaten Preis, welche sie ums Leben brachten, und sich mit dem Feinde verglichen. Agathokles, der an seinem Heere und an seinen Kindern zum niederträchtigen Verräther geworden war, rächte sich, so bald er zu Syrakusa ankam, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, an den Verwandten und Freunden der Soldaten, die er am Stiche gelassen hatte.

Durch diese Grausamkeit wurde das Volk aufgebracht, und er war bemüßiget, mit den Karthaginensern Frieden zu schließen. Er trat ihnen alle Städte ab, die sie in Sicilien besetzet hatten. Nachmals zog er mit fünf oder sechstausend Soldaten gegen Dinokrates aus, wel-

cher drey und zwanzig tausend Aufrührer anführte, und er siegte über sie. Da ihm nun alles unterworfen war, unternahm er etliche andere Feldzüge, welche nicht verdienen, daß wir uns dabey aufhalten. Er überfiel die Völker von Lipari, und plünderte ihre Tempel; aber seine Flotte, die mit Beute beladen zurücksegelte, gieng im Sturme zu Grunde. Er zwang Kassandern die Belagerung Korcyra aufzuheben, und steckte ihm alle seine Schiffe in Brand. Er gieng öfters nach Italien über, verheerte Kampanien, und bezwang die Brutier, welche das Joch von sich abwarfen, sobald er sich entfernet hatte. Endlich starb er am Gifte, welches ihm sein Enkel Archagathus durch Meno geben lassen. Man muß bedauren, daß dieses Ungeheuer Talente gehabt hat.

Um die Zeit, wo die Achajer anfiengen, ihr altes Bündniß wieder zu erneuern, trachteten verschiedene Tyrannen, Syrakusa in ihre Gewalt zu bringen; und die Karthaginenser, welche sich diese Mishälligkeiten zu Nutzen machten, belagerten die Stadt zu See und zu Lande. Dortmals riefen die Syrakusaner den Pyrrhus herbey, der in Italien war. Der Ruhm dieses Fürsten beförderte sein Kriegsglück. Durch seinen Ruf brachte er die Griechen in seine Bothmäßigkeit, und durch seinen Heldenmuth bezwang er die Karthaginenser. Diese hatten nichts mehr als Lilibäum übrig, da Pyrrhus die Völker in Sicilien zwingen wollte, ihm nach Afrika zu folgen.

gen. Er brauchte Gewalt, um die Städte zu nöthigen, daß sie ihm Bootsknechte herbeyschaffen sollten; und weil er glaubte, daß er über alles unbeschränkt zu schalten hätte, gab er die Würden, die Gerichtsstellen, und sogar das Vermögen der Bürger seinen Lieblingen Preis. Durch dieses Betragen machte er sich die Gemüther abgeneigt, und sah, daß ihm Sicilien eben so leicht wieder entgehen würde, als er es erworben hatte. Weil er unmöglich dieses Land behalten konnte, gieng er wieder nach Italien zurück, unter dem Vorwande, daß er den Karthaginensern beyspringen müßte. **Was für ein Schlachtfeld lassen wir den Römern und Karthaginensern zurück!** sagte er, als er Sicilien verließ.

Nach der Abreise des Pyrrhus wurde Syrakusa von einer Menge Factionen zerrüttet, und verfiel in eine Anarchie, welche desto schädlicher war, weil die Truppen, die zum Theile aus fremden Soldaten bestunden, in der größten Verwirrung ihren besten Vortheil fanden. Es war nicht möglich, die Demokratie einzuführen, welche auch nicht lang würde gedauret haben. Die Syrakusaner hatten eines Gebiethers vonnöthen: es kam nur darauf an, daß er Tugenden und Talente gehabt hätte.

Das Kriegsheer maßte sich des Rechtes an, zween Befehlshaber zu ernennen. Es erwählte Hiero und Artemidorus, und führte sie nach Syrakusa. Hiero, welcher erst fünf und zwanzig Jahre alt war, hatte sich im letzten Kriege her-

vorgethan, wo er unter Pyrrhus seinen ersten Feldzug gethan hatte. Er war ein Abkömmling von Gelo, dessen Beyspiel allein ihn zu verpflichten schien, tugendhaft zu werden.

Er hatte eine annehmliche Gesichtsbildung und eine starke Leibsbeschaffenheit, und besaß sowohl jenes äußerliche Ansehen, welches der Soldat an einem Helden suchet, als jene Anmuth, welche die Neigung des Volkes gewinnt. Obschon ein Regent, der von dem Kriegsheere aufgestellt war, verhaßt seyn mußte, machte sich Hiero dennoch beliebt, weil er in seinem ganzen Betragen viel Klugheit und Mäßigung blicken ließ. Es schien, als hätte er die Regierung nur angenommen, um auf die Vollstreckung der Gesetze zu halten. Er zerstreute die Factionen, stellte die Ruhe wieder her, und übte dennoch keine Gewaltthätigkeit aus. Die Syrakusaner, welche erkannten, wie viel er zu ihrem Glücke beytragen könnte, thaten die Erklärung, sie wollen ihn, und nur ihn allein, zu ihrem Regenten haben.

Es geschieht nicht allezeit mit Unrechte, wenn sich einer zum Regenten aufwirft. Man machet sich in diesem Stücke sehr unrichtige Begriffe, weil man nicht auf alle Umstände Acht hat. Man darf keineswegs Agathokles und Hiero unter dem gehäßigen Namen eines Thronräubers mit einander vermengen.

Jener verderbte das Werk des weisen Timoleon, störte den Frieden seines Vaterlands, richtete die größte Verwirrung an, schwang sich

durch

durch Laster auf den Thron, und begieng neue Laster, um sich darauf zu erhalten. Dieser fand Syrakusa in eine Anarchie versenket, welche seine Vaterstadt durch verschiedene Factionen zerrütten ließ, und die Bürger zu Sklaven machte, obschon sie nicht wußten, was für einem Gebiether sie zu gehorchen hätten. Heißt es dann mit Unrechte regieren, wenn man bey einem solchen Volke auftritt, um sein Wohlthäter und Vater zu werden? giebt es in einem solchen Falle schönere Rechte, als Tugenden und Talente sind? Hiero ist zwar erstlich nur von den Soldaten erwählt worden, die beynahe lauter Fremde waren: ja, er hat sich vermuthlich um ihre Wahlstimme beworben. Allein hätte er erwarten sollen, daß die Syrakusaner zuvorkommen möchten? War dieses Volk frey, um eine Wahl zu treffen? Die Umstände, in welchen sich Hiero befand, und noch mehr das Betragen, das er gezeiget hat, scheinen nur, ihn zu rechtfertigen.

Er konnte sich auf die Truppen nicht so, wie auf die Bürger, verlassen. Es reuete die fremden Soldaten, daß sie ihn zum Regenten gemacht hatten. Sie hätten einen Tyrannen haben mögen, der ihrer Raubbegierde alles verstattet hätte, und dem sie unentbehrlicher geworden wären, je mehr er sich verhaßt gemacht hätte. Sie kannten keine Mannszucht, waren beständig zur Empörung geneigt, und warteten nur auf den Augenblick einen Streich auszuführen: und es schien, als ob zu Syrakusa ein Bürgerkrieg ausbrechen

wollte. Hiero hatte im Sinne, sich von den unruhigsten loszumachen. Es wäre zu wünschen, daß er zu diesem Ende nicht die abscheulichste Verrätherey ausgeübt hätte.

Als die Campanier, welche Agathokles im Solde gehabt hatte, zurückkehren mußten, kamen sie nach Messina, in der Absicht, zu Schiffe sich in ihr Vaterland zu begeben. Sie wurden von den Einwohnern dieser Stadt gutherzig aufgenommen; allein sie begiengen die Untreue an ihnen, alle Männer zu ermorden oder zu verjagen, und theilten die Weiber und Felder unter sich. Alsdann legten sie sich von Mamers, dem Kriegsgotte, den Namen Mamertiner bey: sie wurden bald mächtig, und machten Ausfälle auf die Länder der Syrakusaner.

Hiero zog gegen sie zu Felde, bloß in der Absicht, den Anschlag auszuführen, den er im Sinne hatte. Er theilte seine Truppen in zwey Heere ab. Dem ersten, welches ganz aus fremden Soldaten bestand, befahl er, den ersten Angriff zu thun; und als sie im Handgemenge waren, wich er von ihnen, anstatt sie zu unterstützen. Sie wurden zu Schanden gehauen. Möchte doch das Leben des Hiero durch diese Handlung nicht beflecket seyn. Man kann diesen Fürsten nur durch das Zeitalter entschuldigen, in welchem er gelebet hat. Dortmals ist fürwahr der Krieg, in Sicilien wie in Italien, eine wahre Räuberey gewesen.

Nachdem Hiero die fremden Soldaten vertilget hatte, richtete er die Syrakusaner zur Kriegszucht ab: denn er fürchtete nicht, wie die Tyrannen, seine Bürger streitbar zu machen. Sobald er ein Kriegsheer auf den Beinen hatte, bestrafte er die Mamertiner für die Feinseligkeiten, die sie begangen; und als er siegreich in Syrakusa einzog, wurde er als König ausgerufen. Dort hatte er schon sieben Jahre lang diese Republik regieret.

Die Krone machte keine Veränderung an ihm. Er fuhr fort, leutselig, großmüthig, und ein Bürgerfreund zu seyn. Als die Mamertiner, die er besieget hatte, sich im Begriffe sahen, in seine Bothmäßigkeit zu gerathen, suchten sie auswärtige Hülfe. Weil sie aber unter einander nicht recht einig wurden, begaben sich einige unter den Schutz der Karthaginenser, andere riefen die Römer zu Hülfe. Dieses gab zu dem ersten punischen Kriege Gelegenheit.

VII. Kapitel.

Vergleichung der Römer und Karthaginenser.

Wenn wir nach dem Ursprunge der Besitzungen zurückforschen, sehen wir, daß der erste Besitznehmer das erste Recht hat. Also erhielten die Karthaginenser im Anfange die Herrschaft zur See. Sie hatten diese entweder der Unwissenheit, oder dem Unvermögen der übrigen Völker zu verdanken. Mit einem Worte, sie nahmen zuerst den Besitz davon. Aus dieser Ursache

sache machten sie so schnellen Fortgang dabey: aber weil es so leicht damit hergieng, lerneten sie nicht, Hindernisse zu übersteigen, und in diesem Punkte sind ihnen die Umstände schädlich gewesen.

Die Römer dagegen trafen allezeit Hindernisse an, und es gieng langsam mit ihrer Vergrößerung zu. Sie waren genöthiget, die Kriegskunst zu verbessern, eben so oft durch ihre Geschicklichkeit, als durch die Waffen zu siegen, und auf Mittel denken, sich mit den Besiegten zu verbinden.

Ein allzu leichtes Kriegsglück von mehrern Jahrhunderten hat bey den Karthaginensern ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorgebracht. Sie wußten nichts von Staatskunst, und sie haben niemals gelernet, die Bundsgenossen an sich zu ziehen, oder die besiegten Völker an ihrem Glückstande Theil nehmen zu lassen. Obschon sie zur See und zu Lande viel Kriege führten, scheint es doch nicht, daß sie bisher in der Kriegskunst Vorzüge gehabt haben. Sie hatten ihre Waffen in Afrika, in Spanien, in den balearischen Inseln, an den Küsten Siciliens, wo sich die Griechen nicht angesetzt hatten, ausgebreitet; und es läßt sich mit Grunde vermuthen, sie haben, als sie gegen Gelo zu Felde zogen, noch selten Gelegenheit gehabt, mit recht furchtbaren Feinden zu kämpfen.

Indessen daß sie so leichte Siege erhielten, standen Völker auf, welche siegen lerneten. Dorrals sahen die Karthaginenser nicht, was ihnen man-

mangelte. Weil ihnen vieles gelungen war, glaubten sie, es müsse ihnen wieder gelingen. Sie wurden über Unglücksfälle erbittert, ohne was dabey zu lernen. Sie bildeten sich ein, sie dörfen nur große Kriegsheere halten, die besiegten Nationen mit der äußersten Grausamkeit behandeln, und die Unwissenheit oder das Unglück ihrer Feldherren bestrafen, wie sie die Verrätherey an ihnen bestrafet hätten.

Sie hätten Sicilien unterjochen können. Sie dorften sich nur als Beschützer der Freyheit erklären. Die Städte würden sich, eine nach der andern, unter ihren Schutz begeben haben; und wenn sie ihre Verbindungen getreu gehalten hätten, so würde Syrakusa selbst seine Zuflucht zu ihnen genommen haben, nur allein um der Tyranney zu entgehen. Diese Herrschaft würde weniger gekostet haben; sie würde billiger, nützlicher, und dauerhafter gewesen seyn. Anstatt dessen hatten sie sich in den Kopf gesetzt, mit Gewalt der Waffen diese Eroberung zu machen. Sie haben oft unermeßliche Rüstungen vorgenommen: sie haben große Kriegsheere aufgerichtet, welche durch die ungesunde Luft aufgerieben wurden, wann sie dem Feinde entgiengen: sie haben alle Völker auf diesem Eylande gegen sich aufgebracht: sie haben Hülfstruppen aus Griechenland dahin kommen lassen: sie haben endlich einen Aufwand gemacht, der mehr als zulänglich gewesen wäre, um Sicilien zu kaufen, und haben es dennoch niemals ganz erworben. Der einzige Vortheil,

den sie aus ihren Unternehmungen haben ziehen mögen, ist gewesen, daß sie Krieg führen lerneten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ihnen Gelo, Dionys, Timoleon, Agathokles, und Pyrrhus in diesem Stücke keinen Unterricht sollten gegeben haben. Man lernet diese Kunst nur von seinen Feinden recht vollkommen.

Die Regierung zu Karthago ist weder bloß aristokratisch, noch blos demokratisch gewesen. Zwo Oberkeitpersonen, die jährlich verändert wurden, beriefen den Senat, hatten den Vorsitz dabey, machten den Vortrag von den Geschäfften, und sammelten die Stimmen ein. Obschon man ihnen zuweilen die Befehlshaberstelle der Heere auftrug, so kam sie ihnen gleichwohl nicht von Rechts wegen zu. Die Geschichtschreiber nennen sie Suffeten, Könige, Bürgermeister, und Dictatore. Man kann aus der Menge dieser Benennungen schließen, daß sie sich von den Verrichtungen dieser Oberkeitpersonen keinen recht bestimmten Begriff machten.

Nichts wäre beßer, als wenn die nämlichen Männer im Staate und im Kriege zu befehlen hätten. Dieses geschah bey den Römern, weil die Bürgermeister etliche Jahrhunderte lang gegen den Feind ausrücken konnten, ohne daß es beynahe schien, daß sie sich von Rom entferneten. Aber dieser Gebrauch konnte in Karthago nicht eingeführt werden, wo man frühzeitig in die Ferne zum Kriege zog. Hätte man die Suffeten in den Nothfall versetzet, sich zu entfernen, so wäre

es

es dem Endzwecke zuwider gewesen, zu welchem man sie aufgestellt hatte; und man that diesen Schritt nur in sonderheitlichen Umständen.

Die wichtigen Geschäffte, wie zum Beyspiele, die Unterhandlungen, die Regierung der Provinzen, der Krieg und der Friede waren, wurden im Senate abgehandelt. Wenn dort die Stimmen nicht einig wurden, hatte das Volk zu entscheiden. Manchesmal geschah dieses auch, wenn nur die Suffeten nicht einerley Meynung mit dem Senate waren.

Man weiß nicht, wie groß die Anzahl der Glieder in dieser Versammlung gewesen sey, oder wem das Recht zustund, sie zu erwählen. Es heißt nur, man habe sie allezeit aus den Bürgern genommen, welche durch ihr Alter, ihre Erfahrung, ihre Herkunft, ihr Reichthum, und ihr Verdienst sonderbar in Ansehen standen. Ohne Zweifel schrieben es die Gesetze also vor: aber oft ist das Betragen eines Volkes von seiner Gesetzgebung weit unterschieden.

Obschon die Obergewalt zwischen den Suffeten, dem Senate, und dem Volke getheilet war, so mußten dennoch die Feldherrn auch sehr mächtig werden. Weil die Kriege in einer weiten Entfernung von Karthago geführet wurden, mußte man sie mehrere Jahre nacheinander in ihrer Würde bestätigen; und die Heere, welche aus Miethsoldaten bestanden, mögen oft mehr für das Schicksal ihres Anführers, als der Republik, beeifert gewesen seyn.

Man fürchtete also die Macht der Feldherren. Um ihr das Gewicht zu halten, setzte man das Gericht der Hunderte ein. Dieß war eine Versammlung, welcher ein jeder Feldherr über sein Betragen Rechenschaft geben mußte. Sie bestand aus hundert und vier Personen, welche man aus dem Mittel der Senatore nahm, und die lebenlänglich in ihrem Amte verblieben.

Dieses Gericht konnte seine Fehler haben. Waren wohl alle, die dabey Sitze hattten, vom Soldatenstande? Konnten sie, wenn sie es auch gewesen wären, die Umstände beurtheilen, in welchen sich ein Feldherr befunden hatte? Waren sie endlich so rechtschaffen, daß man nicht durch Geld und Macht der Strafe entgehen konnte?

Man erkannte ohne Zweifel die Unzulänglichkeit dieses Gerichtes, und um derselben abzuhelfen, wählte man fünf Personen davon heraus, deren Gewalt noch unbeschränkter war. Diese besetzten die ledigen Plätze in dem Gerichte der Hunderte: sie vergaben einige Stellen in der Republik; und das Schicksal der Bürger war, also zu reden, in ihren Händen. Also erwählten die Karthaginenser, um sich vor etlichen mächtigen Männern zu schützen, Gerichtspersonen, die noch furchtbarer werden konnten. Sie wollten einer Oberkeit Schranken setzen, und richteten eine andere auf, welche selbst bedorft hätte, in Schranken gehalten zu werden. Sie ließen dann die Misbräuche stehen, denen sie abzuhelfen glaubten. Die meisten politischen Körper sind schlech-

te

te Maschinen, an denen immer etwas fehlet, an denen man beständig ausbessern muß, und die nur so lange gut gehen, als sie ein großer Künstler unter seiner Hand hat.

Es gab zu Karthago noch andere Vorgesetzte, von denen einige die Gemeingelder zu verwahren, andere über die Sitten Aufsicht zu tragen hatten, und welche die lateinischen Geschichtschreiber Schatzmeister und Zinsmeister (quæstores & censores) genannt haben. Wir wissen nicht, ob wir nach diesen Benennungen im Stande sind, die Verrichtungen dieser Vorgesetzten genau zu beurtheilen.

Die Prätorstelle hat zu Karthago den größten Einfluß gehabt, man findet, daß derjenige, der dieses Amt verwaltete, wenigst in einigen Fällen, über die Einkünfte des Staates zu schalten hatte, und das sich seine Gerichtsbarkeit über das Gericht der Hunderte, und selbst über den Ausschuß der fünf Richter erstreckte. Wenn uns die Geschichte von Karthago besser bekannt wäre, so könnten wir die Entwicklung aller dieser Dinge beobachten, und eine genauere Vergleichung ihrer Regierungsart mit der Regierung von Rom anstellen.

Aristoteles hat sie für eine der vollkommensten gehalten. Sein Grund war, weil bis auf seine Zeit kein Tyrann die Freyheit dieser Republik unterdrücket hatte, und weil sogar keine beträchtliche Empörung darinnen entstanden war. Es wäre zu wünschen, daß er uns gezeiget hätte, wie

dieser Vorzug eine Wirkung der Gesetze gewesen sey. Ich vermuthe, man könnte das, was er der klugen Regierung zuschreibt, den bloßen Umständen beymessen.

Da Rom auf einem festen Lande gebauet war, mußten die Bürger dieser Stadt Felder oder Beute haben: sie hatten keine andere Mittel sich zu erhalten. Es war also natürlich, daß das agrarische Gesetz zu Mishälligkeiten Anlaß gab, und daß das Volk versuchte, die Oberhand in der Regierung zu erlangen, um Felder zu bekommen.

Wir wollen die Römer auf eine Seeküste von Italien versetzen: wir wollen ihnen einen Seehaven, Schiffe, Reichthümer geben. Wir wollen noch vermuthen, daß sie ein ämsiges, arbeitsames Pflanzvolk seyn, welches in seinem vorigen Vaterlande die Handlung gelernet hat. Es ist sicher, daß sie in dieser Verfassung Handel treiben werden. Jene, die keine Felder anzubauen haben, werden das Bedürfniß nicht fühlen, Felder zu besitzen. Sie werden Schiffe besteigen: sie werden von den Künsten leben, welche durch die Schiffahrt und durch die Handlung eingeführt sind. Nun, eben in dieser Lage hat sich Karthago in seinem ersten Anfange befunden. Ein Karthaginenser hatte dann zu leben, wenn er gleich keine Felder besaß: ja, er konnte sich reich machen. Allein der Pöbel begnüget sich mit Dingen, die ihm zur Hand sind, und man müßte ihm diese

rau-

rauben, wenn man ihn bewegen wollte, sich um etwas weiter zu bewerben.

Der Senat, welcher aus Handelsleuten bestand, hatte der Armen vonnöthen. Es war ihm daran gelegen, ihnen Arbeit zu geben, und er konnte ihnen nicht ihren Unterhalt nehmen, wie ihn zu Rom die Patrizier den gemeinen Bürgern nahmen. Das Volk war zufrieden, von den Früchten seiner Arbeit zu leben, und dachte nicht an Empörungen, weil es keine Noth fühlte, sich selbst zu regieren. Ueberdas hatte es nicht so viele müßige Zeit, daß es sich auf dem Platze mit Regierungssachen beschäfftigen konnte. Es ist dann so ausgemacht nicht, daß der Ruhestand, welchen Karthago erfuhr, eine Wirkung der Gesetze gewesen sey. Aber man muß unter den Zeiten einen Unterschied machen.

Im Anfange denket ein jeder Bürger nur sich festzusetzen. Die Handwerker entstehen aus Schiffleuten, aus Bootsknechten. Die Kaufleute denken Unternehmungen aus, machen Reisen in die Ferne, versuchen mancherley Tauschhändel, bringen Gelder zurück, und schaffen einem zahlreichen Volke Nahrung. Also sind alle Bürger beschäfftiget; alle leben von ihrer Arbeit; und sie können jene Unruhe nicht haben, welche dem Ehrgeize der Mächtigsten die Hand beut, und zu Staatsverändrungen den Weg bahnet.

Alsdann haben die Reichen die oberkeitlichen Stellen, sie führen die Kriegsheere an, die Gerichte und der Senat sind von ihnen besetzet. Dies-

ses ist nach der Ordnung. Natürlicher Weise müssen diejenigen, welche in einer Gesellschaft den größten Antheil haben, auch an der Besorgung der Geschäffte zum meisten Theil nehmen. In einem solchen Falle stellet sich ein jeder gern an seinen Platz: jene, die nichts haben, haben zum wenigsten ihre Gewerbsamkeit; und die Armen begnügen sich mit dem Nutzen, den sie von der Bedienung der Reichen ziehen.

Alles verbleibt in dieser Lage, so lang die Privatpersonen von der Regierung beschützet werden, und so lang ein jeder mit seinen eigenen Geschäfften so viel zu thun hat, daß er sich nicht bloß in öffentliche Geschäffte mischen will.

Unterdessen stehen wieder neue reiche Bürger auf. Sie wollen an der Regierung Theil nehmen, und sie haben Grund dazu. Aber die alten wollen ihnen die Aemter, und Ehrenstellen, die schon auf ihren Familien haften, nicht abtreten. Alsdann kömmt die Eifersucht in das Spiel, sie erreget den Ehrgeiz, und die Zerrüttungen werden ihren Anfang nehmen.

Fürwahr, wenn in diesen Umständen die Republik mit einer mächtigen Völkerschaft im Kriege begriffen ist, und beträchtlichen Verlurst leidet, so wird der Umsturz der Handlung den Umsturz der Familien nach sich ziehen. Die neuern Reichen, welche von den Amtswürden ausgeschlossen sind, werden sich über jene beklagen, die am Ruder sitzen: die Armen, welche von ih-

rer

rer Arbeit nicht mehr leben können, werden sich gleicherweise beklagen; und alsdann wird die Republik durch Factionen zerrüttet seyn. In dieser Lage hat sich Karthago während der Kriege mit Rom befunden.

Das Volk wird also in diesen beyden Republiken Antheil an der Regierung bekommen; aber eine wird dadurch schwächer, und die andere mächtiger werden. Zu Rom ist der Gegenstand des Krieges für alle Bürger einerley: sie wollen frey seyn und herrschen; das ist ihr einziger Ehrgeiz. Deßhalben nehmen alle an dem Glücke und auch am Unglücke gleichen Antheil; und eben im Unglücke werden sie alle Kräfte besser vereinigen: denn die Freyheit, welche dadurch Gefahr läuft, giebt die Nothwendigkeit zu erkennen, mit vereinigten Kräften zu Werke gehen.

Zu Karthago ist die Handlung der Hauptgegenstand des Krieges: dort ergreift man die Waffen nur, um dieselbe zu erhalten oder auszubreiten. Allein der Nutz, welchen die Handlung hervorbringt, kann für alle Bürger nicht gleich seyn: in dem Verlurste, der aus einem unglücklichen Kriege entspringt, wird die Ungleichheit noch größer seyn. In einem solchen Falle hat keine Gemeinschaft mehr Bestand, sondern alles wird im Gegentheile Zwietracht und Verwirrung verbreiten.

Die Römer sind dann, unerachtet ihrer Mishälligkeiten immer gemeinschaftlich verbunden, weil alle Unternehmungen der Regierung einen

Gegenstand haben, an welchem alle Bürger gleichen Antheil nehmen.

Zu Karthago verlanget das Volk nur deßhalben der Regierung theilhaftig zu werden, damit es sich bereichern möge. Zu Rom suchet es an den Ehren nichts als die Ehren selbst, und es muß sich derselben würdig machen. Es hat also bey den Römern mehr Wetteiferung, und bey den Karthaginensern mehr Eifersucht Statt. Allein die Wetteiferung giebt allen Kräften zugleich die Richtung auf das allgemeine Beste, wo sie dagegen die Eifersucht trennet, und eine nach der andern aufreibt.

Die Lobsprüche, welche Aristoteles der Regierung von Karthago beygelegt hat, lassen vermuthen, sie habe zu seiner Zeit noch nicht in Misbrauch ausgeartet. Die Geschichte saget uns nicht, wie sie in der Folge verderbt worden ist. Wir sehen, daß die Senatore, wenn sie die Herrschaft behalten wollten, die Vorsorge brauchen mußten, alles ohne Theilung zu entscheiden; und vermuthlich haben sie sich also verhalten, so lang es die Umstände zuließen. Aber kaum werden die Bürger Gelegenheit gehabt haben, sich über die Regierung zu beklagen, so werden alsobald Ehrgeizige die Unruhe haben benutzen wollen, welche die Folge eines allgemeinen Misvergnügens war. Sie werden zu diesem Ende Zwietracht im Senate gestiftet haben, um einen Vorwand zu finden, die Geschäffte vor dem Volke auszumachen. Allein sobald bey einem reichen

Vol:

Volke die Demokratie die Oberhand gewinnt, so zieht sie den Untergang der Republik nach sich.

In dem Zustande, wo wir Rom gelassen haben, bestunden die Heere aus lauter Bürgern oder Bundsgenossen, welche an dem Ausschlage der Waffen Antheil nahmen. Zu Karthago verhielt es sich ganz anders. Diese Handelsstadt fand wenig Soldaten unter ihren Bürgern. Sie hielt zwar ein kleines Heer Nationaltruppen; aber es war so wenig beträchtlich, daß man es für nichts mehr als eine Schule halten konnte. Sie zog ihre Reuterey aus Numidien, ihre Schleuderwerfer aus den balearischen Inseln, ihr Fußvolk aus Spanien, Italien, Gallien, Griechenland. Sie hatte den Vortheil, daß sie alle Völker für ihre eigenen Angelegenheiten streiten ließ: ihre Verlurste kosteten sie wenig Bürger, und die Handlung ersetzte den Schaden, den sie gelitten hatte.

Aber dieser Vortheil ist nicht dauerhaft. Es entspringt daraus nur eine geliehene Macht, und Rom war aus sich selbsten mächtig. Was wird aus Karthago werden, wenn die Handlung durch den Krieg unterbrochen wird? Sobald das Meer aushöret frey zu seyn, wird diese Stadt von ihren Miethtruppen verlassen, ja selbst ihrer Empörung ausgesetzt, und nicht mehr im Stande seyn, neue zu werben.

Diese Republik hielt es für zuträglich, daß ihre Heere aus Nationen bestunden, welche sie schwerlich aufgelegt zu seyn glaubte, eine allge-

meine Empörung anzuspinnen, weil sie verschiedene Sprachen redeten. Das war ein Irrhum. So oft die Soldaten misvergnügt sind, werden sie sich auf gewisse Art verstehen, ohne mit einander zu reden. Im übrigen, damit man sich schmeicheln dörfte, mit solchen Truppen zu siegen, müßten sie von Feldherren angeführt werden, welche ausnehmende Verdienste hätten, oder man müßte niemals mit Männern zu kriegen haben, wie Gelo, Timoleon, Agathokles, und die Römer gewesen sind.

Rom brachte nur Soldaten hervor, weil der Krieg für diese Stadt das war, was für Karthago die Handlung gewesen ist. Sie unterließ nichts, um dieselbigen zu bilden. Strafen, Belohnungen, strenge Mannszucht, alles wurde dazu angewandt. Weil sie immer in Uebung standen, machte die Kriegskunst beständig mehr Fortgang. Weil sie immer von Vaterlandsliebe beseelet waren, wurde ihr Muth zu einer wahren Schwärmerey. Sie konnten geschlagen werden, aber man konnte sie kaum so weit bringen, daß sie gestunden, sie seyn besieget. Und wir werden sehen, daß sie nach dem größten Verluste noch auf den Sieg rechneten. Man kann sich einbilden, daß Karthago nicht anders siegen mag, als so lange sie, wie Thebe, einen Epaminondas haben wird.

Ende des dritten Bandes.

Ver=

Verzeichniß

der

in diesem Theile enthaltenen

Merkwürdigkeiten.

A.

Aemilius (Mamercus) wird zum Dictator ernannt. 212. besieget die Vejenser. ebend. schränket die Macht der Zinsmeister ein. 213. wird von ihnen verfolget. ebend. wird zum drittenmal Dictator. 216. leget nach erfochtenem Siege sein Amt wieder ab. ebend.

Aequier: bekriegen die Römer. 104. werden geschlagen. 153. 197. 200. 215. 257.

Agathokles: wirft sich zum Anführer einer Räuberbande auf. 413. wird Tyrann zu Syrakus. ebend. wird geschlagen. 415. rettet sich durch eine List. ebend. seine kühnen Unternehmungen. 416. u. f. handelt verrätherisch und grausam. 421. wird vergiftet. 422.

Agrigent: eine reiche Stadt Siciliens, wird zu Grunde gerichtet. 373.

Alpen: haben drey Pässe. 1. was für Völker gränzten daran? 1. 2.

Amilkar: führet die Karthaginenser gegen Sicilien an. 359. wird erstochen. 360.

Ancus Marcius: der vierte König zu Rom. 54. ist ein Sabiner von Abkunft und Enkel des Numa. ebend. erweitert die Stadt Rom. 55. hat vier und zwanzig Jahre regieret. ebend.

Annibal: ein karthaginensischer Feldherr, landet auf Sicilien. 371. rächet den Tod Amilkars auf eine grausame Weise. 372. stirbt an der Pest. ebend.

Appius Claudius: Sieh: Claudius.

Athenienser: bekriegen Sicilien. 366. verlieren vierzig tausend Männer. 371.

B.

Baumeisteramt: das curulische, wird eingeführt. 277.

Brennus: Heersführer der Gallier, belagert Clusium. 249. kündiget Rom den Krieg an. 250.

Brutus (L. Junius) schwöret Lukretien zu rächen. 76. wird zum Bürgermeister erwählet. 85. verurtheilt seine eigenen Söhne zum Tode. 88. wird im Treffen erleget. ebend. sein Leichenbegängniß ist herrlich. 89.

Bürgermeister: ihr Ursprung und ihre Gewalt. 85.

C.

Cadmus: Sieh: Kadmus.

Camillus (M. Furius) wird zum Dictator ernannt. 238. unter ihm wird Vejos erobert. ebend. sein Triumph. 247. er hatte ein Gelübd gethan. ebend. verbannet sich freywillig. 249.

erhält

erhält die Dictatorstelle wieder. 255. schlägt die Gallier aus Rom zurück. ebend. besieget verschiedene Völker. 257. hat gegen die Zunftmeister des Volkes zu streiten. 272. 273. wird zum fünftenmal Dictator. 276. leget den Grundstein zum Tempel der Eintracht. 277.

Capitolium: Sieh: **Kapitolium.**

Capua: die Hauptstadt in Kampanien. 291. ergiebt sich an Rom. 292.

Carthago: Sieh: **Karthago.**

Cassius (Viscellinus) strebet nach der Tyranney. 133. wird vom römischen Volke zum Tode verurtheilt. 137.

Censor: Sieh: **Zinsmeister.**

Census: wird von Servius Tullius eingeführt. 67.

Ceremonien: der alten Völker in Italien, wann Pflanzvölker auszogen. 11. bey Vordeutungen. 13. bey Versöhnungen. 16. bey Erbauung einer Stadt. 17. u. f. bey Erwählung des Numa. 41. 42. bey einer Kriegserklärung. 43. 44. bey einem Lustrum. 72. bey einem Lectisternium. 236. wann sich ein Feldherr opferte. 297.

Cincinnatus: Sieh: **Quintius.**

Cineas: seine Unterredung mit Pyrrhus. 320. geht als Abgesandter nach Rom. 325. 326.

Claudius (Appius) ein Sabiner, kömmt mit fünftausend Männern nach Rom. 94. wird ein Patrizier und Senator. 95. ist hartherzig gegen das Volk. 96. 101.

Claudius (App.) Sohn des vorhergehenden, wird Bürgermeister. 146. schilt auf die Zunftmeister. 147.

147. soll ins Gefängniß gebracht werden. 148. bringt die Soldaten durch seine Schärfe gegen sich auf. 153. verurtheilt jeden zehnten Mann zum Tode. ebend. nimmt sich das Leben. 155.

Claudius (App.) hilft als Bürgermeister das Zehnmänneramt aufrichten. 170. wird selbst dazu erwählet. 171. herrschet tyrannisch. 176. will die Tochter des Virginius verführen. 181. u. f. muß entfliehen. 183. stirbt im Gefängnisse. 186.

Claudius (App.) der Zinsmeister, misbrauchet seine Gewalt. 332. läßt nützliche Gebäude aufführen. 334.

Clölia: ihre kühne That. 92. erhält eine Ehrensäule. 93.

Clusium: ruft die Römer um Beystand an. 249.

Comitien: waren Versammlungen des römischen Volkes. 34. ihre Gewalt. 35.

Corinth: Sieh: Korinther.

Coriolan (C. Marcius) strebet nach dem Bürgermeisteramte. 123. wird davon ausgeschlossen. ebend. wird von dem Zunftmeister Sicinius zum Tode verurtheilt. 124. wird zu einer ewigen Verweisung verdammet. 129. begiebt sich zu den Volsciern. 130. belagert seine Vaterstadt. ebend. läßt sich durch das Bitten der römischen Damen zum Rückzuge bewegen. 132. sein Schicksal ist ungewiß. 133.

Cornelius Cossus (A.) wird zum Dictator erwählet. 259. schlägt die Volscier. 260. läßt Manlius Kapitolinus ins Gefängniß führen. ebend. das Volk ist misvergnügt darüber. 261.

Curtius (M.) opfert sich zu Rom für seine Mitbürger. 281.

D.

Decemviri: Sieh: Zehnmänner.
Decius Mus (P.) opfert sich für das Kriegsheer auf. 297. sein Sohn thut das nämliche. 316.
Dictatoramt: wird zu Rom errichtet. 99. Lartius wird zuerst dazu erwählet. 100.
Dido: ist die Stifterinn von Karthago gewesen. 343. kaufte das Erdreich dazu von den Afrikanern. 345.
Dion: hat viel Ansehen am Hofe zu Syrakus. 381. wird vom Neide verfolget. 391. 392. empöret sich gegen den Tyrannen. 393. hat an Heraklides einen gefährlichen Feind. 395. muß entfliehen. 396. wird zurückberufen. ebend. verzeiht dem Heraklides. 397. läßt ihn nachmals ermorden. ebend. verliert durch Verrätherey das Leben. 398.
Dionys der Aeltere: strebet nach der Tyranney zu Syrakusa. 373. u. f. wird als Gebiether von Syrakus erkannt. 378. das Volk empöret sich gegen ihn. ebend. er nimmt die Stadt mit Gewalt wieder ein. 379. wird von den Einwohnern zu Rhegium beschimpfet. 381. nimmt zwo Frauen zur Ehe. ebend. rüstet sich gegen die Karthaginenser aus. 382. rächet sich an der Stadt Rhegium. 385. will bey den olympischen Spielen Preise gewinnen. ebend. will, daß man ihm schmeichle. 386. bereichert sich durch Räubereyen. 387. gewinnt einen Preis zu Athen. 388. stirbt dar-

darüber an seinen Ausschweifungen. ebend. soll überaus mistrauisch gewesen seyn. ebend.
Dionys der Jüngere: ererbt die Krone Syrakusens von seinem Vater. 389. war ein unwissender Fürst. 390. suchte und fürchtete die Gelehrten. 392. seine Macht. 393. flüchtet sich nach Italien. 395. gelangt wieder zum Throne. 398. wird von Icetas auf Ortygia belagert. 400. ergiebt sich dem Timoleon. 402. wird nach Korinth geschickt. ebend. hilft zu Syrakus an einem Gesetzbuche arbeiten. 403.

E.

Ehe: wurde bey den Römern auf dreyerley Art geschlossen. 202.
Elisa: Sieh: Dido.
Eroberungen: verschiedene Arten davon. 301.

F.

Fabius: drey junge Patrizier von diesem Namen werden an Brennus abgeschickt. 250. stellen sich aus Verdruße an die Spitze seiner Feinde. 251. ihr Vater opfert die Ehre der Patrizier für die Eitelkeit seiner Tochter auf. 266. u. f.
Fabius Maximus (Q.) liefert eine Schlacht in Abwesenheit des Dictators. 305. flüchtet sich nach Rom. 306. soll das Leben verlieren. 307. wird verschonet. 308.
Fabricius (C.) läßt sich von Pyrrhus nicht bestechen. 324. handelt großmüthig an ihm. 326.

G.

G.

Gallier: ihre ersten Einfälle auf Italien. 249. belagern Clusium. ebend. ziehen in Rom ein. 252. belagern das Kapitolium. 254. werden von Camillus besieget. 276. werden unterjochet. 318.

Gelo: wird König zu Syrakusa. 356. sollte den Griechen gegen Xerxes Hülfe leisten. 357. verbrennt die Flotte der Karthaginenser. 360. seine rühmlichen Bedingnisse bey dem Friedensschlusse mit Karthago. 361. überzeuget sich von der Liebe seiner Unterthanen. ebend. erhält eine Ehrensäule. 362. sein Tod und Begräbniß. 363.

Genucius: ein Zunftmeister des römischen Volkes, wird im Bette todt gefunden. 143. seine Amtsgehülfen werden dadurch geschmeidig gemacht. ebend.

Gesetzbuch: der Römer, wird auf zehn Tafeln gegraben. 172. wird mit einem Nachtrage vermehret. 177.

Gesetze: das valerische. 99. das agrarische. 137. des Volero. 148. das terentillische. 158. u. f. das licinische. 278. des Publilius Philo. 299.

Griechenland, das große: was für Provinzen enthielt es? 303.

H.

Hamilkar: Hannibal. Sieh: Amilkar: Annibal.

Heraklides: ist ein gefährlicher Feind des Dion. 395. wird auf dessen Befehl ermordet. 397.

Herdonius (App.) ein Sabiner, erobert durch

List das Kapitolium. 160. verliert mit all den Seinigen das Leben. 161.
Herniker: Cassius schenket ihnen das Bürgerrecht zu Rom. 134. sie empören sich. 282. werden zu Schanden gehauen. 285.
Hetrurier: vereinigen sich mit den Samnitern gegen Rom. 316. bitten um Frieden. ebend.
Hiero: wird König zu Syrakusa. 363. zieht verdienstvolle Männer an seinen Hof. ebend.
Hiero: übernimmt die Regierung von Syrakusa. 424. machet sich von den fremden Soldaten los. 426. wird als König ausgerufen. 427.
Horatius Kokles: seine Heldenthat. 91. er erhält Felder zum Geschenke. 93.

J.

Icetas: ein Syrakusaner, wirft sich zum Tyrannen auf. 398. belagert die Insel Ortygia. 400. wird von Timoleon geschlagen. 401. 403.
Icilius: Zunftmeister des römischen Volkes, greift den Bürgermeistern in ihre Rechte ein. 165. wird mehrere Jahre in seinem Amte bestätiget. 166. befiehlt die Bürgermeister ins Gefängniß zu bringen. ebend. nimmt sich der Ehre Virginiens an. 181. bringt das Kriegsheer zum Aufstande. 184.
Imilkon: ein karthaginensischer Feldherr, zerstöret Agrigentum. 373. belagert Gela. 377. machet Friedensvorschläge. ebend. landet zu Panormus mit einer großen Macht. 383. belagert Syrakusa. ebend. muß Frieden machen. ebend.

Italien: von den alten Völkern in Italien. 1. die ersten Einwohner sind zu Lande dahin gekommen. ebend. wer sind sie gewesen? 2. schicket Pflanzvölker aus. 4. 10. 11. von der Religion dieses Landes. 11. u. f.

K.

Kadmus: zwo rühmliche Handlungen von ihm. 358.

Kallipsus: ein Athenienser, ermordet den Dion. 398. verliert sein Leben auf der Flucht. ebend.

Kapitolium: Ursprung dieses Namens. 62. wird von den Galliern belagert. 254.

Karthaginenser: haben vermuthlich ihre Geschichtschreiber gehabt. 347. waren ein handeltreibendes Volk. ebend. ihre erste Regierungsform ist unbekannt. 348. hatten beynahe lauter Lohntruppen. 351. man hielt sie für die vornehmste Macht im Abendlande. 352. schließen ein Bündniß mit Xerxes. 353. überziehen Sicilien mit Kriege. 359. verlieren ihre ganze Kriegsmacht. 360. entrichten den Göttern Menschenopfer. 372. belagern Syrakusa. 383. müssen zurückziehen. ebend. werden von den Afrikanern bekrieget. 384. Timoleon erhält einen vollkommenen Sieg über sie. 403. sie werden durch eine Empörung zerrüttet. 412. werden von Agathokles geschlagen. 415. 416. 417. schlachten menschliche Opfer. 417. werden mit den Römern verglichen. 427. u. f. ihre Regierung. 430. u. f. Aristoteles hat sie für eine der vollkommensten gehalten. 433.

Karthago: ist von Dido gestiftet worden. 343. die Zeit davon ist unbestimmt. 344. 345.
Korinther: stehen den Syrakusanern bey. 399. 413.

L.

Lateiner: werden geschlagen. 257. wollen sich dem Joche der Römer entziehen. 294. 295. werden geschlagen. 298.
Lectisternium: was es gewesen. 436.
Licinius Stolon: machet ein Gesetz, das von ihm den Namen hat. 278. verfällt selbst in die Strafe. 285.
Lukretia: wird von Sextus, dem Sohne des Tarquinius, geschändet. 76. stößt sich einen Dolch in die Brust. ebend. sie wird gerächet. 77.

M.

Mago: Feldherr der Karthaginenser, läßt sich von Timoleon hintergehen. 402. nimmt sich selbst das Leben. 403.
Manlius (M.) rettet das Kapitolium. 255. wird Kapitolinus geheißen. 257. gewinnt die Neigung des Pöbels durch Freygebigkeit. 258. wird ins Gefängniß geführt. 260. wird vom Volke befreyet. 261. wird beschuldiget, daß er nach der Tyranney strebe. 262. wird vom tarpejischen Felsen herabgestürzt. 263.
Manlius (T.) erlegt einen Gallier im Zweykampfe. 283. läßt seinen Sohn hinrichten. 296.

Metius (Sp.) ein römischer Ritter, soll das Volk zur Empörung wider den Senat haben aufhetzen wollen. 210. es ist nicht wahrscheinlich. 211. er wird erstochen. 212.

Mucius Scävola: errettet sein Vaterland durch eine kühne That. 92. erhält Felder zum Geschenke. 93.

N.

Numa Pompilius: der zweyte König zu Rom. 40. war ein Sabiner, und Eidam des Tatius. 41. Ceremonien bey seiner Erwählung. 41. 42. ist abergläubisch und ein schlechter Krieger gewesen. 42. führet den Gebrauch der Fecialen ein. 44. bauet dem Janus einen Tempel. ebend. vermehret die Priester. 45. stiftet die Vestalinnen. 46. setzet neue Gottheiten ein. 48. verbessert den Kalender. 49. befördert den Ackerbau 51. stirbt. ebend.

O.

Ovatio: eine Art kleinern Triumphes bey den Römern. 94.

Ortygia: wird von Dionys dem ältern befestiget. 378. wird von Icetas belagert. 400.

P.

Pales: eine Gottheit der Schafhirten. 32. ihre Feyer wird Palilia geheissen. ebend.

Papirius Cursor (L.) wird zum Dictator ernannt. 305. verfolget den Q. Fabius Maximus. 307. schenket ihm das Leben. 308. erhält einen vollkommenen Sieg. ebend.

Patrizier: ihr Ursprung zu Rom. 34. 35. ihr Hochmuth und ihre Ausschweifungen. 199. 200.
Patronenrecht: was es zu Rom gewesen. 82. 83.
Pest: herrschet zu Rom. 53. 169. 215. 235. 279. giebt zu vielen Aberglauben Gelegenheit. 280.
Philistus: ist ein Feind des Dion. 391. nimmt sich selbst das Leben. 395.
Philo (Q. Publilius) ein gemeiner Bürger, wird Dictator zu Rom. 299. schlägt drey Gesetze vor. ebend. nimmt Paläopolis ein. 303.
Philoxenus: will kein Schmeichler werden. 386.
Plebiscita: was sie zu Rom gewesen. 185. erhalten für alle Bürger die Kraft der Gesetze. 186.
Pomörium: ein Bezirk um die Stadt Rom wird also geheißen. 64. wird von Servius Tullius erweitert. ebend.
Porsenna: König von Clusium, bekrieget die Römer. 91. nimmt Janikulum ein. ebend. belagert Rom. ebend machet Frieden. 92. handelt großmüthig. ebend.
Postbumius (P.) machet sich die Soldaten abgeneigt. 221. wird von ihnen ermordet 222.
Pränestiner: werden von den Römern geschlagen. 264.
Prärogativa: welche Zunft bey den Römern wurde also genannt? 244.
Prätor: sein Amt und seine Ehrenzeichen. 277. 278.
Priester: bey den Römern. 15. werden von Numa vermehret. 45. ihre Anzahl wird wieder vergrößert. 314.

Pyrrhus: sein Charakter. 320. kömmt den Tarentinern zu Hülfe. 321. schlägt die Römer. 323. erweist den römischen Abgesandten viele Ehren. 324. schicket Bothschafter nach Rom. 325. liefert eine Schlacht. ebend. verläßt Italien. 327. kömmt nach Tarentum zurück. ebend. wird geschlagen uud entflieht. ebend. steht den Syrakusanern bey. 422.

Q.

Quintius Cincinnatus: wird vom Pfluge zum Bürgermeisteramte geholet. 162. wird zum Dictator ernannt. 163. bringt die Aequier unter das Joch. ebend. legt nach dem Triumphe seine Stelle nieder. ebend.

R.

Regierungsart: der ersten Römer, war eine gemäßigte Monarchie. 36. wird von Servius Tullius verändert. 66. u. f der Karthaginenser. 430.

Religion: der alten Völker in Italien. 11. u. f.

Rentmeister: (Quästor) werden von dem Volke zu Verwahrung des Gemeinschatzes aufgestellt. 90.

Ritter: was sie bey den Römern gewesen. 191. ihre Ehrenzeichen. ebend. biethen sich an, auf ihre Kosten zu Felde zu ziehen. 232.

Römer: rauben die Mägdchen ihrer Nachbarn. 26. werden allzufrühe bewundert. 27. sind im Anfange nur Räuber gewesen. 28. ihr Krieg mit den Sabinern. 30. machen mit ihnen nur ein Volk aus. ebend. ihre Zünfte. 33. ihre Comitien. 34. heben die Königswürde auf. 77. es ist wun-

derbar, daß sie in 244 Jahren nur sieben Könige gehabt haben sollen. 81. ihr Krieg mit Tarquinius. 88. mit Porsenna. 91. mit den Sabinern. 93. mit andern Völkern. Sieh: Aequier. VolsCier. Vejenser. mit Coriolan. 131. sie belagern Vejos. 231. u. f. werden geschlagen. 233. 238. ihre Freude über die Eroberung von Vejos. 247. werden von den Galliern geschlagen. 251. schlagen die Gallier. 255. 276. 284. 285. 290. werden von den Samnitern eingeschlossen. 309. erhalten zween Siege über sie. 310. ihre verschiedenen Eroberungen. 311. kriegen mit Pyrrhus. 323. u. f. erobern Tarentum. 328. ihr Betragen gegen die Völker in Italien. 334. u. f. ihre Gemüthsart. 337. werden mit den Karthaginensern verglichen. 427. u. f.

Rom: von der Erbauung dieser Stadt. 23. u. f. wird in drey Theile abgetheilt. 33. Anzahl ihrer Bürger zu verschiedenen Zeiten. 250. 251. wird von den Galliern verheeret. 254. wird bald wieder aufgebaut. 256. wird durch die Pest heimgesucht. Sieh: Pest.

Romulus: Ursprung dieses Namens. 23. 24. war ein Führer von Räubern. 25. ist kein grosser Gesetzgeber gewesen. 27. 37. hält einen Einzug als Sieger. 30. herrschet in Rom mit Tatius dem Sabiner. ebend. herrschet allein. 31. wird vermisset. ebend. wird unter dem Namen Quirinus angebethet. 32. soll die Feyer der Göttinn Pales eingesetzt haben. 23. seine Verordnungen ebend. u. f. seine Ehrenzeichen. 35. hat keine Kinder zurückgelassen. 40.

S.

Sabiner: waren die fürchterlichsten Feinde der Römer. 30. vereinigen sich mit ihnen. ebend. bekriegen sie wieder. 104. werden geschlagen. 161. 197.

Samniter: ein kriegerisches Volk. 291. werden geschlagen. 294. schließen die römischen Legionen ein. 309. müssen unterliegen. 310. u. f. 316.

Scävola: sieh, **Mucius.**

Senat: eine Rathsversammlung bey den Römern. 34. seine Gewalt. 35. er zieht die Oberherrschaft an sich. 40. hat nur das Aeußerliche der Herrschaft noch. 149. läßt Solons Gesetze aufsammeln. 168. entschließt sich besoldete Truppen zu halten. 227.

Servilius (Publius) Bürgermeister zu Rom, ist bey dem Volke beliebt. 102. 103. hält wider das Verboth des Senates einen Triumph. 104.

Servius Tullius: eignet sich die römische Krone zu. 63. erweitert das Pomörium. 64. giebt der Regierung eine andere Gestalt. 66. u. f. will aus allen Völkern in Latium ein einziges machen. 73. wird von seinem Eidam ermordet. ebend.

Sextius: ein Zunftmeister des römischen Volkes, schlägt drey Gesetze vor. 267. bricht öffentlich gegen die Patrizier los. 270. ist der erste Bürgermeister aus dem gemeinen Bürgerstande gewesen. 278.

Sibyllinische Bücher: werden von Tarquinius dem Hoffärtigen erkauft. 78. wegen einer ansteckenden Seuche nachgeschlagen. 236. von zwen Männern

verwahret 271. den Zehnmännern zur Verwahrung gegeben. 275.
Sicilien: die ersten Zeiten davon sind fabelhaft. 353. wird mit Pflanzvölkern besetzet. 355. wird durch Timoleon frey und glücklich gemacht. 404. 405.
Sosistratus: ein Tyrann von Syrakusa, verbindet sich mit den Karthaginensern. 413.
Syrakusa: die blühendste Pflanzstatt auf Sicilien. 356. nimmt Gelo zum Könige an. 357. führet den Petalismus ein. 364. muß ihn wieder aufheben. ebend. verschont seinen Feind Deucetius. 365. wird von den Atheniensern eingeschlossen. 369. von den Karthaginensern belagert. 383. empöret sich gegen seinen Tyrannen. 393. erhält Beystand von Korinth. 399. wird durch Timoleon glücklich gemacht. 403. u. f. Betrachtung über die Regierung daselbst. 406. u. f. verliert seine Freyheit wieder. 412. wird von Pyrrhus unterstützet. 422. erhält einen guten Regenten. 424.

T.

Tarentum: eine Pflanzstadt der Macedonier. 305. ruft oft Fremde zu Hülfe. 319. muß sich den Römern ergeben. 328.
Tarquinius der ältere: kömmt unter der Regierung des Ancus Marcius nach Rom. 55. wird der fünfte König daselbst. 56. vermehret den Senat mit hundert Gliedern. ebend. stiftet zwo neue Vestalinnen. ebend. sein Triumph. 58. ver-

verdoppelt die Anzahl der Rittercenturien. 59. seine Gebäude. 59. 60. wird ermordet. 63.

Tarquinius Collatinus: verschwört sich den Tod Lukretiens, seiner Gemahlin, zu rächen. 77. wird zum Bürgermeister erwählet. 85. wird seiner Würde entsetzt, und verbannet. 88.

Tarquinius der Hoffärtige: ein Enkel Tarquinius des ältern. 73. raubet die römische Krone mit Gewalt. 74. hält eine Wache von fremden Soldaten. ebend. wird ein Tyrann. 75. hat vier und zwanzig Jahre regieret. 77. kauft die sibyllinischen Bücher. 78. hat noch dreyzehn Jahre nach seiner Vertreibung gelebet. 81. hat alle Gesetze verachtet. 84. will sich wieder auf den Thron schwingen. 87. seine Güter werden dem Volke Preis gegeben. 88. wird von Porsenna unterstützet. 91. und von den Sabinern. 93. stirbt zu Cumen. 101.

Tatius: König der Sabiner, herrschet in Rom neben Romulus. 30. wird ermordet. 31.

Thrasybulus: wird König zu Syrakus. 363. verliert die Krone, und begiebt sich nach Griechenland. ebend.

Timoleon: ein vortrefflicher Mann. 399. opfert seinen Bruder der Freyheit seines Vaterlands auf. ebend. ist untröstlich über seinen Tod. 400. führet die Korinther zum Beystande Syrakusens an. ebend. schlägt die Feinde, und zieht in Syrakusa ein. 401. besiegt die Karthaginenser,

und schreibt ihnen Gesetze vor. 403. machet die Syrakusaner glücklich. 404. u. f.

Triumph: des Romulus. 30. Tarquinius des ältern. 58. des Valerius. 89. von zweyerley Art. 94. wird ohne Bewilligung des Senats gehalten. 197. wann ihn die Republick verstattete. 215. des Camillus nach Eroberung der Stadt Vejos. 247.

Tullus Hostilius: der dritte König zu Rom. 52. war beständig im Kriege begriffen. 53. erweitert die Stadt Rom. ebend. sein Tod. 54.

Tyrus: ein berühmte Handelsstadt. 344.

V.

Valerius Corvus (M.) erlegt einen Gallier im Zweykampfe. 290.

Valerius (Publius) wird Bürgermeister. 88. hält einen Triumph. 89. rechtfertiget sich von dem Verdachte der Tyranney. ebend. machet verschiedene Gesetze zu Gunsten des Volkes. 90. erhält den Zunamen Publicola. ebend.

Vejenser: werden geschlagen. 212. der römische Senat kündiget ihnen den Krieg an. 229. sie erhalten einige Vortheile. 232. müssen sich ergeben. 238.

Vejos:

Vejos: wird von den Römern belagert. 231. wird eingenommen. 238.

Versöhnungen: eine Art von Aberglauben in Italien. 16. wird Lustrum geheißen. 72.

Vestalinnen: ihr Ursprung. 46. ihre Anzahl wird vermehret. 56.

Virginie: wird von dem Volke gegen die schändlichen Absichten des Claudius geschützet. 181. wird von ihrem Vater erstochen, um ihre Ehre zu retten. 182.

Vogeldeuter: ihre Gewalt bey den Römern. 39. werden vermehret. 314.

Volero (Publilius) wird als Aufrührer vom Senate belanget. 144. wird als Zunftmeister erwählt. ebend.

Volk: was die Römer unter diesem Worte verstanden. 193.

Volscier: fallen in das Land der Römer ein. 103. werden geschlagen. ebend. ziehen unter Coriolan gegen die Römer aus. 130. treiben sie in die Flucht. 153. werden geschlagen. 197. 200. 215. 226. 257. 260.

Vordeutungen: sind der Hauptgrund der Religion in Italien gewesen. 12. waren von zweyerley Gattung. 13. aus dem Fluge und Gesang der Vögel. 15. aus dem Eingeweide der Thiere. ebend.

W.

Weiber: viele werden zu Rom als Giftmischerinnen bestrafet. 300.

Wucher: was man darunter versteht. 97. gieng zu Rom im Schwange. 316.

Z.

Zauberkunst: bey den alten Völkern in Italien, war zweyerley. 21.

Zehnmänner: werden ernannt, um an einem Gesetzbuche zu arbeiten. 169. von ihrer Regierung. 171. u. f. werden tyrannisch. 176.

Zinsmeister: werden aufgestellt, um alle fünf Jahre das Volk aufzuzeichnen. 206. ihre Gewalt. ebend. u. f. sie wird eingeschränkt. 213. Verordnungen wegen ihrer Wahl. 263. misbrauchen ihre Gewalt. 332. u. f.

Zünfte: der Römer, unter dem Romulus. 33. unter Servius Tullius. 67. ländliche Zünfte. 68. welche Prärogativa genannt wurde. 244. die consularischen Zünfte. 329.

Zunftmeister: ihre Verrichtungen unter dem Romulus. 36.

Zunftmeister (militarische) werden ernannt. 204. werden einer Verschwörung wider die gemeinen Bürger beschuldiget. 234. werden zu einer Geldstrafe verdammet. ebend.

Zunftmeister des Volkes: werden eingesetzt. 107. ihre Gewalt. 118. sie berufen das Volk zum erstenmal. 121. ihre Anzahl wird verdoppelt. 164. sie erhalten das Recht den Senat zu berufen. 165. trachten nach dem militarischen Zunftmeisteramt 217. geben diesen eine heimliche Verschwörung wider die gemeinen Bürger Schuld. 234.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Condillac, Etienne Bonnot de, 1714-1780 / Zabuesnig, Johann Christoph von, 1747-1827 / Aulinger, Johann Baptist [Illustrator]

Des Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten

Bd.: 3

Augsburg (1779)

H.un. 136-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031545-2
VD18 90172221